Schriften der Gesellschaft

für Theatergeschichte

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

8 32.09
F389

Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte

Band 2

Josef Schreyvogels Tagebücher 1810–1823

Herausgegeben

von

Karl Glossy

I. Theil

Berlin

Verlag der Gesellschaft für Theatergeschichte

1903

Josef Schreyvogels Tagebücher
1810–1823

Mit Vorwort, Einleitung und Anmerkungen

herausgegeben von

Karl Glossy

I. Theil

Berlin
Verlag der Gesellschaft für Theatergeschichte
1903

270249

STANFORD LIBRARY

Druck der k. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Digitized by Google

Professor Dr. August Sauer

in treuer Freundschaft

zugeeignet.

Vorwort.

Wer in Schreyvogels nachfolgenden Tagebuchblättern Aufzeichnungen erwartet, wie sie gewöhnlich von Bühnenleuten geboten werden, wird die beiden Bände unbefriedigt aus der Hand legen. Denn nichts von alledem ist darin zu finden, keine Kulissengeschichten, keine intimen Mitteilungen über Kunstgenossen und was sonst zu den Pikanterien dieser Literaturgattung zählt.

Schreyvogels Aufzeichnungen sind vielmehr eine Art Chronik der inneren Kämpfe eines Menschen, der nach Vollkommenheit strebte und zu diesem Zwecke ein Tagebuch führte. „Wie alle Religionen Stunden des Gebetes und der Betrachtung haben, so sei es mir Religion, mich in diesem Tagebuche mit meinem besseren Selbst zu beschäftigen" — heißt es auf einem dieser Blätter, die sich in ihrer Gesamtheit als ein psychologisches Denkmal eines Mannes darstellen, der bis ins vorgerückte Alter bemüht war, seine moralischen Fehler zu bekämpfen.

„Wäre den Menschen ihr geistiger Zustand und ihre Sittlichkeit ebenso wichtig als ihr bürgerliches und physisches Wohl" — bemerkt er einmal — „so würden und müßten alle ordentlichen Leute um so gewisser moralische Tagebücher führen." Zu dieser Erkenntnis ist Schreyvogel erst in voller Mannesreife gekommen, nachdem er lange zwischen Weisheit und Torheit geschwankt, reiche Erfahrungen gesammelt und durch ein tiefes philosophisches Studium die Geheimnisse

des geistigen Lebens ergründet hatte. Schon viele Jahre vor Beginn dieses Tagebuches wollte er Ordnung in sein Inneres bringen. Das erstemal im November 1796, kurz nach seiner Rückkehr aus Jena, wo ihm der Umgang mit den literarischen Größen der Zeit ein neues Leben erschlossen hatte. Nur drei Tage blieb er seinem Vorsatze getreu; das Wiener Leben mit seinen mannigfaltigen Anreizen ließ ihn nicht zur Sammlung kommen. Als er im November 1798 zum zweitenmale es unternahm, ein Tagebuch — diesmal in französischer Sprache — zu führen, hielten ihn schon nach kurzer Zeit drückende Sorgen und körperliche Erschöpfung von der Fortsetzung ab. Leider sind diese Blätter verloren gegangen.

Die Lektüre der großen Moralisten und das Studium der Kantischen Philosophie hatten inzwischen seine sittliche Kraft gestählt und ihn zur Einkehr veranlaßt. Zu seinem Tagebuch ist er aber vorzüglich durch die Bekanntschaft mit dem Leben Franklins und dessen Versuch, zur sittlichen Vollendung zu gelangen, angeregt worden. Ein Büchlein, das sich dieser angelegt, worin er die Tugenden verzeichnete, die er an sich zu erproben unternahm, enthält als Wahlspruch eine Stelle aus Addisons Cato, die sich in Schreyvogels Tagebuch ebenfalls findet. Auch Gibbon, Lavater und Montaigne waren ihm Vorbilder und in dem Leben hervorragender Männer suchte er das Große und Edle im Menschen auf, um seinen Charakter auszubilden.

Wie Franklin verzeichnet auch Schreyvogel die Tugenden, die er zu üben habe, um zur ethischen Vollendung zu gelangen.

Zorn, Mangel an Wirtschaftlichkeit, an Stärke und Überlegung, sowie Eitelkeit und Stolz gibt er als seine Fehler an, die ihn zu nützlichen Beschäftigungen untaug-

lich gemacht hätten. Außer dieſen Schwachheiten des Charakters beklagt er auch, durch Verſtandesfehler in ſeiner ethiſchen Entwicklung gehemmt worden zu ſein; die Nachgiebigkeit gegen die Eindrücke des Augenblicks habe das Unglück ſeines Lebens gemacht. Grillparzers Bemerkung, Schreyvogel gehöre unter die vielbewegten Geiſter, die teils mit, teils ohne Schuld ſich ewig aus der Bahn herausgeriſſen finden, auf die die Natur ſie hingewieſen hat, findet in Schreyvogels Aufzeichnungen die vollſte Bekräftigung. Daß er kein unwichtiger Menſch und ſeine Geiſtesbildung nicht gewöhnlich ſei, dieſe Erkenntnis war es, die ihm ſeine moraliſche Beſſerung zur Pflicht machte. Er wollte in der Welt noch etwas leiſten und dem öffentlichen Wohle dienen, er wollte der Allgemeinheit durch ſeine Talente nützlich ſein; aber er fühlte, daß hiezu Gelehrſamkeit und Wiſſen nicht hinreichen. Ein Mann, der als Gelehrter, als Staatsdiener oder durch ſonſt eine öffentliche Stellung berufen ſei, zur Beſſerung des Volkes beizutragen, müſſe vorerſt ſelbſt fehlerfrei ſein, nicht weniger auch der Schriftſteller, dem im Kulturleben eine große Aufgabe zufalle. Ein Moraliſt ohne Sittlichkeit ſei das verächtlichſte aller Weſen. Nicht ohne Einfluß auf dieſe Betrachtung mag auch der Zuſtand in Schreyvogels Vaterland geweſen ſein; er kannte die vortrefflichen Eigenſchaften des Volkes, dem in harten Zeiten ſchwere Prüfungen auferlegt wurden und mußte, wie ſo viele Erleuchtete ſeiner Zeit, bedauern, daß die geiſtige Kraft dieſer Maſſe durch ein Syſtem geſchwächt wurde, das dem ſinnlichen Genuß die Pforten weit geöffnet, vor jedem geiſtigen Hauch aber ſie ängſtlich verſchloſſen hatte. Daß dieſes Sichgehenlaſſen ein Volk entnerven und ſeine Moral ſchädigen müſſe, mochte der Urheber des Syſtems wohl geahnt haben, aber politiſche Maximen wurzeln nicht immer im

Boden der Moral. Zur Zeit, als Schreyvogel ſein Tagebuch begann, hatte es den Anſchein, als ſollte es in Öſterreich heller werden. Emphatiſch verkündete ein neues Zenſurgeſetz, daß von nun an kein Lichtſtrahl, woher er auch komme, verborgen bleiben ſolle. Aber dieſe Verheißung ſtellte ſich gar bald als eine große Lüge dar, denn es blieb alles beim alten. Schreyvogel ſelbſt hatte es erfahren müſſen, wie wenig die geiſtigen Fähigkeiten in einem Lande beachtet wurden, wo alles auf Routine hinauslief. Er dachte in dieſen Tagen über die ſittliche Entwicklung der Menſchheit wiederholt nach und er mußte ſich ſagen, daß im Moraliſchen die Menſchen ſeit Sokrates und Plato nicht fortgeſchritten ſeien und hätten die Griechen die Erfahrung der ſpäteren Zeit gehabt, ſie nichts zu erfinden übrig gelaſſen haben würden.

In Betracht ſeines eigenen Charakters hat Schreyvogel ein volles Bekenntnis ſeiner moraliſchen Schwächen in den Tagebüchern niedergelegt. Allen Fehlern ſtellt er den Jähzorn voran, den er zu bezähmen ſich ernſtlich bemühte. Montaigne war ihm hiefür ein Muſter und Plutarchs Abhandlung über die Bezähmung des Zorns ein Leitfaden, ſowie er ſich auch in Senecas Abhandlung über dieſe Leidenſchaft Rat erholte.

Man ſolle — ſagt er ſich — über den Zorn ebenſo beſchämt ſein wie über Unzucht und Trunkenheit. In ſeinem Berufe als Leiter einer Bühne iſt ihm der Kampf gegen dieſe Leidenſchaft mitunter recht ſchwer geworden und daß er ſie nicht zu beherrſchen vermochte, ihr vielmehr unterlegen iſt, beweiſt die Geſchichte ſeines Abganges von dem Burgtheater.

Geſchichte und Philoſophie ſollten ihm den Weg zur Vollkommenheit bahnen. In ſeiner Strenge gegen ſich glaubte er das Größte anſtreben zu müſſen, um ein Kleines

zu erreichen. Er forſchte dem Leben großer Männer nach, beſonders jenen des Altertums, deſſen bedeutendſte Schriftſteller lange Zeit ſeine Lektüre bildeten; er las Baumgartners Sammlung merkwürdiger Lebensbeſchreibungen und viele andere Biographien, vorzüglich ſolcher Männer, die wie er, erſt im reifen Mannesalter zu wirken begannen. Athen, Sparta und Rom ſollten in ſeinem beſcheidenen Heim aufleben, dort wollte er nüchtern und mäßig ſein wie Sokrates, ſtandhaft wie Cato, entſchloſſen und raſtlos wie Cäſar. In der neueren Geſchichte feſſelte ihn beſonders Sully, deſſen Memoiren er eifrigſt ſtudierte und der ihm ein geeigneter Stoff zur dramatiſchen Behandlung ſchien.

Auch die Gegenwart bot ihm Anlaß zu mancherlei Betrachtungen. Napoleons Tatkraft feuerte ihn an ein Held im bürgerlichen Leben zu werden. Mit Bewunderung ſah er auf dieſen ſtarken Geiſt, als ein Vorbild des Starkmütigen, dem die Erde gehöre und aus dem Untergang dieſer phantaſtiſchen Größe zog er die Lehre, wie alle Macht durch Übermut geſtürzt werde. Mit gleich großem Eifer machte ſich Schreyvogel mit den Schriften faſt aller Moraliſten des Altertums bekannt. Unter dieſen erſchienen ihm Sokrates und Epiktet als die vollkommenſten Menſchen, mit deren Lehren er bald innig vertraut wurde.

Vom ſtärkſten Einfluß auf ihn aber war Kant, zu dem er ſchon in den Tagen einer regelloſen Jugend Zuflucht genommen hatte und den er daher den erſten Freund und Wohltäter ſeines Geiſtes nannte. Zu Kant kehrte er nun wieder zurück, deſſen tiefe Blicke in das menſchliche Gemüt ihm auch diesmal zum Heile werden ſollten; er zog Kant allen anderen Philoſophen vor, weil er aufs Praktiſche ging, aber auch weil er ſich der Natur des großen Denkers verwandt fühlte, in dem ſich Gottes Wort für die Menſchen geoffenbart hatte.

Darum ist auch Kants Religionslehre die seine. Was das Christentum durch das Gefühl gewirkt, das müsse — meint er — Kants Sittenlehre durch die Vernunft bewirken; er könne daher nur in Kants Sinne ein Christ sein. Seine Kirche ist die belebte Natur, deren Mannigfaltigkeit, Weisheit und Güte er wiederholt preist und deren Zweckmäßigkeit ihm der klarste Beweis von dem Dasein Gottes ist. Der Sternenhimmel überzeugt ihn, daß da oben immer Gleichheit und Ordnung herrsche. Wie oft blickte er auf den Polarstern, den er als Sinnbild der Festigkeit zum Symbol des eigenen Lebens machte. Aus dem Saulus der Jugendzeit ist ein Paulus im Mannesalter geworden, ein Überzeugter, aber kein Frömmler. Deshalb seine Abneigung gegen alle, die mit Gott offen demonstrierten, deshalb sein Haß gegen Schlegel und den mystischen Adam Müller.

Bekenntnisse und Vorsätze wechseln in diesem Tagebuch, das Schreyvogel oftmals durchblätterte, nicht ohne Gefühl der Freude über den Kampf, in den ihn die moralischen Grundsätze mit verwöhnten Neigungen und äußeren Umständen versetzt hatten. Was wir besonders bewundern müssen, ist die Ausdauer, womit er Jahre hindurch während der größten geschäftlichen Sorgen an seiner ethischen Umwandlung gearbeitet hat. Man wird den ersten Band des Tagebuches, dieser wichtigen Quelle für den kommenden Biographen Schreyvogels, als ein historisches Dokument entgegennehmen, als ein Zeugnis der sittlichen Kraft jenes Mannes, den das Geschick in vorgerücktem Lebensalter zur Leitung der ersten deutschen Bühne berief. Von dieser Zeit an gestaltet sich das Tagebuch auch zu einer Chronik der dramaturgischen und literarischen Tätigkeit Schreyvogels; doch fehlt es auch jetzt nicht an moralischen Betrachtungen und an Aufzeichnungen über die Lektüre. Mitunter gewinnt

man den Eindruck als wäre dem Vielbeschäftigten die Fortsetzung dieses Tagebuches recht schwer geworden. Man merkt es manchen Zeilen an, daß sie von keinem Müßiggänger, daß sie in Hast, oft mit Aufopferung von Ruhe und Schlaf geschrieben wurden. Schreyvogel hatte dies schon 1814 vorausgesehen, als er in Betracht des neuen Berufes die Bemerkung machte, sein Tagebuch werde nach und nach unbedeutend werden. Das ist es trotz seiner Kürze doch nicht geworden. Ungeachtet vieler flüchtiger Aufzeichnungen ist dieser zweite Teil nicht nur von biographischem Interesse, er ist auch eine schätzenswerte Quelle für die Geschichte des Burgtheaters und der dramatischen Literatur. Urteile über Menschen und Verhältnisse zeigen die volle Reife des Mannes, der aber, wie aus den Charakteristiken mancher Personen zu ersehen ist, seiner Heftigkeit doch nicht vollends Herr werden konnte. Schreyvogel, der bis ins Greisenalter hinein hitzig und aufbrausend geblieben ist, bekennt dies an vielen Stellen seines Tagebuches selbst.

Ein Leben voll Mühe und Arbeit zieht in diesen Blättern an uns vorüber; wir sehen hier ein Talent im Kampfe gegen Unverstand und Anmaßung erlahmen und sich wieder aufrichten im Bewußtsein durch treue Pflichterfüllung einem großen Zwecke zu dienen.

Zu den schönsten Stellen zählen wohl die Notizen über Schreyvogels Verkehr mit Franz Grillparzer, der ihn mit Recht seinen väterlichen Freund nannte. Die warmen Herzenstöne eines sonst kühlen Verstandesmenschen lassen auf den tiefen Eindruck schließen, den der Genius des schüchternen jungen Dichters auf den erfahrenen Dramaturgen gemacht hatte. Es war ihm noch vergönnt, das Talent seines jungen Freundes sich zu jener Höhe entfalten zu sehen, die er ihm prophezeit hatte.

Will man das Weſen Schreyvogels, wie es ſich in dieſen Tagebüchern darſtellt, kurz zuſammenfaſſen, ſo kann dies nicht beſſer geſchehen als mit ſeinen eigenen Worten: „Er war ein Mann im ganzen und beſten Umfange des Wortes . . . . . Die Tugenden ſeines reifen Alters machten die Verirrungen ſeiner Jugend vergeſſen; und obwohl ſein Leben in dieſer früheren Zeit tadelhaft war, ſo ſtellt es doch ein lehrreiches Beiſpiel auf von dem, was der Menſch auch in ſpäteren Jahren noch durch Vernunft und Standhaftigkeit über Natur und Gewohnheit vermag.“

* * *

Mehr als ſiebzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit Schreyvogels Leben im Cholerajahr 1832 ein Ziel geſetzt wurde. Sein ſchriftſtelleriſcher Nachlaß iſt damals in die Hände Grillparzers gekommen, vielleicht auch noch in andere; beſaß doch daraus Ludwig Löwe viele Briefe, wovon jene Böttigers durch einen Wiener Buchhändler an die königliche Bibliothek in Dresden gelangten. Das Tagebuch aber iſt als ein koſtbares Andenken im Beſitze ſeiner Tochter geblieben, deren Gatte zwei Tage nach Schreyvogels Hinſcheiden derſelben Krankheit erlag.

Als ein koſtbares Vermächtnis hatte es auch Schreyvogels Enkelin gehütet, aus deren Händen ich es zur Abſchrift empfing. Wie oft ſtand ich dieſer edlen, feinſinnigen Dame gegenüber, wie viele Stunden ſind im Geſpräche über ihren Großvater dahingerauſcht, wie erfreut hat ſie mich durch das Vertrauen, den deutſchen Memoirenſchatz durch die Veröffentlichung dieſer Blätter bereichern zu dürfen. Die freundlichen Zeilen, womit ſie mich hiezu ermächtigte, bewahre ich als eine wertvolle Erinnerung an die mir unvergeßliche Frau. Leider kann ich ihr dieſe Bände nicht mehr vor-

legen, da sie längst ihrem berühmten Großvater in den Tod gefolgt ist.

Ihrem Andenken sei hiemit der Zoll der Dankbarkeit gebracht für die viele Mühe, die sie durch eine genaue Prüfung des Inhaltes aufgewendet hatte. Nur wenige, das intime Familienleben betreffende Stellen dieses Tagebuches sind von ihr der Veröffentlichung entzogen worden, alles übrige ist dem vollen Wortlaute nach zum Abdruck gelangt.

Zu großem Dank bin ich auch Herrn Dr. A. Daubrawa, Beamten der k. k. Hofbibliothek, verpflichtet, der mich nicht nur bei der Kollation der Abschrift und den Korrekturen, sondern auch durch höchst schätzenswerte Beiträge zur Biographie Schreyvogels tatkräftigst unterstützt hat.

Herrn L. Böck, Skriptor der Stadtbibliothek, habe ich für seine tätige, äußerst wertvolle Mithilfe bei den Anmerkungen und für die Anfertigung der Register zu danken.

Wien, im August 1903.

Dr. Karl Glossy.

Einleitung.

Am 31. Januar 1777 bekundete der Bürgermeister von Wien, Franz Gruber, „daß Gottfried Schreyvogel, bürgerlicher Tischlerholzhändler, mit Marie Anna, seiner Ehewirthin, dem christlich-katholischen Gebrauch nach durch des Priesters Hand in der Metropolitankirche zu St. Stephan ehelich kopulirt worden und in dem Stand der Ehe: Johann Georg, Gottfried und Joseph ehelich erzeugt, auch selbe in der sogenannten St. Ulrichs-Pfarrkirche christlich habe taufen lassen." Dem Ehepaare wurde weiters bezeugt, „daß es sich, wie es ehrliebenden Ehegenossen gebühre, jederzeit wohl verhalten habe."

Zu welchem Zwecke diese Urkunde ausgestellt wurde, ist aus ihrem Inhalte nicht zu entnehmen; sie macht uns aber mit der Familie Gottfried Schreyvogels bekannt, der am 14. Februar 1756 Bürger von Wien wurde und am 28. desselben Monates Marie Anna Bayer zur Frau nahm. Aus dieser Ehe ist Joseph Schreyvogel hervorgegangen, der am 27. März 1768 geboren wurde. Von seinen Brüdern ist Gottfried Müller geworden und 1790 bereits gestorben; der andere, Georg, hatte nach des Vaters Tode dessen Geschäft übernommen und ist 1806 aus dem Leben geschieden.

Ob diese Wiener Bürgerfamilie zu jenem Gottfried Schreyvogel in verwandtschaftlicher Beziehung stand, der wegen seiner „dem Erzhause in unterschiedlichem Weg, sonder-

lich aber bey nahmhaften Anticipationen sehr nutzbahren und ersprießlichen Dienste" mit kaiserlicher Resolution vom 23. November 1708 in des heiligen römischen Reiches Ritterstand erhoben wurde, war bisher nicht festzustellen, wohl aber, daß den Bürger Gottfried Schreyvogel sein Handwerk nährte, denn er hatte in kurzer Zeit zwei Häuser erworben, auch ein für damals nicht geringes Barvermögen angesammelt, viele Fässer guten Weines in seinem Keller, und konnte, als er am 20. April 1784 starb, seinen Kindern ein beträchtliches Erbe hinterlassen. So eifrig Schreyvogels Vater als Geschäftsmann war, so wenig hatte er sich mit der Erziehung seiner Söhne befaßt, die von der Mutter, einer trefflichen, herzensguten, aber äußerst schwachen Frau, übernommen wurde. „Meine Jugend" -- klagt Schreyvogel — „war unglücklich, ohne Rath und Leitung." Bezeichnend ist, daß er erst in seinem 8. Lebensjahre die deutsche Schule zu besuchen begann; vier Jahre später ist er Gymnasiast geworden, anfänglich mit schlechtem, in den nächsten Jahren aber mit bestem Erfolg.

Seine Lehrer: Reinhold Müller und der durch freie Gesinnung, sowie durch Liebe zur Wissenschaft ausgezeichnete Professor Zobel haben ihn zu den fähigsten Schülern gezählt. In sittlicher Beziehung waren ihm aber minderbegabte Mitschüler weit voraus, denn Schreyvogels Hang zur Ungebundenheit veranlaßte ihn zu allerlei Verletzungen der Schuldisziplin. Man sah ihn wiederholt mit seinem Kollegen Reilly in Bierstuben und ein Fluchtversuch läßt uns annehmen, daß ihm die Fesseln des Schulzwanges unerträglich wurden. Dagegen zeigte er schon frühzeitig ein lebhaftes Interesse für die Literatur und versuchte er sich eifrig in der Dichtkunst. In diesem Bestreben hatte er an seinem Freund Reilly einen Genossen, mit dem er gemeinsam Verse

ſchmiedete und allerlei dramatiſche Projekte, ſowie den Plan zu einer Zeitung entwarf.

Im Hauſe eines andern Kollegen, Joſef Sonnleithner, wurden Verſuche auf der Liebhaberbühne unternommen, wobei ſich Schreyvogel in eine der Schweſtern dieſes Freundes, der ſpäter Grillparzers Oheim wurde, herzhaft verliebte. So verging die erſte Zeit der Jugend in träumeriſchem Müßiggang und ohne ein feſtes Ziel für die Zukunft.

Nach des Vaters Tode auch finanziell unabhängig, begann ein Hin- und Herſchwanken zwiſchen Muſe und Berufsſtudium, eine Zerſplitterung der geiſtigen Kraft, die im Verlaufe der Zeit in dem Jüngling, dem es an gründlichen Begriffen von Recht und Pflicht nicht fehlte, das Gefühl völliger Unbrauchbarkeit erzeugte, das ſich nach und nach bis zum Lebensüberdruß ſteigerte. Sein Hang zur Hypochondrie hatte 1788 den äußerſten Grad erreicht und den Jüngling zu jeder geiſtigen Beſchäftigung unvermögend gemacht. Von allem Verkehr zurückgezogen, ſuchte Schreyvogel Erholung in Baden, wo er viel mit dem um 23 Jahre älteren Amand Berghofer verkehrte, dem öſterreichiſchen Rouſſeau, wie ihn Wieland zu nennen pflegte, einem Sonderling, der in ſeinem im Helenental gelegenen Häuschen die Fenſter gegen die Straße hatte vermauern laſſen, um nicht geſtört zu werden. Dort lernte er auch Karl Julius Fridrich, den Verfaſſer der Situationen, kennen, der ihm in der Zukunft ein treuer Freund geblieben iſt. Nach dieſen trüben Tagen, die mit der Wiedergeneſung von einer ſchweren Gemütskrankheit endigten, begann für Schreyvogel eine neue Epoche des Lebens, die mit dem Studium Kants eingeleitet wurde, dem er — wie er ſelbſt ſagte — ſeine geiſtige Wiedergeburt verdankte. Die völlige Heilung von aller

Schwärmerei erhoffte er aber durch die Lektüre der großen Satiriker, um die Welt in ihrem wahren Lichte zu sehen.

Schreyvogel zählt das Jahr nach dieser Krankheit zu den lichtesten Stellen in seinem zweiten Alter. Mit allem Fleiße ergriff er wieder das Berufsstudium, um sich für ein bürgerliches Amt vorzubereiten, da er fest entschlossen war, Sonnleithners Schwester zu ehelichen und ein geregeltes häusliches Leben zu führen. Dieser Vorsatz aber währte nicht lange, denn die Neigung zum Schriftstellern war bald wieder zurückgekehrt und der Plan, in Zukunft das Leben eines unabhängigen Gelehrten zu führen, für ihn verlockender, als Theresens schöne Augen.

Für Schriftstellerei wie für das Geistesleben überhaupt war aber damals eine harte Zeit angebrochen.

Der Unterschied zwischen der Denk- und Schreibfreiheit unter Josefs Regierung und der unmittelbar nach seinem Tode folgenden Unterdrückung der Aufklärung machte sich besonders jenen fühlbar, die im Geiste des gekrönten Menschenfreundes weiter wirken wollten. Aufklärer und Jakobiner galt der Reaktion einerlei und, was früher als Mittel angesehen wurde, den Staat in seinen Aufgaben zu fördern, schien nun mit einemmale Werkzeug, ihn zu zerstören. Die Jakobinerfurcht zeitigte aber nicht nur die Angst vor der Gelehrsamkeit, der Philosophie insbesonders, sie förderte auch ein üppig wucherndes Denunziantentum, wodurch das gesellschaftliche Leben empfindlich beeinflußt wurde. Die publizistischen Vertreter dieser Illuminaten- und Jakobinerriecher waren in Wien die Professoren Hoffmann und Hofstätter; jener unter Kaiser Josef zu den Aufklärern zählend und Sekretär der Freimaurerloge „zu Wohlthätigkeit", gab im Jahre 1792 die „Wiener Zeitschrift" heraus, dieser, ein Exjesuit, das „Magazin für Kunst und Literatur".

Hoffmanns Zeitschrift hatte den Zweck, „die geheimschleichende Bosheit verrätherischer Volksverführer zu entlarven“, Hofstätters Magazin die Aufgabe, „die im finstern herumschleichende Rotte aufzudecken“.

Beiden sind mit scharfen Geisteswaffen Alxinger und Schreyvogel publizistisch entgegengetreten, dieser gegen Hofstätter, jener gegen Hoffmann, den Alxinger den verächtlichsten aller deutschen Schriftsteller nannte, einen „Niemand, einen gar Niemand im Reiche der Wissenschaften, einen Marktschreier, der jeden, der seine Quacksalbereien wider das politische Zahnweh verschmähe, zu einem Jakobiner brandmarke“. In der Zeitschrift dieses Literaten ist Josef Schreyvogel als Schriftsteller zum erstenmale öffentlich aufgetreten, nicht als Schöngeist, sondern als Publizist. Der erste Aufsatz: „Ein Vorschlag, den Streit über das Recht der Constitution betreffend, mit einer kurzen Prüfung der neuesten Äußerungen des Herrn Justus Möser über das benannte Recht“, ist eine staatsrechtliche Studie, eine Polemik gegen Justus Möser, der 1791 in der Berlinischen Monatsschrift die Frage erörtert hatte: „Wann und wie mag eine Nation ihre Constitution verändern?“ Schreyvogel bemerkt in dieser Abhandlung, daß der Streit über das Recht der Konstitution der wichtigste Rechtshandel sei, den die Menschen gegeneinander führen können und meint, daß die Handlungen einer Nation, die das Recht der Konstitution ausübt, nach den Prinzipien des reinen Vernunftsrechtes beurteilt werden müssen. Er ist mit Möser überzeugt, daß es eine Nation nicht wagen dürfe, die alten Formen durch einen Machtspruch auf einmal umzustürzen; es sei Obliegenheit des fähigen Mannes, die bestehende Ordnung und die Gesetze des Landes zu beschützen, anstatt das Volk durch unbedachte Vorspiegelungen seiner Rechte und der Mängel und Gebrechen der alten Ein-

richtungen zu Ungehorsam und Aufruhr zu reizen. Die Regierungen, deren Pflicht es ist, für das Glück ihrer Bürger zu wachen, müssen auch das Recht und die Macht haben, mit allem Nachdrucke den unüberlegten schwärmerischen Unternehmungen vorzubeugen, welche die bürgerliche Sicherheit und Wohlfahrt in Gefahr bringen könnten.

Diese gelehrte Untersuchung hatte Hoffmann mit allerlei hämischen Ausfällen begleitet und sich in einigen Anmerkungen mit Schreyvogels Ansichten in Widerspruch gestellt.

In dem zweiten Aufsatze: „Hat vor dem französischen Hochgerichte der französischen Nation eine rechtliche Klage gegen die ausgewanderten Franzosen statt?“ verneint Schreyvogel diese Frage, weil die Emigranten hinlänglich zu verstehen gegeben hätten, daß sie nicht als Bürger eines ungeformten Reiches angesehen sein wollen.

In diesen Beiträgen hatte Schreyvogel tüchtige Proben seines publizistischen Talentes bekundet und mit Ruhe und Gemessenheit seinen Ansichten Ausdruck gegeben. Dem Herausgeber der Wiener Zeitschrift freilich erschien er gleichwohl als Jakobiner, auf den die Regierung ein sorgsames Auge haben müsse, und Hoffmann hatte es auch nicht unterlassen, im geheimen auf die gefährlichen Eigenschaften dieses Schriftstellers aufmerksam zu machen. Angeekelt durch das verwerfliche Handwerk dieses Sykophanten, gaben Schreyvogel und Alxinger jede Gemeinschaft mit Hoffmann auf, der auch bald genötigt war, sein publizistisches Organ einzustellen und sich in eine Provinzstadt zurückzuziehen.

Wie Hoffmann in Alxinger, fand Hofstätter in Josef Schreyvogel den heftigsten Gegner, der gegen ihn mit den schärfsten Waffen aus seiner geistigen Rüstkammer in einer Zeitschrift kämpfte, die Alxinger 1793 unter dem Titel: „Oesterreichische Monatsschrift“ 10 Jahre nach der Gründung der Berliner

Monatsschrift hatte erscheinen lassen. Man kann diese von Gedike und Biester begründete Berliner Monatsschrift mit Recht das Zentralorgan der Aufklärung in Deutschland nennen, neben der die Gothasche und Erfurtsche Zeitung, der deutsche Zuschauer, die Jenaer Literaturzeitung, der Genius der Zeit, die allgemeine deutsche Bibliothek und noch viele andere Zeitschriften im Geiste des Fortschrittes wirkten. Zu ihren Mitarbeitern zählten hervorragende Geister der Zeit; allen voran Immanuel Kant, dessen sämtliche kleine Abhandlungen zuerst in dieser Zeitschrift erschienen sind. Hier trat der große Philosoph mit allem Nachdrucke für die Aufklärung ein, die er den Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit nennt. Die Aufklärung sollte nach und nach bis zu den Thronen heraufgehen und auf die Regierungsgrundsätze Einfluß haben. Als wichtigstes Mittel empfahl er die Schreib- und Druckfreiheit; sei die einmal garantiert, so werde der Fortschritt schon von selbst nachkommen.

Man muß den Mut Alxingers bewundern, der ein publizistisches Unternehmen in einer Zeit wagte, wo der öffentlichen Meinung durch eine scharfe Zensur drückende Fesseln angelegt wurden. Mit der Begründung, daß dem Staate nicht nur die Obsorge über die physische, sondern auch über die geistige Wohlfahrt des Volkes zustehe, wurden gegen die Presse, die man als ein Übel betrachtete, allerlei Präventiv- und Prohibitivmaßregeln angewendet. Unter solchen Verhältnissen als Apostel der Aufklärung aufzutreten, war immerhin gefährlich und setzte vor allem die größte Unabhängigkeit voraus, noch mehr aber Klugheit und Vorsicht. Von den letzteren Eigenschaften gibt die Monatsschrift vielfache Beweise. Hielt man es doch für angezeigt, in einem historischen Aufsatze, worin das Wort Revolution vorkommt, in einer

Note zu bemerken: „Man erlaube mir, dieſes verrufene Wort in ſeiner urſprünglichen Bedeutung zu nehmen, die mit der jetzigen, da man Aufruhr und Verwüſtung darunter verſteht, wenig oder nichts gemein hat.“

In dieſer Zeitſchrift iſt Schreyvogel als Publiziſt, Hiſtoriker, Kritiker und auch als dramatiſcher Dichter aufgetreten, indem er daſelbſt ein Trauerſpiel: „Die eiſerne Maske“ veröffentlichte. Nicht alle Aufſätze, die er für dieſe Zeitſchrift geſchrieben hatte, ſind auch von ihm gezeichnet worden, doch fällt es nicht ſchwer, ſeine Autorſchaft einiger anonymer Artikel durch Stilproben feſtzuſtellen. Seit 1794 war er übrigens auch an der Redaktion der Monatsſchrift beteiligt, die außer ihm und Alxinger noch Johann Adalbert v. Ehrenberg, ſeinem Berufe nach ein Privatgelehrter, die Dichter Leon, Ratſchky und Schwandner zu führen ſich verpflichtet hatten. Jeder von ihnen ſollte innerhalb eines Jahres zwei Stücke unter ſeinem Namen und ſeiner Verantwortung herausgeben. Schreyvogel hatte das erſte und ſechſte Heft beſorgt, womit dieſe Zeitſchrift ihren Abſchluß fand. Die meiſten Aufſätze von ihm ſind eine ſcharfe Polemik gegen Hofſtätter. Wiederholt ſah er ſich genötigt, in eigener Sache aufzutreten, um die Anſchuldigungen ſeines Gegners zu widerlegen. Den Vorwurf der Geheimbündelei wehrte er mit den Worten ab: „Ich habe keine perſönliche Urſache, gegen die geheimen Geſellſchaften Gelindigkeit und Schonung zu empfehlen. Sie gehen mich nichts an. Ich ſtehe mit keiner derſelben in Verbindung und habe auch nie mit irgendeiner in Verbindung geſtanden. Mein Grundſatz war allezeit: ſind die Abſichten einer Geſellſchaft uneigennützig und löblich, ſo iſt das Geheimnis überflüſſig, ſind ſie es nicht, ſo iſt es verdammungswürdig.“ Ein anderesmal fordert er die Klugen und Rechtſchaffenen auf, ſich gegen die Toren

und Böſewichte zu vereinigen, aber nicht auf dem Wege einer mehr oder weniger geheimen Geſellſchaft, ſondern bloß durch die Natur der Sache und auf dem Wege einer ungehinderten Publizität.“ Auch in dem Schlußworte wendete ſich Schreyvogel gegen Hofſtätter, deſſen Abwehr er in dem Aufſatze: „Meine Rechtfertigung gegen die Verleumdungen, die der Herr Hofſtätter wider mich vorbringt,“ widerlegte. Mit Emphaſe wies Hofſtätter noch in ſpäteren Jahren darauf hin, wie er ſich dem Faunenſpott der Nikolai, der Bieſter, der jenaiſchen Zeitungsſchreiber, der Rebmann, der Knigge und anderer Aufklärungsrenommiſten preisgegeben und ſich die Ungnade des Kantiſchen Schreyvogels und aller wieneriſchen Vernunftmonopoliſten zugezogen habe.

Es war vorauszuſehen, daß einer Zeitſchrift, die gegen die Feinde der Aufklärung ſo heftig kämpfte, keine lange Dauer beſchieden ſein werde. Nicht der Mangel an Leſern hat das Ende der öſterreichiſchen Monatsſchrift herbeigeführt, wohl aber die Beſorgnis der Redakteure, als Umſtürzler behandelt zu werden. Der nachfolgende Bericht des Miniſters Pergen iſt wohl die verläßlichſte Schilderung, wie damals die Regierung über dieſe Zeitſchrift dachte. „Gleich der erſte in dieſer Monatsſchrift erſcheinende Aufſatz — bemerkt Graf Pergen — „Verſchwörung eines Erzbiſchofs der Inquiſition und der Juden gegen das Königreich Portugal“ iſt in jeder Rückſicht auffallend und deſſen Bekanntmachung bey der damaligen kritiſchen Lage ſehr zur Unzeit; während daß die Staats-Polizey ſichs zu ihrem angelegenſten Geſchäfte macht, ſo viel nur möglich alle auf die gegenwärtige Revolution in Frankreich Bezug habende Gegenſtände außer Umlauf zu ſetzen, bemühen ſich Schriftſteller mit Erlaubniß der Zenſur ſogar Revolutionsgeſchichten aus den vergangenen Jahrhunderten heraus-

zuheben, und ſie in einem Lichte darzuſtellen, das nicht etwa abſchreckend, ſondern vielmehr anziehend iſt; wodurch das Publikum mit der Idee von Staatsumwälzungen familiariſiret und demſelben einleuchtend gemacht werden ſoll, daß Revoluzionen von jeher entſtanden ſind und daß ſie nicht das Werk von Aufklärern, und geheimen Orden waren, ſondern von Menſchen aller Klaſſen, und ſelbſt von der Geiſtlichkeit vorbereitet und zu Stande gebracht worden ſind. — In eben dieſer Abſicht iſt auch der in dieſem Hefte weiter vorkommende Aufſatz unter dem Titel: „Jakobiner und ihre Kappen in Frankreich fünfthalbhundert Jahr vor der Revoluzion“ geſchrieben, und wird daher unter obigem Geſichtspunkte für die dermalige Zeit, gleichfalls ſehr bedenklich. Der Aufſatz pag. 54: „Klägliches Sendſchreiben eines Illuminaten an ſeinen Ordensprovinzial“ iſt eine offenbare persiflage auf das bekannte Buch die neueſten Arbeiten des Spartacus und Thilo.

Es giebt bekanntermaßen kein ausgiebigeres Mittel, die Menſchen von einem ernſthaften Gegenſtande abzuziehen und die Aufmerkſamkeit zu vernichten, als dem Ernſthaften geſchwinde eine bürleske Idee an die Seite zu ſtellen, und hiedurch die Lacher und Spaßmacher für ſich zu gewinnen. Ich getraue mich hier nicht zu beſtimmen, welcher Werth dem Buche, die neueſten Arbeiten des Spartacus und Thilo beyzulegen ſeyn dürfte, aber wenn der Verfaßer des gegenwärtigen Sendſchreibens zur Abſicht hatte, das Werk durch dieſe komiſche Wendung herabzuſetzen, und die Aufmerkſamkeit, welche es vielleicht erregen könnte, abzulenken, ſo iſt es ſicher, daß er ſeinen Zweck wenigſtens bey den Leſern von dem gewöhnlichen Schlage nicht leicht verfehlen werde.

Die Aufſätze pag. 73 und 84 (Über eine Seiner

Heiligkeit Pius VI. zugeschriebene Rede die Ermordung Ludwig XVI. betreffend und „Wie man sich vertheidigt“) nebst den angehängten Noten sind gegen den Herausgeber des Magazins der Kunst und Litteratur, den Abbé Hofstätter und seinen Mitarbeiter Haschka gerichtet, und man siehet hieraus deutlich, daß es hier nicht darum zu thun ist, durch bescheidene Kritik die Ideen eines Dritten zu berichtigen, sondern es ist angelegter Plan den Abbé Hofstätter so wie alle, welche für die gute Sache schreiben, beym Publikum in ein so gehäßiges Licht zu stellen, daß man über Persönlichkeiten und hämische Witzeleien die Sache selbst vergessen soll, und man dergleichen gutdenkende Schriftsteller durch wiederholte Anfälle dieser Art zuletzt dahin zu bringen hofft, daß sie müde des Streites den Kampfplatz verlaßen, und sich wie Hoffmann zurückziehen werden. Ob ein Schriftsteller, der für Aufrechterhaltung der Religion, Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung schreibt, und das Glück eines monarchischen Staates gegen die Greuel der Anarchie abstehend darstellet, eine solche Behandlung verdiene, ob die Zensur in den jetzigen Zeitumständen nicht blos wegen des gutdenkenden Schriftstellers, welcher durch boßhafte Satyre außer Stand gesetzt wird Gutes zu wirken, sondern wegen des Staates selbst dergleichen Schriften, wodurch nur der Partheygeist genährt wird, nicht unterdrücken sollte, ob der Fehler, daß solches nicht geschieht, in dem Mangel an den für gegenwärtige Epoche anpassenden Zensurvorschriften oder an den Zensoren, welche vielleicht mit dem Geiste der Zeit nicht hinlänglich bekannt sind, liege, ob patriotisch gesinnte und für die echte Aufklärung eifernde Männer, wenn sie gegen die verabredeten Angriffe gewisser zweydeutiger Schriftsteller, und Afteraufklärer nicht geschützt werden, künftig den Muth nicht sinken laßen, und die gute Sache als verlassen

anſehen werden, das alles getraue ich mir nicht hier näher zu entwickeln.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Brochurenaufklärung bisher ſicher mehr geſchadet, als genützt habe, weil durch ſolche einer Klaſſe von Menſchen, die von allen Kenntnißen entblößt iſt, die vorausgehen müſſen, um die Dinge im Zuſammenhange zu ſehen, eine Menge unverdaute Begriffe über Religion, Menſchenrechte und Menſchenglück beygebracht worden ſind, die nun in den Köpfen derſelben eine gräßliche Verwirrung anrichten und dieſe Klaſſe in die peinliche Lage ſetzen, daß ſie gar nicht mehr weiß, was ſie glauben, oder an was ſie ſich eigentlich halten ſoll. Von dieſer Verwirrung der Begriffe rühren alle die religiöſen und politiſchen Schwärmereyen her, welche die unglücklichen Bewohner Frankreichs zu ſo abentheuerlichen und gewaltthätigen Schritten verleiteten, und welche früher oder ſpäter überall Platz greifen werden, (weil gleiche Urſachen immer auch gleiche Wirkungen hervorbringen) wenn nicht bey Zeiten dem um ſich greifenden Uibel durch zweckmäßige Mittel Einhalt gethan wird. Die Bildung der unteren Klaſſen muß verhältnißmäßig mit ihrem Stande, und ihrer Beſtimmung ſeyn. Wenn der gemeine Mann einen einfachen, auf das Herz wirkenden Religionsunterricht erhält, wenn ihm von den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen nur dasjenige beygebracht wird, was ihm in ſeinem Geſchäftstriebe zur Beförderung ſeines bürgerlichen Glücks brauchbar und nützlich iſt, ſo iſt er für ſeine Sphäre aufgeklärt, und dieſe Aufklärung iſt heilſam für ihn, vortheilhaft für den Staat; wird hingegen der gemeine Mann mit Dingen beſchäftiget, welche in das Spekulative der Religion und Philoſophie einſchlagen, ſo verwirren ſich ſeine Begriffe, er giebt ſich mit unnützen Grübeleyen ab, wünſcht ſich in eine höhere Klaſſe aufzuſchwingen, wird für ſich ſelbſt unglücklich und für den

Staat gefährlich. Höhere Kenntniſſe ſollen alſo nur für jene ſeyn, welche vermöge ihres Standes beſtimmt ſind, andere zu leiten, dieſe können und ſollen ohne Beſchränkung aufgeklärt werden, und je mehr ſie aufgeklärt werden, deſto vollkommenere brauchbarere Menſchen werden ſie ſeyn und deſto beſſer wird ſich die Staatsverwaltung hiebey befinden.

Meiner geringen Meinung nach beruhet auf dieſer verhältnismäßigen Aufklärung der verſchiedenen Klaſſen die ganze öffentliche Erziehungskunſt, und es iſt Pflicht der Staatsverwaltung von den unterſten Schulen angefangen durch alle Zweige des öffentlichen Unterrichts auf dieſen Zweck zu arbeiten."

Pergens Bericht erklärt zur Genüge die Furcht der Regierung vor Wiſſenſchaft und Aufklärung und ihre Abneigung gegen die Schriftſtellerei, die durch Hoffmanns und Hofſtätters Denunziationen zu verkümmern drohte, da ſich die wenigen Berufenen ſcheuten in die Öffentlichkeit zu treten. Die Leichtfertigkeit, womit jeder hell Denkende ſofort als Jakobiner erklärt wurde, hatte ſo manchen Öſterreicher veranlaßt, dem Vaterlande den Rücken zu kehren. Zu dieſem Entſchluſſe iſt auch Schreyvogel gekommen, deſſen Entfernung aus Wien damals mit der Entdeckung einer Jakobiner Verſchwörung in Verbindung gebracht wurde. Es zeigte ſich aber bald, daß an dieſem Gerüchte kein wahres Wort ſei.

* * *

Um den Verdächtigungen auszuweichen, aber auch um wieder den Wiſſenſchaften zu leben, iſt Schreyvogel im Herbſt 1794 nach Jena gezogen. Ein Brief Alxingers führte ihn bei Wieland mit den Worten ein: „Wenn man irgend einen jungen Mann mit Zuverſicht empfehlen könnte, ſo iſt es dieſer. Mit einem redlichen Charakter verbindet er einen

trefflichen Kopf und nicht gemeine Kenntniſſe. Dennoch iſt er mit den letzteren noch bei weitem nicht zufrieden. Deſto zufriedener ſind wir mit dieſer Unzufriedenheit. Er ziehet nun nach Jena ein paar Jahre zu ſtudiren und dieß wird er gewiß im eigentlichen nicht im gewöhnlichen Verſtand dieſes Wortes. Natürlicher Weiſe wünſcht er den großen Mann kennen zu lernen, deſſen Geiſt noch in den letzten Jahren dieſes Weltſyſtems die Bewunderung aller Edlen und Weiſen einärndten wird."

Damals waren es gerade 10 Jahre, ſeit der Wiener Karl Leonhard Reinhold, der Apoſtel des großen Philoſophen in Königsberg, mit Empfehlungen Blumauers bei Wieland angeklopft hatte, deſſen Schwiegerſohn er wurde.

Auch Schreyvogel iſt in Wielands Hauſe ein gern geſehener Gaſt geweſen. „Die ſächſiſchen Gelehrten" — ſchrieb er bereits im Oktober 1794 aus Jena an ſeinen Bruder Georg — „haben mich überall freundlich aufgenommen und erweiſen mir alle Freundſchaft. Beſonders bin ich hier und in Weimar ſchon völlig eingewohnt, als ob ich mein ganzes Leben da geweſen wäre." Er meldet von Beſuchen bei Schulz, Schiller, Bertuch, Schütz, Hufeland und Goethe, und um dem ſchlichten Holzhändler die Bedeutung Goethes recht nahe zu führen, unterläßt er nicht zu bemerken, daß dieſer auch Geheimrat ſei.

Über Schreyvogels Verkehr mit Goethe iſt leider kein ſchriftliches Zeugnis vorhanden. Goethe nennt ihn nur einmal in einem Briefe an Voigt in wegwerfendem Tone.

Daß er den jungen Mann freundlich aufgenommen, ihn ſogar zum Schaffen ermuntert hat, wiſſen wir aus Grillparzers Selbſtbiographie, aber ebenſo gewiß iſt es, daß er ihm in der Folge nicht gewogen war. Schreibt doch Böttiger an Schulz im Oktober 1796, daß Goethe Schrey-

vogel „zuletzt in Jena überall anfletſchte“. In ſeinen Tagebüchern kommt Schreyvogel mehrmals auf Goethe zu ſprechen und noch in ſpäteren Lebenstagen bemerkt er, daß dieſer im Guten und im Schlimmen viel Einfluß auf ſeine Geiſtesrichtung, ſelbſt auf ſein Leben gehabt habe. Was mag der Grund von Goethes Antipathie geweſen ſein? Etwa Schreyvogels Beziehungen zur „Literatur“, worunter man in Weimar allgemein das Haus des Hofrates Schütz, des Herausgebers der „Literatur-Zeitung“ verſtand, deſſen Gattin Schiller in einem Briefe an Gottfried Körner als ein triviales, ſonſt ſehr lebhaftes Weib ſchilderte, das unausſprechlich gern gefallen wolle und ſich durch die auffallendſten, übel angebrachten Kleidertrachten lächerlich mache. Der junge, intelligente Wiener ſcheint einen mehr als oberflächlichen Eindruck auf dieſe Frau gemacht zu haben, deren Freundſchaft er auch in einem Briefe an ſeinen Bruder gedenkt.

Im allgemeinen dürfte Schreyvogel, wie alle Öſterreicher, die nach Jena kamen, in guter Beziehung zu Profeſſoren und Studenten geſtanden ſein. Mit Hufeland bahnte ſich nach Schreyvogels Abgang von Jena ein brieflicher Verkehr an, und Böttiger, den er damals kennen lernte, blieb ihm ein getreuer Korreſpondent. Schulz, mit dem er ſchon in Wien verkehrt hatte, bewies ihm viel Aufmerkſamkeit und Schiller ſcheint ihn ebenfalls zur literariſchen Produktion aufgemuntert zu haben.

Zu Wieland muß ſein Verhältnis ein wahrhaft freundſchaftliches geweſen ſein, da ihn dieſer im Juni 1803 an die unvergeßlichen Stunden erinnerte, „worin ihm das intereſſante Vergnügen ſeiner Bekanntſchaft zu teil wurde“.

Wie groß deſſen Vertrauen zu Schreyvogel war, beweiſt, daß er ihm damals „den Gegenſtand ſeiner angelegenſten Hoffnungen“ ſeinen Sohn Ludwig empfahl, der

in dieſen Tagen nach Wien kam, um ſich in der großen Kaiſerſtadt auszubilden und — nach Wielands Worten — ſeine Kenntniſſe in dem, was nach Pope „the proper study of Mankind“ iſt, zu erweitern.

Welche Studien in Jena unternommen wurden, womit Schreyvogel ſich im beſondern beſchäftigte, wie weit er fortgeſchritten, von alledem iſt nur wenig bekannt. Er ging nach Jena, um — wie er an Bruder Georg ſchrieb — ſeine Talente ganz zu benützen und durch ſeine Fähigkeiten ſich ſelbſt, dem Vaterlande und den Freunden Ehre zu machen.

Aus ſeinen Briefen atmet die vollſte Zufriedenheit, er lobt das Weimarſche Land, wo die größte Freiheit im Denken, Reden und Schreiben herrſche, er ſpricht vom Fleiße, der hier gleichſam zu Hauſe ſei, und von der Gelegenheit und Aufmunterung, die man hier zum Studieren habe.

Seine Vaterlandsliebe zu betätigen, hatte Schreyvogel beſonders in der erſten Zeit des Jenaer Aufenthaltes wiederholt Gelegenheit. Trotz aller bitteren Erfahrungen, die ihm den Aufenthalt in Wien verleidet hatten, iſt er doch ein eifriger Anwalt ſeiner Heimat geweſen. „Ich habe“ — ſchrieb er einmal — „viel zu thun, um die Leute zu überreden, daß es in Öſterreich ſo arg nicht iſt, als man ſich vorſtellt. Beſonders hält man die Wiener noch immer für ganz erſtaunliche Eſſer; und ich finde doch, daß die Leute, die etwas haben, um nichts weniger und um nichts ſchlechter eſſen als die Leute in Wien.“

Auch ſpäterhin hat er in Briefen an Böttiger und Hufeland über die kleinſtädtiſchen Begriffe geſpöttelt, die man ſich in Weimar und Jena von der „engherzigen Stimmung“ des Wiener Publikums machte. Den Weimarern ſcheint Schreyvogel ein „Ausnahms-Wiener“ geweſen zu ſein, denn man ſah ihn — wie er berichtete — für ein

„ordentliches Wunder“ an. Sein Wissen, seine gesellschaftlichen Talente und nicht zuletzt seine schriftstellerischen Fähigkeiten mochten viel dazu beigetragen haben, eine bessere Meinung über die geistige Kultur in Österreich zu erzeugen. Wie kurz vorher in der thüringischen Universitätsstadt der Kärntner Herbert wegen seines Wissensdranges angestaunt worden war, so sah man nun auf den Wiener Schreyvogel, den, schon nach kurzem Aufenthalte, der Herausgeber der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ zu seinem Gehilfen erkor. Die Partei der „Ängstlichen“ in Wien mag die Nachricht hievon mit Kopfschütteln aufgenommen haben, zumal die „Literatur-Zeitung“ in Österreich verboten war, „weil sie Grundsätze enthalte, welche durch boshafte Anwendung übelgesinnter Menschen sehr leicht der öffentlichen Ruhe nachtheilig werden könnten.“ Schreyvogels Wirken an dieser Zeitschrift scheint nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein, da Böttiger nach dessen Abgang von Jena sein Bedauern ausdrückte, daß die „Literatur-Zeitung“ leider keinen Schreyvogel mehr habe, eine Klage, der Goethes geringschätzige Bemerkung entgegensteht, daß die Lücke von der Art sei, daß sie leicht durch mindere Subjekte ausgefüllt werden könne.

Zwischen der Brotarbeit, wie Schreyvogel seine Tätigkeit an der „Literatur-Zeitung“ nannte, und den Studien, die er betrieb, ist er aber auch als Dichter tätig gewesen. In Jena entstand das Lustspiel „Die Witwe“, das von Schiller in die „Neue Thalia“ aufgenommen wurde. „Dieß kleine Stück“ — schrieb am 2. November 1794 Schulz an Schiller — „scheint mir eine sehr ausgezeichnete Stelle unter den Produkten dieser Art, deren wir noch so wenige in unserer Literatur haben, und gleich hinter Goethens Geschwister einen Platz zu verdienen.“ „Sie werden“ — setzt Schulz mit Bezug auf Schreyvogel fort — „an ihm einen guten Mitarbeiter

haben, der alle Hoffnung gibt, mit jeder neuen Ausarbeitung eine beſſere zu liefern, beſonders da er nicht nötig hat, ums Brot zu ſchreiben und da er überhaupt in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn Grundſätze äußert, die nothwendig weiter helfen müſſen. Sehen Sie hierüber den Brief ein wenig an, mit welchem er mir „Die Witwe“ zuſchickte.“

In dieſem Briefe an Schulz bemerkt Schreyvogel unter anderem: „Ich möchte, daß — nachdem ich ſelbſt ſchon ſo manches verwarf, was ich ſchrieb — endlich auch etwas von einem einſichtsvolleren Freunde verworfen würde. Dieß iſt die reine Wahrheit und ich rechne auf Ihre ganze Aufrichtigkeit, mein verehrter Freund. Ich leugne nicht, daß ich den Ehrgeiz habe, ein guter Schriftſteller werden zu wollen: aber ich hoffe, daß ich lange noch nicht die Eitelkeit haben werde, zu glauben, daß ich es ſey. Nach dieſen Grundſätzen wünſche ich beurtheilt zu werden.“

Goethe, der das Manuſkript dieſes Stückes von Schiller entlehnt hatte, ſtellte es ohne alle Kritik zurück; es mag ihm für ſeine Bühne nicht getaugt haben. Dagegen lobte der alte Körner den Dialog, meinte aber, Plan und Charaktere könnten beſſer ſein.

Eine zweite Arbeit Schreyvogels in Jena war „Der neue Lovelace“, wovon Proben in Wielands Merkur erſchienen ſind. Lovelace, ein Familienroman in Briefen, iſt in der Form eine Nachahmung Richardſons, den Schreyvogel ſchon als Student in Wien fleißig geleſen hatte, wo er durch mancherlei Überſetzungen in den beſſeren Geſellſchaftsſchichten ſtark verbreitet war, indes die unteren Klaſſen ſich noch lange Zeit hindurch an Ritter- und Geiſterromanen ergötzten. Die im Merkur abgedruckten Briefe erſchienen ungefähr um dieſelbe Zeit, als Tiecks „William Lovell“ zur Ausgabe kam, der in Öſterreich verboten wurde.

Nach zwanzig und etlichen Jahren beantragte Schreyvogel in seiner amtlichen Eigenschaft als Zensor ebenfalls das Verbot dieses Romans „weil dieses unreife Jugendwerk, worin Tugend und Laster, Vernunft und Unsinn einerlei Gestalt und Farbe tragen, durchaus keinen Nutzen, wohl aber Schaden stiften könne."

Schreyvogels Lovelace, der seinem Inhalte nach mehr in das Gebiet der Don Juan-Romane gehört, die nach Mozarts Oper in Schwang kamen, ist ein Torso geblieben, wiewohl es an Aufmunterung zur Vollendung nicht fehlte. „Was macht Lovelace?" — schrieb Böttiger 1796 aus Weimar — „schon die Bruchstücke im Merkur haben große Sensation gemacht. Wieland hat sogar Briefe und Anfragen darüber bekommen. Noch neulich hat unsere Sappho, die Frau von Berlepsch, die sich jetzt hier aufhält, sehr angelegentlich darüber inquiriert."

In Schreyvogels Schriftstellerei bedeutet der Aufenthalt in Jena einen entschiedenen Fortschritt. Die Anerkennung seines Talentes im Mittelpunkte der deutschen Literatur wäre für jeden anderen Schriftsteller ein Ansporn zu weiterem Schaffen gewesen, für Schreyvogel aber war sie nicht fruchtbringend.

Wie in späteren Jahren, beschäftigte er sich auch in dieser Zeit mit einer Menge von Plänen, von welchen jedoch keiner ausgeführt wurde. Wohl mögen ihm die Arbeiten bei der Literaturzeitung und das Studium der Geschichte, dem er in Jena mit Fleiß oblag, nicht viel Muße zum eigenen Schaffen erübrigt haben, weit mehr aber war es der böse Dämon Hypochondrie, der ihm von Zeit zu Zeit die Lust am Schaffen raubte. In seinem Tagebuche verzeichnet er, wie in Jena Trübsinn und Stolz und Selbstverachtung sich lange sogar auf seinem Gesichte ausgedrückt haben.

Schreyvogels Sorge um die Zukunft, die Krankheit ſeiner Mutter und gewiß nicht zuletzt der Vorſatz, ſich der Feſſeln im Schützſchen Hauſe zu entledigen, reiften im Herbſt 1796 den Entſchluß, Jena zu verlaſſen und nach der Heimat zu ziehen. Er mag ſich damals der Worte in ſeinem Lovelace erinnert haben: „Wir ſind doch nirgends ſo geſund als in unſerer Heimath.' Ich bin des Herumſtreifens für jetzt müde, und wenn ich meinen erſten Einfällen und Neigungen trauen dürfte, ſo möchte ich mich wohl einniſten und ein vernünftig Leben anfangen."

Eine Reiſe durch Deutſchland ſollte vordem noch ſeine Erfahrungen mehren. Wie weit ſich jene erſtreckte und mit welchen Perſonen er damals verkehrte, wiſſen wir nicht. Daß er in Berlin bei Bieſter geweſen erfährt man aus einem Briefe Böttigers, der am 8. Dezember 1796 ſchrieb: „Sie haben auf Ihrer Reiſe die Menſchen oft in ihrer Schlafrockattitüde belauſcht. Aber Sie ſind auch nicht durchgerutſcht. Aus Berlin ſchreibt man mir, daß Bieſter Sie geradezu für eine abgefeimte Jeſuiterſeele erklärt hatte. Alſo, lieber Freund, nur nicht ſo ſtolz gethan auf dieſe Lämmleinsgeſtalt. Man hat die Wolfsohren doch durchzucken geſehen."

* * *

Den Zeitraum nach ſeiner Rückkehr aus Jena zählte Schreyvogel ebenfalls „zu den lichteſten Stellen in ſeinem zweiten Alter", jenen von 1797 bis Ende 1799 zu den dunkelſten. Über keinen von beiden iſt uns in ſeinem Tagebuche Aufſchluß gegeben. Die Jenaer Eindrücke mochten anfänglich eine ſtarke Nachwirkung geübt, der Tod der Mutter im Jahre 1797 und getäuſchte Hoffnungen ſein Gemüt heftig erſchüttert haben. Ein öffentliches Amt zu erlangen, widerſtrebte ihm und ſchien auch mit Rückſicht

auf seine Vergangenheit ausgeschlossen. Es blieb also nur die Schriftstellerei.

Noch in das Jahr 1796 fällt der Plan zu einer moralischen Wochenschrift nach englischem Muster. Je mehr er sich mit dem Zeitungswesen beschäftigte, desto lebhafter wurde der Wunsch, Journalist zu werden und auf diesem Wege seine Fähigkeiten in den öffentlichen Dienst zu stellen. Eine Zeitung zu gründen, wäre unter den drückenden Zensurverhältnissen vergebliche Mühe gewesen, ein politisches Blatt schien wegen des Privilegiums der „Wiener Zeitung" geradezu ausgeschlossen. Da fügte es sich, daß gerade in dieser Zeit die Pachtung der „Wiener Zeitung" zu Ende ging, des einzigen Organs, das damals in Österreich berechtigt war, auch politische Nachrichten zu bringen. Wie diese beschaffen waren, läßt sich bei der strengen Abhängigkeit von der Regierung leicht ermessen. Im großen und ganzen war diese Zeitung trotz ihres vorgerückten Alters über die Kinderjahre des Journalismus nicht hinausgekommen und ist deshalb in den Zeitungen der josefinischen Periode wiederholt verspottet worden. Eine Reform dieses Blattes und mittelbar dadurch der österreichischen Journalistik zu unternehmen, schien also eine lohnenswerte Aufgabe, die Schreyvogel im Vereine mit dem Professor der Geschichte an der Wiener Universität, Mumelter v. Sebernthal, lösen wollte. In einem ausführlichen Plan zur Umwandlung der „Wiener Zeitung" in eine „Wiener Hof- und Staats-Zeitung" legte Schreyvogel dar, wie „die bisherige Einrichtung der „Wiener Zeitung" den Zweck eines öffentlichen, im Dienste der Monarchie stehenden Blattes nur auf eine sehr unvollkommene Weise erfülle." Dieser Plan enthält bereits die Grundzüge der modernen Zeitung. Schon die Auffassung von der kulturellen Bedeutung der Zeitung, dieses kräftigen Mittels, „ein ganzes Volk für große

Maßregeln zu vereinigen und schnell in Bewegung zu setzen," zeigt den modernen Geist Schreyvogels, in dessen Projekt fast alle Rubriken der heutigen Journale vertreten sind. Sein Blatt sollte eine Art Weltchronik bilden, vorzüglich aber die Geschichte des Landes und der Nation enthalten, und zwar in physischer, ökonomischer und sittlicher Beziehung; es sollte „ein Denkmal des österreichischen Gemeingeistes und der Nationalehre sein".

Weniger enthusiastisch dachten die verschiedenen Behörden, die hierüber ihr Gutachten abzugeben hatten. Man nannte die Idee neu, kühn, groß, Vortrag und Darstellung einnehmend und verführerisch, bezweifelte aber die Ausführung wegen des „gigantesken" Umfanges. Der Referent im Staatsrate, der obersten Behörde, meinte, eine Zeitung nach diesem Plane würde ein gelehrtes Journal und für das Publikum, das nur über die politischen Ereignisse unterrichtet werden wolle, von keinem Interesse sein. Die Folge wäre ein Aufblühen der auswärtigen Blätter in Österreich, über die man aber nicht so viele Macht habe wie über die inländischen, in welchen den Lesern das Zuträgliche aufgetischt, das andere aber durch eine strenge Zensur beseitigt werden könne.

Schreyvogels Vorschlag, damals abgelehnt, wurde nach ungefähr einem Jahrzehnt von dem offiziösen Publizisten Armbruster in den „Vaterländischen Blättern" zum großen Teile verwertet.

Durch das Scheitern dieses Zeitungsprojektes war auch Schreyvogels Lebensplan zerstört worden. Vergebens bemühte er sich der niederdrückenden Stimmung Herr zu werden, worein ihn die Sorge um sein künftiges Schicksal versetzt hatte. Von seinen Renten allein zu leben, dazu langte das väterliche Erbe nicht hin, dessen größter Teil übrigens schon auf-

gezehrt war. Mit dem Reſt mußte alſo hausgehalten und auf die Möglichkeit eines Einkommens gedacht werden. Da erſchien eines Tages ein Jugendfreund, Hohler genannt, mit dem Vorſchlag einer Unternehmung nach dem Muſter des Weimarer Kunſt- und Induſtriekomptoirs.

Nach langen Verhandlungen wurde man endlich handelseins; Schreyvogel ſteuerte den Reſt ſeines Vermögens bei und wurde — Kaufmann, zuerſt ſtiller, ſeit 1802 aber öffentlicher Geſellſchafter des Wiener Kunſt- und Induſtriekomptoirs.

Es war ein Unternehmen im großen Stile, deſſen Wirkungskreis nicht nur die bildende Kunſt, ſondern auch Literatur und Muſik umfaßte, denn ſchon im erſten Jahre erſchienen nahezu 60 muſikaliſche Werke, darunter ein Melodram aus dem Nachlaſſe Georg Bendas. Die erſten künſtleriſchen Kräfte wurden gewonnen: Kininger, der Meiſter in der Schabkunſt, desgleichen Agricola, Pichler und der berühmte Kupferſtecher Bartſch, Senn, Stubenrauch und Pfeiffer. Die Maler Molitor und Gauermann wurden nach Tirol geſchickt, um dort Aufnahmen zu machen, ein tüchtiger Drucker der chalkographiſchen Geſellſchaft aus Deſſau berufen, die erſte vollkommene Preſſe aufgeſtellt, eine von Unterberger erfundene Maſchine zum Grundieren der Kupferplatten angekauft und deren Verbeſſerung dem Mechaniker Girardoni übertragen.

Außer den Kunſtblättern, von welchen beſonders Kiningers Arbeiten Aufſehen erregten, der unter anderem Fügers Virginie, Sokrates und Coriolan und das Porträt des alten Jacquin; von Angelika Kaufmann, Alceſte, und Guerins Bildnis der Freiin von Arnſtein ſtach, erſchienen auch noch Landkarten, darunter die große Lipskyſche Karte von Ungarn.

So glänzend dieſes Unternehmen begonnen hatte, das

in gleichzeitigen Reisebeschreibungen eine Wiener Sehenswürdigkeit genannt wird, für Schreyvogel, der in seinem neuen Berufe mehr Kunstfreund als Handelsmann war, ist es nicht segenbringend gewesen. Mit seinem Kompagnon Hohler, dem undankbaren Jugendfreund, der sich monatelang um das Geschäft nicht gekümmert hatte, in langwierige Prozesse verwickelt, die endlich dessen Entfernung und den Eintritt eines anderen Gesellschafters zur Folge hatten, der schlechte Geschäftsgang und die dadurch hervorgerufenen finanziellen Wirren drückten ihn mit schweren Sorgen. Der grenzenlosen Ehrliebe wurden die letzten Reste des Vermögens geopfert. Trotz alledem war der Ruin des Geschäftes nicht aufzuhalten, die Kriegszeiten und der schlechte Geldkurs beschleunigten den Verfall dieses so glückverheißenden Unternehmens.

Wie tief dies auf Schreyvogels Gemüt wirkte, ist aus vielen Stellen seines Tagebuches zu ersehen. Schon 1811 notierte er mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse: „Es können und werden wahrscheinlich noch schlimmere Zeiten kommen.“ Und die schlimmste kam für ihn im August des Jahres 1813.

Lassen wir hierüber einer amtlichen Quelle das Wort: „In den letzten Tagen des August 1813“ — heißt es daselbst — „verfiel der Kunsthändler Schreyvogel, durch vieljährige Anstrengung und Sorge erschöpft und durch die mit ausbrechendem Krieg zunehmende Verschlimmerung seiner Handlungsangelegenheiten außer Fassung gesetzt, in Geistesverwirrung und endlich an der Rettung seines Vermögens, seiner Ehre und seines Lebens zugleich verzweifelnd in Wahnsinn.“ Am 4. September wurde — wie aus der Wiener Zeitung zu ersehen ist — die Kuratel über ihn verhängt und zum Kurator Dr.

Neſtroy, der Vater Johann Neſtroys, beſtellt. Die Nachricht von Schreyvogels Erkrankung hatte in den Kreiſen ſeiner zahlreichen Freunde große Beſtürzung hervorgerufen. Um ſo größer war die Freude, als ſchon nach wenigen Wochen die Ärzte Dr. Guldener und Primarius Eisl beſtätigen konnten, „daß Schreyvogel von ſeiner Geiſtes- und Gemüthskrankheit gänzlich geneſen, nun wieder vollkommen fähig ſei, ſeine Geſchäfte zu führen und ſein Vermögen zu verwalten.“

Was nun in der folgenden Zeit Schreyvogel an Vermögen und Geſundheit geopfert, um ſeine kaufmänniſche Ehre aufrecht zu erhalten, zeigt uns den edlen Charakter dieſes Mannes im hellſten Lichte.

„Daß meine Bücher, meine wenige Kleidung und Hauseinrichtung“ — bemerkt er Ende 1813 — „das Einzige ſind, was mir eigen bleibt, macht mich mehr vergnügt als traurig, denn mit Freuden ſcheide ich von dem erborgten Beſitz und der erlogenen Vermögenheit. Das tägliche Brod wird Gott beſcheeren und auch ein Übriges für die alten Tage und die Meinigen, wenn ich nicht mehr bin.“

Wer ſollte meinen, daß mitten in dem geſchäftlichen Jammer Schreyvogel ſich mit literariſchen Arbeiten zu beſchäftigen die Kraft beſaß! Und doch iſt gerade in dieſen Zeiten ſein beſtes Werk entſtanden, das ſeinen Ruf als Schriftſteller und Kritiker begründete: das Sonntagsblatt. „Wer es kannte“ — ſchreibt Schreyvogels Zeitgenoſſe Franz Gräffer — „dieſe Fundgrube von Studium, Beleſenheit und Philoſophie, Lebens- und Kunſtanſichten, wird ſagen müſſen, daß es ein würdiges Seitenſtück zu Addiſons und Steeles Zuſchauer war. Das Erſcheinen der Lieferungen konnte man nicht erwarten, die vornehmſten Geiſter beſtürmten das Verlagslokal . . .“

Die Idee zur Gründung einer moraliſchen Wochenſchrift war längſt gereift, der Plan hiezu bereits im Jahre 1796 vollendet. Warum er nicht ausgeführt wurde, iſt nicht aufgeklärt. Schreyvogel hatte ſich damals viel mit dem engliſchen Journalweſen befaßt; er blätterte mit beſonderem Intereſſe in den moraliſchen Wochenſchriften, im Mercure scandale von Defoe (1661—1701), im Tatler des Richard Steele, der 1711 auch den Spectator erſcheinen ließ, deſſen fleißiger Mitarbeiter Addiſon ihn von 1713 bis Ende 1714 fortſetzte. Aus dieſer Lektüre entſprang das Projekt einer Wochenſchrift nach engliſchem Muſter. Wie der Spectator fingierte auch die neue Wochenſchrift eine Sozietät, deren Mitglieder verpflichtet ſind, Beiträge zu leiſten. Im Spectator erſcheinen als Mitglieder außer dem Spectator, einem vielgereiſten Manne: Roger de Coverly, ein Edelmann voll Heiterkeit und Menſchenfreundlichkeit; ein Juriſt, der ſich mehr mit Ariſtoteles als mit der Rechtswiſſenſchaft beſchäftigt; der Handelsmann Sir Andrew Freeport; der Soldat Capitain Sentry und William Honneycomb, ein Mann der ſtrengſten Etikette, und als Gaſt ein Geiſtlicher von gründlicher Bildung. In Schreyvogels Projekt ſind als Mitglieder der Geſellſchaft verzeichnet:

Der Rechtsgelehrte, im Alter von 60 Jahren, mit einem komiſchen Hang zur Zerſtreuung. Der Reiſende, 53 Jahre, der ſchon in ſeinem 16. Lebensalter Wien heimlich verlaſſen hatte, um Griechenland zu ſehen. Nach 14 Monaten zurückgekehrt, betreibt er orientaliſche Sprachen und ſtudiert Medizin, wird aber wieder von dem Reiſefieber ergriffen, durchwandert Hindoſtan, Perſien und Arabien und kehrt nach 6 Jahren in ſein Vaterland zurück, wo er ſich mit Naturkunde beſchäftigt. Ein Streit über den von La Condamine berechneten Meridian reift in ihm den Entſchluß nach Ame-

rika zu gehen, wo er Franklin kennen lernt und Cook auf seiner letzten Seereise begleitet. Zurückgekehrt entschließt er sich, das Innere von Afrika zu besuchen, womit seine Reisen abschließen. Der schöne Geist, 42 Jahre, ein Mann von großen Anlagen und sehr gebildetem Geschmack, aber von einer Unentschiedenheit, die ihn abhält, seine Arbeiten der Öffentlichkeit zu übermitteln. Er ist voll Enthusiasmus und haßt die Stümper. Der Geistliche, eigentlich ein Philosoph, der die moralische Besserung des Menschen anstrebt; er ist für eine allgemeine Kirche im Kantschen Sinne. Der Offizier, 56 Jahre, dem es nicht an persönlichem Mut fehlt, der aber außer Fassung gerät, so oft er eine Disposition treffen sollte. Der Stumme, ein Hypochondrist und metaphysischer Geisterseher.

Für den Titel der Zeitschrift hatte Schreyvogel mehrere Bezeichnungen vorgemerkt: „Der Stammler," der Spitzname des Reisenden, der als Redakteur gedacht ist; „Die Müßigen," weil kein Mitglied der Gesellschaft eine bestimmte Beschäftigung hat; „Die Untauglichen" wegen des körperlichen oder Gemütsfehlers, den jeder besitzt und der ihm in seinem Berufe hinderlich ist. Der Zweck der Zeitschrift sollte belehrend, der Inhalt aufs Allgemeine und zwar auf die Sitten berechnet sein.

„Sie sind Österreicher" — heißt es in diesem Projekt — „ihre Wochenschrift soll in Wien und von Österreichern gelesen werden. Das bürgerliche und häusliche Leben und alles, was die Angelegenheiten eines Privatmannes, seine Pflichten und Obliegenheiten im Staate, in der Kirche, in seinem Stande, in der Gesellschaft, in seinem Hause sein kann, ist der Gegenstand derselben." Wie reichhaltig diese Schrift geworden wäre, kann man aus den 149 Titeln von Aufsätzen ersehen, die Schreyvogel für die erste Zeit auf-

gezeichnet hatte. Aus diesem Projekte ist das „Sonntagsblatt“ hervorgegangen, das am 15. Februar 1807 zum erstenmale erschien, zu einer Zeit, da Schreyvogels geschäftliche Sorgen sein Gemüt schwer belasteten. Die literarische Beschäftigung sollte ihm ein Mittel zur Aufheiterung und Erholung sein. Als Arbeitsgenossen gesellten sich ihm einige Freunde zu: Der junge, etwas linkische, aber witzige Wieland, damals Bibliothekar des Fürsten Esterhazy, der Schriftsteller Dr. Lindner, ein Livländer, den Schreyvogel in Jena hatte kennen lernen, derselbe Lindner, der nachmals Kotzebues Bericht an den russischen Kaiser über Deutschlands politische Literatur auffing und ihn veröffentlichen ließ, Karl Julius Fridrich und der Zensor Köderl, ein ästhetisch-philosophisch gebildeter und sprachkundiger Literat. Auch das Sonntagsblatt ist das Organ einer stillen Gesellschaft, als deren Aktuar Thomas West fungiert, indes Karl August West der Mantelname für den Literaten Schreyvogel ist.

Als Mitglieder dieser Gesellschaft erscheinen: Samuel Brink, der, von seinem Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt, sich lieber mit Politik und Geschichte beschäftigte, Solm, ein Soldat, dem es an Geistesgegenwart fehlte, Palmer (der Name kommt bereits bei Franklin vor), dessen Beruf als Geistlicher zwar charakterisiert, aber aus Zensurrücksichten nicht genannt wird, Friedrich Ernst, ein alter Mann, der wenig in deutscher Sprache geschrieben und nie etwas unter seinem Namen hatte drucken lassen, und Morfeldt, der Reisende.

Wie das ältere Projekt wird auch das Sonntagsblatt als eine österreichische Wochenschrift gedacht, mit der Aufgabe, unter den Landsleuten das Gefühl eigener Kraft und Unabhängigkeit zu erwirken. Es sollte der gründliche Gelehrte sich daran vergnügen, der flüchtige Weltmann sich

beluſtigen können. Dieſer Aufgabe iſt das Sonntagsblatt im Wechſel von Ernſt und Ironie gerecht geworden. Den Torheiten der Zeit iſt Schreyvogels Feder mutig begegnet, anfänglich mit leichter Ironie und Laune, Waffen, die ſich im Streite mit plumpen Gegnern in ſchwere Äxte und Streitkolben verwandelten, mit welchen er wuchtige Hiebe auf die Anhänger der modernen Literaturrichtung niederſauſen ließ. In dem Kampfe gegen die romantiſche Schule ſchoß er freilich manchmal übers Ziel, dafür aber ſtellte er Fr. Schlegels und Adam Müllers Frömmelei ins richtige Licht. Auch Heinrich von Collins Sprache und deſſen äſthetiſche Anſichten ſind von dem feinſinnigen, aber nicht immer objektiven Kritiker kräftig ironiſiert worden, der freilich einige Jahre ſpäter geſtehen mußte, daß er nicht unbefangen gegen dieſen Dichter geweſen ſei, weil die Leidenſchaft ſeine Kritik verbittert habe. Aus dem Haß gegen die Romantiker iſt auch ſeine feindliche Stellung gegen das Volkslied hervorgegangen, wohl mehr aus politiſchen als aus literariſchen Rückſichten.

„Derſelbe Geiſt der Träumerei und Unbeſtimmtheit — ſchrieb er im Sonntagsblatt — den unſere neuere Literatur zu einem lächerlich traurigen Schauſpiele macht, iſt auch in den wichtigen, ja in den ernſten und eigenſten Angelegenheiten unſrer Nation nur allzu ſichtbar. Für jeden fremden Einfluß empfänglich, gleich unfähig, Original und entſchiedener Nachahmer zu ſein, mehr grübelnd als auf Grundſätze haltend, nie einig und ſtets über Zwietracht und Mißverſtändniſſe klagend, große Zwecke mit kleinlichen Mitteln, kindiſche Abſichten mit feierlichem Ernſte verfolgend: ſo haben wir uns, als Nation betrachtet, in neuerer Zeit im großen wie im kleinen gezeigt. Die Schule haben wir mit dem Leben, das Leben mit der Schule verwechſelt. Noch jetzt ſoll

der erborgte Enthusiasmus der Poesie die Stelle des Nationalgeistes vertreten, dessen Mangel die eigentliche Ursache des politischen Verfalls von Deutschland ist.

Statt auf die Gegenwart zu merken und den Verstand mit praktischen Regeln, die Seele mit starken Entschlüssen zu füllen, vertiefen wir uns in die fabelhafte Vergangenheit und in das phantastische Reich der Ideale.

In dem Liede der Nibelungen, in den alten Volksbüchern und Mysterien meinen die Wiederhersteller Deutschlands dasjenige zu finden, was uns zu einer Nation machen soll .... Aber in diesen Torheiten gehen die letzten Reste deutscher Kraft und Selbständigkeit unter; und während unsere Jünglinge von dem starken Friedrich und mannhaften Carel faseln, zieht die hellsehende Gewalt ihr ehernes Netz über unsere Häupter zusammen."

Den Nibelungen ist Schreyvogel später allerdings gerecht geworden, denn er war es, der Raupachs Nibelungenhort auf die Bühne des Burgtheaters brachte.

Wie er sich nach Jahren zu den dramatischen Gedichten der Spanier verhielt, die er im Sonntagsblatte mehr abenteuerlich als romantisch nannte, zeigt die Bearbeitung Calderons und seine intensive Beschäftigung mit der spanischen Literatur, deren eifrigster Anwalt er geworden ist. Je mehr man sich in Schreyvogels Sonntagsblatt vertieft, desto größer wächst die Bewunderung über die außerordentlichen Geistesproben dieses Schriftstellers, dessen Leistungen zu den besten zählen, die damals in Österreich geboten wurden. Daß an diesen Früchten Wespen nagten, darf uns nicht wundern. „Man ist nicht immer unserer Meinung" — schrieb er am 5. Juni 1808 — „aber wir werden gelesen. Selbst die Unzufriedenheit, die wir hier und da erregen,

ſogar die Schmähungen, die man ſich gegen uns erlaubt, beweiſen, daß wir unſern Zweck nicht verfehlt haben."

Damit ſpielt Schreyvogel auf die Ausfälle der norddeutſchen Journale an, gegen die er ſich in eine ſcharfe Polemik eingelaſſen hatte, ſowie er nicht minder heftig auch gegen die erbärmliche Journaliſtik des Inlandes auftrat und gegen „die ganze Hecke litterariſcher Gelbſchnäbel, die piepend und krähend eine neue Morgenröthe der öſterreichiſchen Litteratur verkündete". Nicht blind gegen die Fehler ſeiner Landsleute, iſt er ſtets ein warmer Anwalt der Wiener geweſen, ohne dabei in eitle Lobrednerei zu verfallen. Bei aller Anerkennung ihres Witzes und Humors wollte er doch nicht deren Maxime „Heiter auch in ernſter Zeit" gelten laſſen und bekämpfte dieſe mit feiner Ironie, indem er ſie als einen Ausfluß erhabener Denkungsart, ſich über die gemeinen Bedürfniſſe des Lebens hinwegzuſetzen, und als einen Beweis ſpartaniſcher Großherzigkeit bezeichnete.

So iſt das Sonntagsblatt auch eine Quelle lokaler Kulturgeſchichte und durch Schreyvogels Kritiken auch der Wiener Theatergeſchichte.

Hier iſt der Ausgangspunkt ſeines dramatiſchen Wirkens. In der Kritik lag ſeine Stärke. Das fühlte er auch. „Wenn eine entſchiedene Neigung" — ſagt er — „viele Empfänglichkeit und ein ganzes der Kunſt gewidmetes Leben ein Recht erteilen, ſeine Meinung über Werke des Genies zu äußern, ſo darf ich hoffen, nicht zu den unberufenen Beurtheilern der Schaubühne gezählt zu werden."

Daß dieſer kritiſche Geiſt im Sonntagsblatte nicht ohne Einfluß auf den jungen Grillparzer geweſen iſt, hat Emil Reich in einer Studie hierüber ausführlich dargelegt. Wiederholt gedenkt Schreyvogel in den Tagebüchern des

Sonntagsblattes und seiner journalistischen Tätigkeit, zu der er sich stets hingezogen fühlte.

Wie seine Zeitgenossen, bedauern auch wir, daß die Last der Geschäfte ihn genötigt hatte, sein Wirken im Sonntagsblatte einzustellen, das nach Schreyvogels Rücktritte unter Wielands Leitung nur mehr ein kurzes Scheinleben führte.

* *
*

Aus dem Kritiker des Sonntagsblattes, Karl August West, ist der geistige Führer des Burgtheaters Josef Schreyvogel erstanden, der 18 Jahre hindurch unter dem bescheidenen Titel eines Hoftheatersekretärs diese Bühne geleitet hat. Man sagt, er habe den Ruf des Burgtheaters begründet, aber dieser war längst in die deutschen Lande gedrungen, schon zu Kaiser Josefs Zeiten, der die Schaubühne in der Burg zu Wien zum Nationaltheater erhoben hatte.

Schreyvogels Verdienst um dieses Kunstinstitut ist deshalb nicht minder hoch anzuschlagen, als das des kaiserlichen Gönners; denn er hat nicht nur den Ruf des Burgtheaters gefestigt und gemehrt, er hat ihn, nach einer schweren Krise dieser Bühne, sozusagen zum zweitenmale begründet. Unter ihm zogen die Klassiker in das Haus am Michaelerplatz, nicht mehr verballhornt und verstümmelt, unter ihm entwickelte sich das Repertoire zu einem wahren Schmuckkästchen deutscher und fremdländischer Literatur, unter ihm erwuchsen dem Burgtheater heimische Dichter, die den Stolz der deutschen Bühne bildeten, im Drama wie im Lustspiele, und ihm hatte das Wiener Publikum ein Ensemble von Künstlern zu danken, deren Namen noch heute fortleben. Mit Schreyvogel begann eine neue Epoche des Burgtheaters, das die nachjosefinische

Reaktion, wie so viele andere Zweige der geistigen Kultur in seiner Entwickelung ebenfalls gehemmt hatte.

Schon wenige Jahre nach Josefs Tode hörte es auf ein Hoftheater im eigentlichen Sinne zu sein; es wurde bereits 1794 an einen kunstsinnigen Handelsmann, Peter Freiherrn von Braun, verpachtet, der 1804 auch das Theater an der Wien erwarb. Beide Unternehmungen brachten keinen finanziellen Erfolg, weshalb sich Braun 1806 genötigt sah, seine Rechte einem Konsortium von Kavalieren abzutreten, dem die Fürsten: Lobkowitz, Nikolaus Esterházy, Josef Schwarzenberg; die Grafen: Ferdinand Pálffy, Stefan Zichy, Franz und Nikolaus Esterházy, Hieronymus Lodron angehörten und an dessen Spitze Fürst Esterházy stand.

Auch diese Gesellschaft kunstfreundlicher Adeliger mußte sich nach großen Geldopfern auflösen und würde sich 1814 Graf Ferdinand Pálffy, der auch Eigentümer des Theaters an der Wien war, nicht bereit erklärt haben, die Hoftheater zu übernehmen, die vielen Fremden zur Zeit des Wiener Kongresses hätten sich mit Staberls Späßen im Theater in der Leopoldstadt und mit den Produkten der Gleichschen Muse in der Josefstadt begnügen müssen. Graf Ferdinand Pálffy, der letzte Pächter des Burgtheaters, opferte seiner Vorliebe für die dramatische Kunst ein bedeutendes Vermögen und mußte 1817 von der Leitung des Burgtheaters zurücktreten. In eine schwere Schuldenlast verwickelt, sah er sich 1825 genötigt, auch das Theater an der Wien zu schließen, wo er, um die Schaulust der Wiener zu befriedigen, große Summen aufgewendet hatte. „In Betreibung seines Theater-Geschäftes“ — meldet ein amtlicher Bericht aus dieser Zeit — „ist ihm nichts zu kostbar, nichts zu ausgezeichnet; er weiß zu wählen und anzuordnen; in dem Übermaße des Schönen und Blendenden ruht aber

die Quelle der baldigen Erschöpfung. Einen Calcul zu ziehen, wird ihm immer fremd bleiben, mit Millionen wird er das Herrlichste und Glänzendste herstellen, aber auch mit Millionen am Ende nicht ausreichen."

Unter diesem prachtliebenden, gutmütigen, aber zur Eitelkeit geneigten Aristokraten begann Schreyvogels Theaterlaufbahn, nachdem er schon unter Freiherrn v. Braun einige Zeit dramaturgischer Beirat gewesen war. Der neue deutsche Merkur brachte 1802 die Nachricht, daß „der wackere, für alles Gute rastlos thätige Schreyvogel bei dem Hoftheater eine Stelle erworben habe." „Es wäre seine Schuld nicht" — heißt es weiter — „wenn er dabei seine mannigfachen Erfahrungen und Einsichten ins Schweißtuch vergraben müßte." Das ist leider bald geschehen, da ihn der Beruf als Kunsthändler nötigte, dem Theater zu entsagen und seine Stelle Josef Sonnleithner zu überlassen, dessen Mittelmaß an geistiger Kraft der Bühne keinen Aufschwung zu geben vermochte. Seit Schreyvogel die kritische Tätigkeit im Sonntagsblatte aufgegeben, brachte er dem Theater wenig Interesse entgegen, nicht nur wegen vermehrter Geschäftssorgen, sondern auch wegen des schlechten Zustandes, in den das Schauspiel allmählich verfallen war. Noch seltener besuchte er die Vorstadtbühnen, die übrigens schon im Sonntagsblatte mit Geringschätzung behandelt wurden. In eine allerdings nur lose Beziehung zum Theater kam er wieder 1812, als Fürst Lobkowitz einen Preis ausgeschrieben hatte, „um bessere dramatische Dichtertalente zu vermögen, thätig mitzuwirken, die deutsche Oper zu dem, was sie sein kann und soll, zum vollendetsten Werke der darstellenden Kunst, zu erheben."

Aufgefordert, das Amt eines Preisrichters zu übernehmen, unterzog sich Schreyvogel dieser Tätigkeit, worüber sich einige Bemerkungen in dem Tagebuche finden. Im

übrigen dachte er nach seiner Genesung nicht an das Theater, am wenigsten an eine Anstellung bei demselben; er hoffte vielmehr durch seine Freunde eine Bibliothekarstelle zu erlangen, um wieder den Wissenschaften leben zu können. Noch am 13. Dezember spricht er davon in seinem Tagebuche, aber schon am 14. Dezember schreibt er: „Also zwei Theater! Mein Herz ist ganz entgegen.“ Durch wen dieser Antrag kam, hat Schreyvogel nicht verzeichnet, aber alles deutet auf seinen Gönner, den Bankier Eskeles, hin, mit dem er als Kaufmann wiederholt verkehrte und in dessen Hause er ein gern gesehener Gast war. Der Bankier Norberg und dessen Gattin Elise in den „Bildern aus dem Leben“ sind ein Denkmal, das Schreyvogel seinen Freunden errichtet hatte.

Man würde irren, wollte man Schreyvogels Berufung einzig und allein seinem kritischen Talente zuschreiben. Mehr als der Ästhetiker kam damals der Kaufmann und dessen Redlichkeit in Betracht, denn Schreyvogels erstes Geschäft sollte sich nicht auf die Kunst, sondern darauf beziehen, die Geldmittel für Pálffy durch ein Anlehen aufzubringen und die durch das Gesellschaftsverhältnis der Kavaliere verworrenen Finanzen zu ordnen. Das war das Hauptmotiv, das Pálffy veranlaßte, den Rat des Bankiers Eskeles zu befolgen und Schreyvogel im März 1814 zu berufen.

Es nimmt sich ziemlich wunderlich aus, in dessen Tagebüchern mit einemmale zwischen philosophischen Betrachtungen auch Aufzeichnungen über allerlei Finanzpläne zu finden, über Verhandlungen mit Aristokraten und Geldmännern, über Pálffys schlechte Finanzlage und über die Schwierigkeiten einer Anleihe infolge des hohen Geldkurses. Als Schreyvogel in die Verhältnisse tiefer einblickte, bot sich ihm kein

erfreuliches Bild der Zukunft. Schon daß Pálffy die Herrschaft über das Theater mit einem zur Wahrung der Rechte vom Hofe bestellten Kommissär teilen mußte, noch dazu mit einem Beamten, der wie Hofrat Juljod bar jedes Kunstsinns und Bureaukrat vom Scheitel bis zur Sohle war, ließ nichts Gutes für die Folge erwarten. In den Eigenschaften eines Präsidialsekretärs und Kanzleidirektors der Zentralkommission, der Oberbehörde für alle ökonomischen und artistischen Angelegenheiten, und eines Vizedirektors des Theaters an der Wien, wirkte Schreyvogel mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft, um die mit der Leitung von drei Theatern verbundenen Lasten zu bewältigen. Er tröstete sich wiederholt, daß seine Karriere, wenn auch schwierig, doch gemeinnützig und ehrenvoll werden könne. Tagsüber mit Verhandlungen, Proben und Berichten, des Nachts mit der Lektüre von Stücken beschäftigt, blieben ihm nur wenige Stunden der Ruhe. Die vielen Theaterfeste zur Zeit des Kongresses und nicht zuletzt die Verbitterung über mancherlei Kränkungen, alles zusammen war für seine Gesundheit schon im ersten Jahre von ungünstigstem Einfluß. „Mein Aussehen ist furchtbar, ich bin in Gefahr, in neue Sinnenzerrüttung zu verfallen," vertraut er am 16. Dezember 1814 seinem Tagebuch an.

Für alle diese Mühe ist ihm wenig Dank geworden, vielmehr gestaltete sich das anfänglich freundliche Verhältnis zu Pálffy und Juljod nach und nach zu einem recht unerquicklichen. Schreyvogels Einfluß auf die Theaterleitung wurde enger begrenzt und zuletzt nur auf das literarische Fach beschränkt. „Die Kabalen," — schrieb er am 23. Dezember 1815 an Müllner — „mit denen ich seit anderthalb Jahren kämpfe, fangen an, mir Ekel zu machen. Das ist ein entnervendes Gefühl und unstreitig

das gefährlichſte, wenn es darauf ankommt, Widerſtand zu leiſten. Doch ich müßte Ihnen zu viel ſagen, um Ihnen verſtändlich zu ſeyn. Nur ſo viel: Der Mann, den Sie ſo partheyiſch ſind, für einen ganz leidlichen Theaterſekretär zu halten, ſehnt ſich ſehr darnach, einen Nachfolger zu erhalten. Nicht als ob ich mich dieſes Geſchäftes nicht freute, oder als ob ich mich zu gut oder zu ſchwach dafür fühlte; nein — ich liebe mein Geſchäft und habe ſelbſt die Unannehmlichkeiten meines Poſtens zu ertragen gelernt. Aber es gibt perſönliche Widerwärtigkeiten in meinen Verhältniſſen, die nachgerade unleidlich werden...“ Ähnliche Klagen lauten auch in einem Briefe an Hofrat Winkler, den Intendanten des königlichen Theaters in Dresden. „Mein eigener Wirkungskreis“ — berichtet Schreyvogel — „iſt in der letzten Zeit ſehr beſchränkt worden und ich ſehe täglich Unſchicklichkeiten und wahre Skandale in literariſcher Hinſicht begehen, von denen ich zum voraus nichts wußte und die ich nicht hindern kann. Das iſt die Folge einer kleinlichen Rivalität, die zwiſchen den eigentlichen Mitgliedern der Direktion entſtand, und des Kanzley-Schlendrians, der allmählig die Oberhand erhielt.“

Man kann wohl ſagen, an dem finanziell ſchlechten Erfolge der Pálffyſchen Ära iſt das bureaukratiſche Regiment nicht die letzte Urſache geweſen; künſtleriſch aber zeigt Pálffys Direktion einen großen Fortſchritt, der trotz aller Beſchränkungen Schreyvogels doch nur dieſem allein zu danken war.

Wäre Pálffy weniger ſchwankend und umſichtiger, weniger unternehmend und ſcharfſinniger geweſen, ſein Schickſal würde ſich nicht ſo kläglich geſtaltet haben. Mit ſeinem Rücktritte endete das für eine Hofbühne keineswegs angemeſſene Pachtſyſtem, an deſſen Stelle die ſogenannte

„Ärarialregie“ trat, was, in die Mutterſprache übertragen, ſo viel heißt, als das Hoftheater wurde von nun an auf Rechnung des Staates betrieben. Der Finanzminiſter war alſo nebenbei auch Theaterdirektor. Dieſer Finanzminiſter war aber kein Geringerer als Graf Stadion, der Gönner Grillparzers, ein Mann von vornehmſtem Charakter und feinſtem Geiſte, der ſich dem ſparſamen Kaiſer Franz gegenüber nicht ſcheute zu ſagen, daß, wenn man die Bauten in der Burg und die Anpflanzungen vor derſelben, die Verſchönerungen der kaiſerlichen Gärten und Luſtſchlöſſer und auch die des Marſtalls aus öffentlichen Geldern beſtreite, es mindeſtens ebenſo, ja weit mehr gerechtfertigt ſei, die Auslagen für die Hoftheater aus Staatsmitteln zu decken. Wie Graf Stadion in den Tagen des bedrängten Vaterlandes die Preſſe als das geeignetſte Mittel bezeichnete, den Patriotismus des Volkes zu beleben und zu ſtärken, ſo trat er in der nachfolgenden Friedenszeit für die Bildung des Geſchmackes durch die Schaubühne ein. In dieſem Sinne griff er auf die Grundſätze Kaiſer Joſefs zurück, nur ging er noch einen Schritt weiter, indem er die Anſicht vertrat, daß es Aufgabe der Staatsverwaltung ſei, für die Erhaltung einer guten Schaubühne zu ſorgen. Auf die Leitung der Hoftheater hatte Graf Stadion nur mittelbar Einfluß genommen; der eigentliche Geſchäftsführer war auch in dieſer Periode Hofrat Fuljod, deſſen Heimtücke Schreyvogel viele unangenehme Stunden verurſachte. Graf Stadion aber brachte dieſem das vollſte Vertrauen entgegen und bezeichnete ihn in einem Vortrage an den Kaiſer als einen „im literariſchen und im Kunſtfache ſehr bewanderten Mann“. Der Miniſter hatte übrigens Gelegenheit, deſſen vielſeitiges Talent aus einer Studie über das Finanzweſen kennen zu lernen, und dürfte

auch durch Eskeles von Schreyvogels praktischen Geschäftskenntnissen unterrichtet worden sein. Im Gegensatz zu der Anerkennung des Ministers ist in einem polizeilichen Stimmungsbericht über den Zustand des Hoftheaters Schreyvogels Wirken einer gehässigen Kritik unterzogen. Dieser Bericht, der sich auch über die verschwenderische Gebarung der Theaterverwaltung ausläßt und allzudeutlich das Bestreben zeigt, grau in grau zu malen, scheint von dem berüchtigten Journalisten Hebenstreit verfaßt worden zu sein, dem erbittertsten Gegner Schreyvogels und Grillparzers.

Während der „Ärarialregie" war Schreyvogel auf einer Reise, die er 1817 unternahm, um frische Kräfte für die Hofbühne zu gewinnen, auch Gelegenheit geboten, sich mit den Verhältnissen der deutschen Bühnen vertraut zu machen. Den Vorsatz, diese Reise zu beschreiben, hat er leider nicht ausgeführt, was im Interesse der deutschen Theatergeschichte zu bedauern ist; wir erfahren aber aus einem Berichte Fuljods an den Grafen Stadion, daß mit Devrient und dem Ehepaar Stich in Berlin Unterhandlungen stattgefunden hatten, die aber die Berliner Direktion zu vereiteln wußte. Auch der Versuch, Eßlair zu gewinnen, scheiterte an den übertriebenen Ansprüchen dieses Künstlers. In Leipzig wurde der Böhler in Hamburg mehreren Künstlern Anträge gemacht, darunter auch L. Costenoble, der bald darauf in den Verband des Burgtheaters trat.

Die ungünstigen finanziellen Verhältnisse der Hoftheater und die dadurch erfolgte Belastung des Staatsvermögens veranlaßten Kaiser Franz schon im Mai 1820 zu dem Entschlusse, das Burgtheater wieder in eigene Regie zu übernehmen, das Kärntnertortheater aber zu verpachten. Nach mehr als einem Vierteljahrhundert ist also das Burgtheater wieder ein Hoftheater geworden, dessen Leitung

der Kaiser dem Erzieher des Herzogs von Reichstadt, dem Grafen Moritz Dietrichstein, anvertraute. Auch ein Vizedirektor wurde ernannt, aber nicht der Berufenste hiezu — Josef Schreyvogel — sondern auf Vorschlag des Grafen der Hofsekretär des Obersthofmeisteramtes Ignaz v. Mosel, ein Mann übrigens nicht ohne Verdienste, als Komponist und Musikschriftsteller sogar von bestem Rufe. Unter dieser Direktion erhielt Schreyvogel den größten Einfluß auf die Theaterleitung, auch bahnte sich zwischen ihm und seinen Vorgesetzten ein gutes Verhältnis an.

Dietrichstein, eine sanfte Natur, ein Freund der Kunst, Künstler und — Künstlerinnen, behandelte den Dramaturgen äußerst wohlwollend; Mosel, sich in angemessenen Schranken haltend, überließ ihm ganz die artistischen Geschäfte. Auch die Macht der Regie, die bis dahin Schreyvogels Pläne wiederholt durchkreuzt hatte, wurde eingeengt und dadurch das Ansehen des bisher in Stille und Verborgenheit wirkenden Hoftheatersekretärs gehoben. Mit inniger Befriedigung konnte Schreyvogel, auf eine zweijährige Tätigkeit zurückblickend, 1823 in seinem Tagebuch verzeichnen: „Man ist mit dem guten Gang des Theaters allgemein zufrieden. Unterrichtete Fremde und Einheimische gestehen, daß es in Deutschland nicht seinesgleichen hat. Daran habe ich auch viel theil, was man auch zugibt.“

Dieser Glanzperiode Schreyvogels folgten aber weniger freundliche Jahre, als 1826 das Burgtheater unter die unmittelbare Leitung des Oberstkämmerers gestellt wurde, der damals Graf Czernin war, ein hochbetagter, eigenwilliger Kavalier. In den 6 Jahren seines Wirkens unter diesem Vorgesetzten mußte Schreyvogel viele Bitterkeiten erfahren, die durch den schroffen Gegensatz zwischen ihm und seinem Vorgesetzten verursacht wurden.

Solange der milde Mosel den Mittler machte, war trotz diesem Gegensatze ein Zusammenwirken möglich; als dieser aber 1829 zurücktrat und Czernin die unmittelbare Leitung des Hoftheaters übernahm, gewann jeder Kundige die Überzeugung, daß einer von beiden weichen müsse. Wen dieses Los treffen würde, war ebenfalls jedermann klar, nur nicht Schreyvogel, der noch am 10. März 1832 an Direktor Lebrun nach Hamburg schrieb, es gehe in der höheren Region der Bühnenverwaltung manches vor. „Indessen" — setzte er fort — „werden alle diese Wechselfälle der Willkühr und der Laune hoffentlich vorübergehen, ohne andere, als temporäre Nachtheile für das Burgtheater nach sich zu ziehen."

Zwei Monate hernach berichtete Czernin an den Kaiser, „daß die Kränklichkeit und Individualität Schreyvogels ihn zur Versehung seines dermaligen Dienstpostens durchaus nicht mehr geeignet machen." Schreyvogel wurde in den dauernden Ruhestand versetzt und der geschmeidige, stets seinen Vorteil berechnende Deinhardstein zum Vizedirektor des Burgtheaters ernannt. „Willkür und Laune" brachten damals einen der verdienstvollsten Männer um sein Amt, das er 18 Jahre zum Nutzen und zum Ruhme des Burgtheaters gewissenhaft verwaltet hatte.

* * *

Ein flüchtiger Überblick der Leistungen Schreyvogels zeigt uns, was er dem Burgtheater gewesen und wie richtig Müllner urteilte, als er ihm 1815 zurief: „Solch einen Theatersekretär, wie Sie, habe ich in Israel noch nicht gefunden, Sie sind geboren zum Vermittler des Bundes zwischen der Bühne, dem Publikum und dem Dichter." In allen Fächern einer weitverzweigten Theaterleitung, vor allem im Repertoire und in der glücklichen Auswahl tüchtiger

Schauspielkräfte gab Schreyvogel Proben seines eminenten Talentes, und daß ihm bei allem Kunstsinn auch ein praktisches Verständnis für administrative Geschäfte nicht fehlte, zeigt uns sein Wirken unter Pálffys Direktion. Als sein größtes Verdienst aber muß die Bildung des Repertoirs angesehen werden, dem er während seiner langjährigen Tätigkeit die vollste Aufmerksamkeit widmete. Als er zum erstenmale unter Baron Braun mit dem Hoftheater in Verbindung kam, standen als dramatische Dichter Iffland und Kotzebue obenan. Jünger, Soden, Babo, Spieß, Hutt und der offiziell patriotische Dichter Ziegler, der vom Polizeiminister wiederholt aufgefordert wurde, sein lenkbares Talent zur „Erweckung, Erhaltung und Erhöhung vaterländischer Gesinnungen" anzuwenden, sorgten für den Rest.

Ein Versuch des Freiherrn v. Hormayr, die österreichische Geschichte auf die Bühne zu verpflanzen, scheiterte an der Langweiligkeit seiner beiden Stücke. Dafür ist aber in dieser Zeit ein österreichischer Dichter erstanden, Heinrich v. Collin, der Verfasser des „Regulus", „Coriolan" und anderer Dramen, die heute längst vergessen sind. Der Mangel an guten Schauspielen nötigte bereits 1794 zu einem Aufrufe an die dramatischen Dichter, für das Burgtheater Stücke zu liefern, aber ja nicht solche mit anstößigen politischen Grundsätzen oder die den guten Sitten zuwider wären. Literatur und Polizei waren also in innige Verbindung gebracht. Daß daraus für die dramatische Dichtung kein Heil erwachsen konnte, zeigte sich gar bald in den zahlreichen Zensurverboten. Der Zensor selbst erschrak davor und wagte sogar seinem Vorgesetzten darzulegen, wohin das führen müsse, wenn man in jedes Stück eine Gefahr für den Staat hineindeute. „Es bleibt alsdann" — folgert er — „nichts als Arlequino, Colombine und Pantalon übrig, mit einem

Worte, das geiſtliche und profane Gregoriſpiel und: quod bene notandum, wie ſtehen wir hernach neben unſern Nachbarn?“

Dieſer Appell hatte nur geringen Erfolg, denn auch die Kavaliers-Direktion und Graf Pálffy ſahen ſich wiederholt veranlaßt, um eine Milderung der Zenſur zu bitten. Zwar kamen nach und nach die bis dahin verpönten Klaſſiker zur Darſtellung, aber in Bearbeitungen, die nahezu an Frevel grenzten, indes Ifflands Stücke zumeiſt ohne Zenſurſtriche aufgeführt werden konnten, da ſie — nach dem Ausſpruche des Zenſors — „das Gepräge der Legalität ohnehin für ſich hatten.“ Nicht ſo wohlwollend verhielt ſich die Zenſur gegen Zacharias Werner und Theodor Körner; nicht einmal die ſanfte Karoline Pichler konnte es ihr recht machen.

Schon in den erſten Tagen ſeines Amtes ſtellte ſich Schreyvogel zur wichtigſten Aufgabe, für das Herbeiſchaffen guter Stücke zu ſorgen. „Ich will“ — ſchrieb er am 10. März 1814 — „die alten Theater aller Nationen ſelbſt durchſuchen, wählen und Vorſchläge zum Bearbeiten machen.“

Noch während ſeiner kritiſchen Tätigkeit im „Sonntagsblatte“ mahnte er gelegentlich einer Aufführung des „Clavigo“ die Bühnen ſich nichts entgehen zu laſſen, was ſie ſich von den dramatiſchen Werken der großen Talente fremder Nationen zueignen können. Nun mit der Verbeſſerung des Repertoires betraut, munterte er Kotzebue und andere Dichter auf, Gozzi, Farquhar, Congreve, Wicherley zu bearbeiten; er wies auch darauf hin, wie reich das franzöſiſche Theater an älteren und neueren Luſtſpielen ſei, die es verdienten, durch eine vorzügliche Bearbeitung auf die deutſche Bühne gebracht zu werden. Dabei hielt er die Produktion ſeiner Zeit

ſcharf im Auge und ermüdete nicht im Briefwechſel mit dramatiſchen Schriftſtellern; „denn nur durch einen ſo thätigen Verkehr der Literatoren“ — meinte er — „könne das Repertoire des deutſchen Theaters nach und nach Vollſtändigkeit erhalten und manche, bisher nur einzelnen Bühnen nützliche Talente in das Theaterpublikum eingeführt werden.“ Und welchen Blick hatte er für jedes aufkeimende Talent! Man braucht nur Grillparzer zu nennen und erſchöpft damit ein ganzes Lobesregiſter für Schreyvogel, deſſen Tagebuch uns mit dem Werden des großen Tragikers bekannt macht. Er iſt dieſem nicht nur ein kundiger Führer, er iſt ihm auch ein treuer Freund und ein tüchtiger Anwalt geweſen, der den literariſchen Gegnern Grillparzers tüchtig auf die Schreibfinger zu klopfen wußte. Wie hat ſich der ſonſt ſo kühle Verſtandesmenſch an dem poetiſchen Feuer des ebenfalls hypochondriſch veranlagten Grillparzer erwärmt, und welche Anregung hatte dieſer in dem Verkehr mit dem an Jahren vorgerückten Dramaturgen gefunden! Klagt doch Grillparzer, daß er nach Schreyvogels Tode mit niemandem mehr über Kunſt habe ſprechen können. Zu den wärmſten Verehrern Schreyvogels zählte auch der Sprudelkopf Bauernfeld, deſſen Erſtlingen der damals bereits alternde Dramaturg Pate geweſen, ſowie er, wie die Tagebücher bezeugen, auch einem andern öſterreichiſchen Dichter, dem Freiherrn v. Zedlitz, „mit der kritiſchen Geburtszange“ beigeſtanden iſt. Ein gleiches Entgegenkommen fand auch Öhlenſchläger während ſeines Wiener Aufenthaltes. Selbſt der Theatergötze Adolf Müllner, der auch das kritiſche Richtſchwert ſchwang, beugte ſich vor der Einſicht Schreyvogels, den er zum Dank für manchen guten Rat ſchließlich begeiferte. In den letzten Jahren war es der produktive Raupach, deſſen bühnenfähige Werke Schrey-

vogel dem Repertoire des Burgtheaters einreihte. Dem Allerseelendrama „Der Müller und sein Kind“ schickte er sogar einen Prolog voraus, der mit den Worten beginnt: „Dem unbefangnen Sinn muß es gefallen.“

Wollte man Schreyvogels Verdienste um die dramatische Produktion seiner Zeit darstellen, müßte man fast alle dramatischen Schriftsteller im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aufzählen. Wie viele Dramen sind erst durch seine ordnende Hand bühnenfähig geworden und wie viele Stücke hat er durch geschickte Striche und Abänderungen dem Veto des Zensors entzogen!

Aber Schreyvogel hatte sich eine noch höhere Aufgabe gestellt: auf der ersten deutschen Bühne sollten nun auch die klassischen Dichter der Deutschen und anderer Nationen zum Worte kommen, sie sollten das Bleibende im Wechsel des Repertoirs sein. Erinnerte er sich doch, mit welchem Enthusiasmus das Wiener Publikum die arg verstümmelten Dramen Schillers, Goethes und Shakespeares schon zur Zeit des „Sonntagsblattes“ aufgenommen hatte und wie selbst auf den Wiener Volksbühnen ein und das andere Werk dieser Dichterheroen in jämmerlicher Bearbeitung ebenso jämmerlich dargestellt worden war. Schon 1807 wagte das Josefstädter Theater — diese letzte der Wiener Bühnen — eine Aufführung des „Clavigo“, und „Götz von Berlichingen“ und ganz neulich die „Räuber“ — ist 1808 im „Sonntagsblatt“ zu lesen — haben den „Hausherrn in der Narrengasse“ von dem Leopoldstädter Theater zu verdrängen gesucht“ Wir erfahren weiters aus dem „Sonntagsblatte“, daß die Pferdestücke im Theater a. d. Wien „Lear“ und „Hamlet“ Platz machen mußten.

Schillers „Räuber“, in Österreich zum erstenmale in Wiener-Neustadt unter der Direktion Weiße aufgeführt,

haben erst nach langer, langer Zeit, nachdem sie auf den Vorstadtbühnen als Spektakelstück Genüge getan, den Weg ins Burgtheater gefunden. Von den übrigen Werken Schillers ist „Fiesco“ schon unter Kaiser Josef auf dem Burgtheater erschienen, aber später verboten worden, als man sich vor Verschwörungen, selbst aus der grauesten Vorzeit, zu fürchten begann. Dasselbe Los mußte „Maria Stuart“ 1802 erfahren, deren Darstellung nicht zugelassen wurde, „weil eine Königin zum Blutgerüst geführt wird.“ Erst nach zwölf Jahren gelang es dem Grafen Pálffy, richtiger Schreyvogel, die Aufführung dieses Dramas zu erwirken, die unter der Bedingung zugestanden wurde, „daß vorläufig alle in diesem dramatischen Werke vorkommenden Anstössigkeiten sorgfältig gehoben und durchaus gestrichen werden.“

Weit ärger als der schottischen Königin, erging es 1802 der „Jungfrau von Orleans“, die zwar nicht verboten, aber in einer Bearbeitung zugelassen wurde, die selbst den Zensor Hägelin empörte. Laube, der in dieses Machwerk Einblick genommen, forschte vergebens dem „Verfasser“ nach. „Wer löst dieses Räthsel?“ fragt er. Die Antwort hätte er in Hägelins Zensurbericht finden können, wo als „geübter Verhunzer aller beinschrötigen Theatral-Produkte“ und auch als Autor dieser Bearbeitung der Theatersekretär Escherich genannt wird, der später Vorstand des Bücherrevisionsamtes wurde. Hägelin erzählt, daß Escherich ganze Blätter ausgestrichen, Lücken ausgefüllt, mit einem Worte alles getan habe, um ein anderes Stück herzustellen, das Schiller nie für das seinige hätte halten können. „Aus der Mutter des Königs Karl VII.“ — berichtet Hägelin — „machte er eine Schwester derselben, aus der Maitresse Agnes Sorel machte er eine Königin

unter dem Namen Marie, den Erzbischof strich er weg, legte aber einige seiner Reden in den Mund anderer Personen, aus dem Bastarden Dunois machte er einen Prinzen Louis, Vetter des Königs.“ In dieser „Bearbeitung“ ist Schillers Stück gegeben worden, bis Schreyvogel im Jahre 1820 die Striche aufließ und die Korrekturen beseitigte.

Von zwei anderen Werken Schillers: „Wallenstein“ und „Tell“, wissen wir, daß sie 1827 nach einer Bearbeitung Schreyvogels im Burgtheater aufgeführt wurden. Wallenstein, anfänglich in Wien verboten, kam dann doch zur Darstellung und zwar nach einer Einrichtung, die 1804 in Prag entstanden ist. Ihre Unzulänglichkeit veranlaßte Schreyvogel zu dem Versuche einer neuen Bearbeitung. Sie beginnt mit der Bankettszene aus den Piccolomini, da das Lager aus Zensurrücksichten wegfallen mußte. Daran reiht sich die Szene zwischen Oktavio und Max Piccolomini, womit der erste Akt schließt. Die nächsten vier sind aus „Wallensteins Tod“ gebildet, wovon nur die Szene zwischen Buttler, Deveroux und Macdonald fehlt.

Mit Schreyvogels Einrichtung des „Tell“, der, von Grüner bearbeitet, 1810 im Theater an der Wien aufgeführt wurde, macht uns ein Gutachten des Vizedirektors Mosel näher bekannt. „Der Bearbeitung von der bewährten Hand Schreyvogels“ — berichtet jener an den Grafen Czernin — „ist das Souffleurbuch des Theaters an der Wien zugrunde gelegt und alle in politischer und historischer Beziehung anstößigen Stellen sorgfältig vermieden. Dagegen sind die aus bloßer Ungeschicklichkeit und ohne Rücksicht auf die Forderungen der Censur gemachten Verstümmelungen der dichterischen Composition beseitigt und einige des Zusammenhanges wegen durchaus notwendigen Stellen und Scenen wieder hergestellt worden. Besonders musste der Schluss,

der in der Bearbeitung des Theaters an der Wien auf das Unanständigste übereilt ist, mehr ausgeführt und die in politischer Hinsicht ganz unbedenkliche Episode des Melchthal und der Bertha zugleich mit der Haupthandlung gehörig entwickelt werden. Wie das Stück jetzt eingerichtet ist, macht Gesslers Sturz und die Vertreibung der übrigen tyrannischen Vögte den ganzen Inhalt desselben aus. Österreich und dessen ehemalige Verhältnisse zur Schweiz werden gar nicht erwähnt und die demokratische Tendenz, die man dem Originale allenfalls zuschreiben könnte, verschwindet vor dem bloß häuslichen und allgemein menschlichen Interesse, welches die Handelnden und die Begebenheiten einflößen." Wir sehen aus diesem Berichte, welche Rücksichten Schreyvogel bei seiner Arbeit zu beachten hatte.

Drei Jahre nach Schillers „Wallenstein" und „Tell" ist im Burgtheater Goethes „Götz" zur Aufführung gekommen, der bereits 1808 im Leopoldstädter Theater als historisches Schauspiel mit Gesang in 4 Akten erschienen war. Das Manuskript dieser Bearbeitung, worin der Schneider Siedelfinger eine Hauptrolle gespielt haben dürfte, ist wie so viele andere Handschriften dieses Theaters verloren gegangen. Auch auf einer anderen Vorstadtbühne, dem Theater an der Wien, ist Goethes „Götz" aufgeführt worden, von Grüner eingerichtet, der sich die Aufgabe stellte, „die Eigenthümlichkeiten Goethes zu behalten, aber alles aus dem Wege zu räumen, was einer hohen Censurstelle anstößig sein könnte." Die Aufführung des „Götz" im Burgtheater erfolgte erst im März 1830 nach der Bearbeitung Schreyvogels, worüber Eugen Kilian eine ausführliche Studie veröffentlicht hat.

Fünfzehn Jahre vorher hatte sich Schreyvogel mit der Einrichtung von Goethes „Mitschuldigen" beschäftigt, deren

Aufführung aber die Zensurbehörde untersagte. Aus dem Tagebuche erfahren wir weiters, daß er „Tasso“ kürzte und Goethes Bearbeitung von „Romeo und Julie“ ihn veranlaßte, Shakespeares Dichtung nach dem Original zur Darstellung zu bringen.

„Romeo und Julie“ ist das erste für das Burgtheater eingerichtete Stück Schreyvogels, der im großen und ganzen dem Original mit Benützung der Schlegelschen Übersetzung gefolgt ist. Goethe, meinte er, habe viel verdorben, denn „so vortrefflich er in eigenen Charakterzeichnungen war, so wenig schien es ihm gegeben, den Umrissen einer fremden Meisterhand völlig treu zu bleiben.“ Die vorzüglichsten Werke Shakespeares für das deutsche Theater zu bearbeiten, hatte Schreyvogel wiederholt geplant. Im ganzen brachte er sechs Dramen des großen Briten in einer Bearbeitung auf die Bühne, die dem Dichter völlig gerecht wurde. Er hatte sich hiezu längst würdig vorbereitet, nicht nur durch eine intensive Lektüre, sondern auch durch kritische Betrachtungen, wovon das Sonntagsblatt Zeugnis gibt. Die Ruhe und Überlegenheit der Vernunft über die Affekte, das war es, was er an Shakespeare pries, dem er schon in der Jugendzeit die größte Verehrung zollte. „Welche Tiefe, welcher Reichthum, welches Feuer!“ rief er aus, als er im Jahre 1816 den Dichter im Original gelesen hatte. Damals schon keimte die Idee, König Lear für die Bühne zu bearbeiten, der den Wienern zuerst in Schröders nüchterner Prosa geboten und in einer Bearbeitung vorgeführt wurde, der jene von Schröder, aber auch die des Theaterdichters Bock zugrunde lag, der nicht nur Cordelia, sondern auch Lear selbst weiter leben ließ. Schreyvogel nannte diese Bearbeitung schon im Sonntagsblatte ungeschickt und tadelte

die Veränderungen, die man sich mit der Eingangsszene erlaubt habe. Denn das ganze Stück ruhe auf dem ersten Auftritte, in welchem Lear sich seines königlichen Ansehens begibt und das Reich unter seine Töchter verteilt. Diese Szene dürfe nicht fehlen. Shakespeares tiefer und unendlich feuriger Geist habe in der Anlage seiner Hauptwerke immer sehr richtig gesehen; in seinen ersten Szenen zeige sich in der Regel ebensoviel Weisheit der Anordnung als Wärme der Ausführung. Auch die Änderung des Schlusses focht Schreyvogel an. Lear könne nicht leben, ohne das Stück zu einer blutigen Komödie und die Geschichte bloß zu einem scheußlichen Traum zu machen. Wer soviel Entsetzen und Unheil über sich ergehen sah, habe genug gelebt. Dagegen sei Cordeliens Tod nicht so in der ganzen Anlage gegründet, aber die tragische Wirkung der Katastrophe werde dadurch unendlich erhöht.

Nun, da wir Schreyvogels Ansicht über diesen Schluß kennen, muß es uns wundernehmen, ihn auch in seiner Bearbeitung zu finden, die nach der Übersetzung von Voß erfolgte. Wir brauchen aber nicht lange nach der Ursache dieses Widerspruches zu suchen, sie lag, wie Anschütz und Costenoble berichten, außer dem Willen Schreyvogels, da die Zensur das Verlangen stellte, den Britenkönig nicht sterben zu lassen. Man wird aber trotz dieses Schlusses Eugen Kilian beistimmen müssen, daß Schreyvogels wohlgelungene Arbeit als ein bedeutsamer Fortschritt angesehen werden könne gegenüber der Schröderischen Bearbeitung und den Formen, in denen das Stück bisher auf den deutschen Bühnen erschienen war.

Auf „Lear“ folgte 1823 die Bearbeitung des „Othello“ nach der Voßschen Übersetzung, 1825 jene des „Hamlet“ und 1827 die des „Kaufmannes von Venedig“, den Schrey-

vogel schon 1818 aufführen lassen wollte, was aber die Zensur nicht erlaubte, weil die Wiener Judengemeinde dagegen Vorstellungen erhoben hatte. Auch seine Bearbeitung wurde von der Zensur nur unter der Bedingung freigegeben, „daß die Anstößigkeiten in religiöser und moralischer Hinsicht beseitigt werden.“ Dadurch erklären sich die Versetzungen und Auslassungen im zweiten und vierten und die Entfernung einiger Derbheiten im fünften Akt dieser Bearbeitung.

Als Schluß der Bearbeitungen Shakespeareſcher Werke und als einziges von den historischen Dramen ist 1828 „Heinrich IV.“ gefolgt, „Shakespeares höchste Reife seines Geistes“. Auch über diese Dichtung finden sich bereits im Sonntagsblatte vortreffliche Bemerkungen. Schreyvogels Einrichtung beruht auf den Übersetzungen von Schlegel und Voß, es mußte aber, wie die Theaterzeitung berichtet, vieles „in sachlicher, wie in persönlicher Beziehung den konventionellen Bühnenverhältnissen geopfert werden“, worauf auch der Epilog anspielt. Nach der günstigen Aufnahme des ersten Teiles ließ Schreyvogel den zweiten folgen, der aber nur geringen Erfolg hatte, weshalb er sich entschloß, beide zusammenzuziehen, wie dies einst Schröder getan. Der Versuch mißlang aber und das Stück wurde in langen Pausen nur dreimal aufgeführt.

Mehr als über die Bearbeitung Shakespearischer Stücke berichtet uns das Tagebuch Schreyvogels über dessen Bestreben, auch die Werke der großen spanischen Dichter der deutschen Bühne nutzbar zu machen. In Betracht dieser Umdichtungen kann man wohl mit dem talentvollen österreichischen Kritiker Halirsch sagen, Schreyvogel sei damals der einzige Mann in ganz Deutschland gewesen, der Calderon und Shakespeare auch für die Menge genießbar zu machen und, ohne ihnen von ihrer eigentümlichen Größe etwas zu

[illegible] als Schreyvogel sein Tage-
[illegible] als sollte es in Öster-
[illegible] verkündete ein neues Zensur-
[illegible] woher er auch komme,
[illegible] Verheißung stellte sich gar
[illegible] denn es blieb alles beim alten.
[illegible] müssen, wie wenig die
[illegible] beachtet wurden, wo
[illegible] Er dachte in diesen Tagen
[illegible] der Menschheit wiederholt nach
[illegible] im Moralischen die Menschen
[illegible] fortgeschritten seien und
[illegible] der späteren Zeit gehabt,
[illegible] haben würden.

[illegible] Charakters hat Schreyvogel
[illegible] moralischen Schwächen in den
[illegible] Fehlern stellt er den Jäh-
[illegible] sich ernstlich bemühte.
[illegible] ein Muster und Plutarchs
[illegible] des Zorns ein Leitfaden,
[illegible] Abhandlung über diese
[illegible]

[illegible] — über den Zorn ebenso
[illegible] und Trunkenheit. In seinem
[illegible] ist ihm der Kampf gegen
[illegible] schwer geworden und daß er
[illegible] vermochte, ihr vielmehr unterlegen
[illegible] seines Abganges von dem Burg-
[illegible]

[illegible] und Philosophie sollten ihm den Weg zur
[illegible] bahnen. In seiner Strenge gegen sich
[illegible] Größte anstreben zu müssen, um ein Kleines

zu [illegible]. Er [illegible]
besonders [illegible]
steller [illegible]
gartners Sammlung [illegible]
viele andere Biographien, [illegible]
wie er, erst im reifen [illegible]
Athen, Sparta und Rom [illegible]
aufleben, dort wollte er [illegible]
standhaft wie Cato, [illegible]
der neueren Geschichte [illegible]
Memoiren er eifrigst [illegible]
Stoff zur dramatischen Behandlung [illegible]

Auch die Gegenwart [illegible]
Betrachtungen. Napoleons Tatkraft [illegible]
im bürgerlichen Leben zu werden. [illegible]
auf diesen starken Geist, als ein [illegible]
dem die Erde gehöre und aus dem [illegible]
[illegible]schen Größe zog er die Lehre, [illegible]
Übermut gestürzt werde. Mit gleich großem [illegible]
Schwermogel mit den Schriften fast [illegible]
Altertums bekannt. Unter diesen [illegible]
und Epiktet als die vollkommenste [illegible]
Lehren er bald innig vertraut wurde.

Vom stärksten Einfluß [illegible]
dem er schon in den Tagen [illegible]
genommen hatte und den er [illegible]
Wohltäter seines Geistes [illegible]
zurück, dessen tiefe Blick [illegible]
diesmal zum Heile [illegible]
Philosophen vor, [illegible]
er sich der Natur [illegible]
dem sich Gottes Wort [illegible]

nehmen, sie für die Bühne zu bearbeiten verstand. Eben darin lag das große Verdienst Schreyvogels, sich nicht sklavisch an das Original gehalten, vielmehr dieses dem Verständnisse des deutschen Theaterpublikums angepaßt zu haben.

In einem äußerst lehrreichen Aufsatze hat er über die Methode der Bearbeitung spanischer Originale Rechenschaft gegeben und darin das Ergebnis seines Studiums über das spanische Drama niedergelegt, womit er bereits im Jahre 1813 begann. Sismondis „Litterature du Midi de l'Europe" hatte ihn hiezu angeregt, doch scheinen ihn die schwierigen Arbeiten seines Berufes von der Fortsetzung abgehalten zu haben. Erst im Herbst 1815, als er in der Griesschen Übersetzung Calderons „Leben ein Traum" gelesen hatte, veranlaßte ihn dieser „große und tiefe Geist" sich mit der spanischen Sprache vertraut zu machen. Mit Hilfe einer italienisch-spanischen Grammatik gelang es ihm schon nach kurzer Zeit, seine bis dahin geringe Kenntnis dieser Sprache zu erweitern. Fast gleichzeitig — am 2. Dezember 1815 — begann er mit Benützung der Griesschen Übersetzung, die Bearbeitung von Calderons „La vida e sueño", die nach mancherlei Unterbrechungen am 21. April 1816 beendet und im Juni desselben Jahres zum erstenmale im Theater an der Wien aufgeführt wurde.

Wie gerade durch dieses Stück Grillparzers freundschaftliches Verhältnis zu Schreyvogel angebahnt wurde, hat uns jener in seiner Selbstbiographie ausführlich erzählt. Der gute Erfolg dieser Arbeit ermunterte Schreyvogel zu dem Versuche, das Werk eines anderen Dichters, das er im Dezember 1815 gelesen, für die Hofbühne zu bearbeiten. Es war Moretos „El desden con el desden", ein Stück,

das in Schreyvogels Bearbeitung, wozu Gozzis „La principessa filosofa“ die Grundlage gab, als „Donna Diana“ auf allen deutschen Bühnen Eingang fand und eine neue Epoche des deutschen Lustspieles begründete. Von Moreto ist Schreyvogel wieder zu Calderon zurückgekehrt. „Was sind die Literatoren für Menschen“ — rief er im Oktober 1816 nach der Lektüre des „Medico de su honra“ aus — „daß dieses Stück 150 Jahre unbemerkt blieb!“ Unter dem Titel „Don Gutierre“ ist es mit einem vom Original abweichenden Schlusse zum erstenmale am 18. Jänner 1818 am Burgtheater mit großem Erfolge dargestellt worden. Das Tagebuch Schreyvogels verzeichnet noch eine Reihe anderer Stücke Calderons, von welchen aber, mit Ausnahme eines Fragmentes von „La hija del aire“, keines ausgeführt wurde.

Von den Werken englischer Dichter ist nur eines, Wicherleys „Country wife“, von ihm bearbeitet worden. Otways „Venice preserved“, das erste in der Liste der englischen Stücke, ist zwar begonnen, aber wegen der düsteren Gemütsstimmung, die es in Schreyvogel erregte, nicht fortgesetzt worden. An Wicherleys Lustspiel, das am 6. April 1820 unter dem Titel „Das Landmädchen“ dargestellt wurde, hatte Schreyvogel in szenischer Hinsicht nichts verändert, als den Ort der Handlung, die er von London nach Wien verlegte. Trotzdem er den Dialog verfeinerte, fand das Publikum noch immer zu viel Derbheiten und erst, nachdem — wie die Theaterzeitung berichtet — „die krankhafte Scheu eines hypersittlichen Theils der Zuschauer, oder eigentlich der Zuschauerinnen, vor einem selbstgeschaffenen Blendwerk überwunden war,“ drängten sich die Wiener zu den folgenden Vorstellungen.

Wenn der Vollständigkeit halber noch zu bemerken ist,

daß Schreyvogel sich auch mit vielen französischen Schriftstellern — Marivaux obenan — und außerdem mit den Werken älterer deutscher Dramatiker, wie Bretzner und Jünger, beschäftigte, so wird schon aus diesem Umriß seiner dramaturgischen Tätigkeit die Überzeugung gewonnen werden können, daß das Repertoire der von ihm geleiteten Bühne wesentlich bereichert wurde.

Nicht minder glücklich ist Schreyvogel in der Auswahl und Führung der darstellenden Kräfte gewesen.

Er besaß alle Eigenschaften zu einem tüchtigen Feldherrn auf den Brettern, die die Welt bedeuten; er wußte vor allem jedem, auch dem geringsten Talente, den richtigen Posten anzuweisen und dadurch ein Ensemble zu schaffen, das noch lange nach seinem Scheiden das Burgtheater auf jener künstlerischen Höhe erhielt, die es unter ihm erreicht hatte. Als Tieck 1825 Wien besuchte, konnte er nicht genug das seltene Zusammenwirken im Burgtheater rühmen und er mußte gestehen, daß man ein solches auf keiner anderen deutschen Bühne finden könne. Dieser Sieg ist aber erst nach langem Kampfe gegen die Schauspieler erzielt worden. Wir erfahren aus Schreyvogels Tagebüchern, wie feindlich ihm anfänglich das Regiekollegium entgegengetreten und wie sehr ihm durch Kabalen aller Art sein Amt erschwert worden ist. „Die Regiegeschäfte bei dem Hoftheater, sowie bei dem Theater an der Wien" — schrieb er 1815 an Winkler — „sind nach und nach ganz in die Hände der Schauspieler gekommen, deren Eifersucht keinen Gelehrten von Gewicht neben sich dulden will." Auch in einem Briefe an Kotzebue klagt er über den Einfluß der Schauspieler auf Wahl und Besetzung der Stücke.

Es ist also Schreyvogel nicht besser ergangen, als ehedem Schröder und Kotzebue, die gleichfalls durch die

Herrschsucht der Schauspieler in ihrem Wirken gehemmt wurden und endlich, müde dieses unerquicklichen Verhältnisses, Wien den Rücken kehrten.

Wohl mag Schreyvogels Jähzorn ein gut Teil an dieser Spannung gehabt haben, aber sein eminentes Wissen, sein Scharfsinn, sein geradezu peinliches Rechtsgefühl und nicht zuletzt seine Unparteilichkeit hatten ihm bald die vollste Achtung der Schauspieler errungen und diese zu begeisterten Anhängern gemacht. Er war, wie Costenoble berichtet, nur durch eines zu bestechen: „durch Hingebung und Vertrauen auf ein schönes Wollen."

Als Schreyvogel 1814 die Theatergeschäfte übernahm, fand er unter den Schauspielern bereits manche tüchtige Kraft: den alten Helden Lange, trotz seiner 45 Dienstjahre noch immer voll jugendlichen Eifers, den Heldenvater und „rührenden Alten" Koch, den feinen Liebhaber und Weltmann Korn, den Naturburschen Roose, den vielseitigen Krüger, den Intriganten Ochsenheimer, dessen Spiel auf den jungen Ferdinand Raimund von tiefem Eindruck war, die liebliche Korn und den Abgott der Wiener, die sanfte Toni Adamberger. Diesem Künstlerverein hatte Schreyvogel ebenbürtige zum Teil ihn überragende Kräfte zugesellt, in erster Linie Sophie Schröder, die, nachdem sie unter Kotzebue kurze Zeit am Burgtheater gewirkt hatte, 1815 wieder Mitglied desselben geworden ist. Als sie am 10. April 1815 als Merope auftrat, rief Schreyvogel, überwältigt von dem Eindrucke ihrer Kunst, aus: „Das ist Genie, nicht bloß Talent!" er bezeichnete es als ein Verdienst um Wien und die Kunst, sie festzuhalten, und seinem warmen Fürworte gelang es, daß bei den Engagementsunterhandlungen die künstlerischen Rücksichten die finanziellen überwogen.

Julie Löwe, dieſe vorzügliche Darſtellerin im Konverſationsſtücke, und deren Nachfolgerin Karoline Müller für das Burgtheater gewonnen zu haben, iſt ebenfalls ein Verdienſt Schreyvogels, dem auch der Eintritt der tragiſchen Liebhaberin Sophie Müller zu danken iſt, dieſes Lieblings der Wiener feinen Geſellſchaft, den leider allzufrüh eine tückiſche Krankheit dahinraffte. Auch ihre berufenſte Nachfolgerin, Julie Gley, die nachmals als Frau Rettich große Triumphe feierte, iſt durch Schreyvogel in das Burgtheater eingeführt worden.

Einen gleichen Erfolg erzielte er durch die Werbung männlicher Mitglieder. Man braucht bloß die Namen: Anſchütz, Löwe, Wilhelmi und Fichtner zu nennen, um Schreyvogels Verdienſt ins hellſte Licht zu ſtellen. An Anſchütz und Wilhelmi hat ſich auch ſein Scharfblick bewährt; bei jenem, für jugendliche Heldenrollen engagiert, erkannte er das Talent zum Heldenvater; bei dieſem, an Stelle Ochſenheimers berufen, die Eignung zu humoriſtiſchen Rollen.

So hat Schreyvogel allmählich eine Säule um die andere in den Kunſttempel eingefügt, deſſen eifrigſter Prieſter er 18 Jahre geweſen iſt.

* * *

Im Gegenſatze zu dem flüchtigen Ruhm in der Welt des Scheins ſind Schreyvogels Verdienſte um die dramatiſche Kunſt erſt in ſpäteren Zeiten gewürdigt worden, wie denn ſein Name weiteren Kreiſen erſt durch Franz Grillparzers Nachruhm geläufig geworden iſt.

Dagegen iſt Karl Auguſt Weſt, der Schriftſteller, faſt ganz vergeſſen worden, trotzdem ihn ſchon die Zeitgenoſſen zu den erſten und vorzüglichſten Meiſtern zählten, „welche nach Leſſing eine eigentliche wiſſenſchaftliche und Kunſtkritik im

Vaterlande begründen und aufbauen halfen.“ Nur eine kleine Gemeinde iſt es, die Schreyvogels Werke kennt, die er als Karl Auguſt Weſt geſchaffen hat. Im Buchhandel zählt man heute ſeine geſammelten Schriften, die 1829 bei Friedrich Vieweg in Braunſchweig erſchienen ſind, zu den größten Seltenheiten und von dem „Sonntagsblatte“ hat ſich nur eine geringe Anzahl, zumeiſt unvollſtändiger Exemplare erhalten. Der Name Weſt aber verdient in der Geſchichte der deutſchen Literatur den gleichen Ehrenplatz wie jener Joſef Schreyvogels in der deutſchen Theatergeſchichte. „Wenige haben es“ — ſchrieb 1833 Grillparzer — „in der Gabe der Darſtellung, in der Entwicklung von Seelenzuſtänden und Charakteren, in der Kunſt, deutſche Proſa zu ſchreiben, ſo weit gebracht als mein verblichener Freund; noch weniger erreichen ihn an feſtem, männlichen Sinn, ſcharfem, unbeſtochenem Urtheil, ſowie keiner Mode huldigendem Kunſtſinn.“

Nur etliche Novellen, kritiſche und ſatiriſche Streifzüge im Gebiete der Literatur und des Theaters bilden den Inhalt der vier Bändchen, die Schreyvogel ſelbſt veröffentlicht hat. Die meiſten dieſer Erzählungen, ſchon früher in dem von ihm herausgegebenen Taſchenbuch Aglaja erſchienen, ſind die Frucht tiefer philoſophiſcher Beobachtungen, Schöpfungen eines Mannes, der den menſchlichen Gefühlen in allen Abſtufungen nachgeſpürt und ihnen durch eine Darſtellung Ausdruck gegeben hat, die mit Recht zu den Muſtern deutſchen Stils gezählt wird. Mag die äußere Handlung dieſer „Bilder aus dem Leben“ der freien Erfindung angehören, ihrem innern Gehalte nach ſind ſie ein getreuer Seelenſpiegel des Verfaſſers ſelbſt und daher auch ein Stück Selbſtbiographie.

Schreyvogels Talent zur Erzählung hatte übrigens

ſchon Schiller erkannt, der ihm in Jena ſagte, daß dies ſein „eigentliches Genre“ ſei. An gutem Willen, Schillers Rat zu befolgen, ließ es Schreyvogel nicht fehlen, er ſtrebte ſogar an, der Marmontel der Deutſchen zu werden. Daß er aber die vielen in ſeinen Tagebüchern verzeichneten Pläne nicht ausführte, lag nicht allein in äußeren Verhältniſſen, ſondern auch in dem aus ſeiner Hypochondrie entſprungenen Zweifel, je etwas von unvergänglichem Werte hervorzubringen. In weniger trüben Stunden dachte er wohl beſſer über ſein ſchriftſtelleriſches Schaffen und einmal geſtand er ſogar, daß er wirklich gute Sachen geſchrieben und ſich daher an die Reihe guter Schriftſteller ſchließen dürfe.

Es fehlte ihm vor allem an Konzentration; er hätte aber auch bei voller Geiſtesruhe und losgelöſt von einem zeitraubenden Berufe ein hohes Alter erreichen müſſen, um all die Aufgaben zu löſen, die er ſich im raſchen Gedankenflug ſtellte. Von den Stoffen, die er zu eigenen dramatiſchen Dichtungen gewählt, iſt mit Ausnahme von Bruchſtücken zweier dramatiſcher Phantaſien und eines Luſtſpieles „Die Gleichgiltigen“, das am 28. Dezember 1818 zum erſtenmale dargeſtellt wurde, aber nur einen Achtungserfolg erzielte, keiner ausgeführt worden. In der römiſchen, ſpaniſchen und deutſchen Geſchichte hatten ſich ihm für die dramatiſche Produktion manche wertvolle Quellen eröffnet, die leider alle ungenützt geblieben ſind. Von einem Stoffe zum andern wankend, konnte er ſich zu keiner Wahl entſchließen, bis er endlich die Luſt an eigenem Schaffen für die Bühne verlor.

Auch das „Sonntagsblatt“ wie deſſen ſtille Geſellſchaft und mit ihr den Journaliſten Weſt wollte Schreyvogel in den „Winterabenden“, einer moraliſch-philoſophiſchen Wochenſchrift, wieder aufleben laſſen. Brink ſollte als reuiger

Sünder, Palmer als schuldloser Mensch, Thomas West als abwägender Beobachter wieder auftreten.

Was hätte man in dieser Zeitschrift von Schreyvogels geläutertem Geiste Edles und Schönes erwarten dürfen, nicht minder von den „Gedanken und Meinungen", die er zwar zu schreiben begann, aber leider nicht fortsetzte. Wie viel endlich hätte er uns in der von ihm geplanten „neuen Dramaturgie" zu sagen gewußt, die, wie die wenigen von ihm veröffentlichten Aufsätze beweisen, gewiß ein würdiges Seitenstück zu seinen kritischen Streifzügen geworden wäre. Denn höher als der aus Eigenem schaffende Schriftsteller stand der Kritiker Schreyvogel, dessen Grillparzer mit den Worten gedenkt: „Insoweit man ohne ein großes hervorbringendes Talent Kunstrichter sein kann, war er es in vollem Maße." Auch diese kritische Tätigkeit opferte Schreyvogel seinem Theaterberufe, oder richtiger gesagt, er mußte sie opfern, wie auch sein Amt als Zensor, das er fünf Jahre hindurch gewissenhaft verwaltete.

Seine Tätigkeit für das Theater ist ihm mit dem zunehmenden Alter zum Jungbrunnen geworden. Als er ihr entsagen mußte, als er nicht mehr für die Bühne wirken konnte, verlosch das Lämpchen in dem siechen Körper. Schreyvogels Entlassung ist ein schwarzes Blatt in der Geschichte des Burgtheaters und ein Beispiel mehr des rohen Unverstandes, der sich im Vormärz gegen alles fühlbar machte, was über den Horizont des Gewöhnlichen ragte. Schreyvogels Entlassung war um so empörender, als der kränkliche Greis auf ein karges Einkommen beschränkt wurde, das kaum hingelangt hätte, ihn vor Not zu bewahren. Gewohnt, alljährlich in den Heilquellen Badens Stärkung zu suchen, mußte er im Sommer 1832 darauf verzichten. Er hat aber trotz alledem nicht

verzweifelt. Literariſche Pläne wurden entworfen und die Herausgabe einer Wochenſchrift mit ſeinen Getreuen Grillparzer, Bauernfeld und Zedlitz beraten. Der Ungeſtüm Bauernfeld tat noch ein übriges, er ſchimpfte in ſeiner burſchikoſen Weiſe auch an öffentlichen Orten, mit ſtiller Zuſtimmung einiger Großen, die mit dem Gebaren des alten Theatergrafen nicht einverſtanden waren. Auch die Schauſpieler konnten ihren Unmut über die Entfernung Schreyvogels nicht verhehlen. „Alle Mitglieder des Theaters“ — ſchreibt Coſtenoble in ſeinem Tagebuch — „ſind beſtürzt und bekümmert über ſeinen Fall; keiner vermag den Vortheil zu erkennen, der aus dieſem Verluſte der Hofbühne erwachſen ſoll, da kein Erſatz vorhanden iſt.“ Es fehlte nicht an ſarkaſtiſchen Bemerkungen, als Deinhardſtein „auf den Thron des verjagten Löwen“ erhoben wurde. Zu den wenigen Schauſpielern, die ſich ohne Furcht vor dem Grafen Czernin in die Höhle dieſes verjagten Löwen wagten, gehörte Wilhelmi, dem Schreyvogel bei einem Beſuche zwei Werke Ranpachs zeigte, die ihm von dieſem eben zukamen. Mit ſchmerzlichem Lächeln bemerkte damals der Dramaturg: „Ach, ich vergeſſe über ſo was gar leicht, was ich jetzt bin — Nichts!“

Das hatte ihm das Herz gebrochen. Ehe zwei Monate verfloſſen waren, lag Joſef Schreyvogel auf der Bahre. Die Cholera hatte ihn, zwei Tage darauf ſeinen Schwiegerſohn dahingerafft. Als die Gerichtsbeamten kamen, um den Nachlaß zu verzeichnen, fanden ſie nur eine geringe Habe und eine Bibliothek aus 372 Werken, die unter den Hammer kam. Unter den wenigen Leidtragenden, die ſeinem Sarge folgten, befand ſich auch Franz Grillparzer, der in Betracht der ſtillen Leichenfeier die Worte ſchrieb: „Wenn ein gewöhnlicher Menſch nach durchgemachter oder durchgemeſſener Lebensfriſt dahingeht, ſo iſt

das natürlich und die Seinen mögen ihn beklagen; ebenso gewährt es auf der anderen Seite einen schmerzlindernden Triumph, am Grabe eines reich begabten Mannes auf die bleibenden Denkmale seines Wirkens hinweisen und sagen zu können: „Das war er, bis dahin hat er es gebracht!“ Aber dem unbegleiteten Leichenbegängniß eines nicht minder Begabten beinahe als einzig Leidtragender folgen und dem neidisch anfeindenden Haufen nichts entgegnen zu können, als: ‚Wüßtet Ihr, was ich weiß! Hättet Ihr ihn gekannt wie ich!‘ das martert und erweckt ein tiefes Gefühl der Trauer.“

So einfach der Grabstein auf dem Währinger Friedhof ist, der die Stelle bezeichnet, wo Schreyvogels irdische Überreste ruhen, er ist durch Grillparzers Hand zu einem Denkmal geworden, das viel mächtiger wirkt, als es der Meißel des größten bildenden Künstlers hätte erzielen können. Denn auf diesen Stein hat der große Dichter die Worte gesetzt: „Thomas West, Karl August West, Josef Schreyvogel. Drei Namen bezeichnen nur einen Mann, aber einen völligen. Stand jemand Lessing nahe, so war er's.“

Auch ein literarisches Denkmal wollte Grillparzer dem Freunde errichten durch Herausgabe seines schriftlichen Nachlasses, wozu es aber, wahrscheinlich der spärlichen und zumeist nur Entwürfe enthaltenden Handschriften wegen, nicht gekommen ist. Er hat dies aber an verschiedenen Stellen in seinen Werken getan. „Schreyvogel“ — schrieb er unter anderem — „war ein vortrefflicher Kopf, in gehörigem Abstande allerdings eine Art Lessing. Nur hatte er außer der logischen Schärfe mit seinem Vorbilde auch das gemein, daß seine künstlerischen Grundsätze mehr das Ergebnis eines Studiums der Meister, als ein Erzeugnis aufquellender eigener Anschauungen waren.“

Ebenso voll Anerkennung sind die Aufsätze von Bauern-

feld und Zedlitz, worin dieſe ihres geiſtigen Führers in Liebe gedenken.

Während die Wiener Blätter ſich mit einer kurzen Todesnachricht begnügten, verſuchte Willibald Alexis im Berliner „Freimüthigen“ in einem mit Wärme geſchriebenen Artikel Schreyvogels Wirken als Schriftſteller und Dramaturg ausführlich zu würdigen. „Er war ein Greis“ — heißt es daſelbſt — „freilich keiner, der wie Goethe ſeinem Zeitalter voranging, doch einer, der ſeine Arbeit gethan, ſeine Aufgaben gelöst und mit Ehren.“ Wolfgang Menzel, der während ſeiner Anweſenheit in Wien viel mit Schreyvogel verkehrte, ſchildert ihn als einen liebenswürdigen und kräftigen Greis, den er ganz ſo fand, wie er ſich ihn dachte: einfach, ſcharf, geradezu.

Eine charakteriſtiſche Bemerkung über Schreyvogel findet ſich in Wilhelm Chezys „Erinnerungen aus meinem Leben“. „Er war“ — ſchrieb Chezy, der ihn im Jahre 1823 kennen lernte — „damals ſchon alt und kränklich, aber bei allem mürriſchen Weſen von unverwüſtlich munterer Laune, die in Schlagworten aufblitzte oder wetterleuchtete. Man hätte den Mann mit den derben Zügen, der gebräunten Geſichtsfarbe, dem unbefangenen, einfachen Weſen ohneweiters für einen Gevatter Schneider und Handſchuhmacher genommen, wenn man ihn nur ſah; ſobald er ſprach, wurde der Tiefenbacher zum Pappenheimer. Unvergleichlich war die Gelaſſenheit, womit er die ſchlagendſten Bemerkungen ganz ſo abrollen ließ, als ſpräche er vom Wetter.“

Voll Verehrung ſpricht Karoline Pichler in ihren „Denkwürdigkeiten“ von dem Manne, der auch ihr ein treuer Berater geweſen iſt und dem ſie ſo viele Stunden geiſtigen Genuſſes zu danken hatte. Von den Schauſpielern des Burgtheaters, die unter ihm gewirkt, haben Ludwig Coſtenoble

und Heinrich Anſchütz Aufzeichnungen über Schreyvogel hinterlaſſen, jener auf vielen Seiten ſeines Tagebuchs, dieſer in den von Roderich Anſchütz herausgegebenen „Erinnerungen“. „Schreyvogel“ — berichtet Heinrich Anſchütz — „war allerdings eine jener Naturen, die im Bewußtſein deſſen, was ſie wiſſen, leiſten und zur Erſcheinung bringen, ſich nicht Jedermanns Urtheil unterwerfen. Was er mit ſeinen Kunſtanſichten und den Intereſſen des Theaters unvereinbar fand, das bekämpfte er mit Geiſt, aber wo er unberufenen Widerſtand fand, leider auch mit ironiſcher Schärfe, mit Bitterkeit und Witz. Dieſe Waffen arteten mitunter bis zur Rückſichtsloſigkeit aus. Er verletzte z. B. heute ein Mitglied des Theaters aufs Empfindlichſte, trieb eine Schröder und Müller bis zu Thränen, und den andern Tag huldigte er ihren gelungenen Darſtellungen. Eben ſo wenig hatte er Gedächtniß dafür, wenn ihn ein Schauſpieler in der Exaltation kränkte. Aber er wollte immer das Beſte und worin er eben ſo vielen Bühnenleitern voraus war, er wußte auch gewöhnlich, was das Beſte ſei.“

Aus allen dieſen Urteilen von Zeitgenoſſen wird uns das Bild eines Menſchen lebendig, der, ausgeſtattet mit glänzenden Geiſtesgaben und einem ſcharf ausgeprägten Charakter, das Pfund, das ihm die Natur auf den Lebensweg mitgegeben, redlich verwertet hat, nicht zu eigenem, ſondern zum Vorteile der Mitmenſchen, die er durch ſeinen ſtark wirkenden Einfluß auf die Entwicklung der dramatiſchen Literatur und Kunſt und auch als Schriftſteller geiſtig und ſittlich zu heben verſuchte.

Damit hatte er genug getan, und mehr wollte er auch nicht. Schrieb er doch ſelbſt in das Stammbuch eines Freundes:

„Kurz iſt das Leben, ſchwach des Menſchen Kraft;
Drum ſeh' ein Jeder, was er treibt und ſchafft.
Nicht eitel iſt, wonach der Edle ſtrebt;
Was jeder wirkte, das hat er gelebt.
Und ſei es wenig, ein Gedanke nur,
Es bleibt nach ihm noch ſeines Wirkens Spur!
Der Keim des Nützlichen geht nicht verloren;
Wer Gutes that, ward nicht umſonſt geboren."

1810.

5. August.

Es sind nun bald vierzehn Jahre verflossen, seit dieses Tagebuch angefangen und auch gleich wieder unterbrochen wurde. Die Entfernung von Jena und meine dasigen ebenso widerwärtigen als moralisch tadelnswürdigen Verhältnisse haben damals diese Rückkehr in mich selbst veranlaßt. Seither hat sich mein Stand durch Zufall und Nothwendigkeit fixirt. Ich bin in vielfältige Noth gebracht worden. Dies ist kein Unglück, vielmehr habe ich dem Drang dieser Umstände großentheils dasjenige zu verdanken, was sich in meinem Charakter gebessert hat. Ich bin viel weniger eitel; ich kenne mich und die Welt besser, und da ich wenigstens ein stetes Ziel vor den Augen habe, so ist mehr Folge und Absicht in meinen Handlungen. Aber wie viele Grundfehler meines Temperaments und Charakters sind noch übrig, und welcher großen Verirrungen habe ich mich während dieser Zeit anzuklagen! —

7. August.

Wenn vernünftig zu handeln die erste aller Pflichten ist, so ist mein ganzes Leben, beinahe in allen entscheidenden Momenten, eine Verletzung der Pflicht, sowie es eine Kette von Thorheiten ist. Immer hat irgendein unüberlegter Schritt, ein eitler Gedanke oder eine Anwandlung von Leidenschaft mich von meinen besten Vorsätzen abgebracht oder meine

Handlungsweiſe in den wichtigſten Augenblicken beſtimmt. Das Gute, das in mir iſt, habe ich faſt nur darin erprobt, daß ich das Übel, welches ich mir zugezogen, zu ertragen und die Folgen meiner Thorheiten auszugleichen ſuchte. — Beſonnenheit und Ordnung ſind die einzigen Mittel, dieſe Grundfehler meiner Natur zu verbeſſern. Ich habe höchſtens mehr zwanzig Jahre zu leben; wende ich dieſe vernünftig an, ſo kann ich meinem Daſein jetzt noch einen Werth geben, verliere ich noch einige Jahre, ſo iſt wahrſcheinlich mein ganzes Leben verloren; denn die Kraft zum Guten nimmt allmählich ab und der verwöhnte Wille iſt endlich nicht mehr zu heilen. Auch meine Geſundheit, die ſo unerwartet Vieles ertragen, muß endlich ſchnell und unwiederbringlich verfallen.

17. September.

Wie doch mit der Aufmerkſamkeit auf die ſittliche Beſſerung überhaupt — auch gleich die Rüſtigkeit zum Guten im Einzelnen verſchwindet! Richte dein Augenmerk oft und ernſthaft auf das allgemeine Bild der Tugend! Verſchmähe die kleinen Hilfsmittel nicht, beſſere Angewöhnungen in dir zu gründen! Meide die Gelegenheit! Sie iſt dir noch zu ſtark; auch ein weniger ſchwacher Menſch darf es nicht wagen, mit der Sünde zu ſpielen.

26. December.

Ich habe in den 5—6 Monaten, ſeitdem ich einigemal ernſthaft und aufrichtig über mich nachdachte, nichts gewonnen, als den zwar ſchwachen, aber doch immer wieder zurückkehrenden Willen, ein beſſerer, ordentlicherer und dadurch weniger unglücklicher Menſch zu werden. Ich will mir nicht verbergen, daß ich nicht bloß die Sittlichkeit, ſondern auch mein Glück zur Abſicht habe; aber es ſoll ein beſcheidenes, auf das Gute ſelbſt gegründetes Glück ſein.

Ordnung und Mäßigung sind die zwei ersten, unentbehrlichsten Tugenden, nach denen ich streben muß, denn sie sind den Grundfehlern meines Temperaments und Charakters am geradesten entgegengesetzt. Vernünftige Arbeitsamkeit ist dann das Nächste. Selbst in meinen guten Stunden bin ich zu müßig; ich halte mich zu oft und zu lange bei allgemeinen Betrachtungen auf, anstatt zur That und zur Ausführung des Einzelnen zu schreiten.

Ich will die übrigen Tage dieses Jahres dazu verwenden, eine Tagesordnung für das künftige Jahr zu entwerfen und mir strenge vorzuschreiben.

Der Plan, den Franklin befolgte, sich von seinen Fehlern zu befreien und vollkommener zu werden, verdient Nachahmung. Doch da ich weit größere Fehler habe und im Alter schon so weit vorgerückt bin: so kann ich nicht hoffen, auf so einfache Art zum Zweck zu kommen. Auch muß jeder Mensch seinen eigenen Weg in so wichtigen Angelegenheiten gehen.

Da nunmehr der Tag zu wachsen anfängt, so will ich mich bemühen, täglich etwas früher aufzustehen. Ich will es dann vom neuen Jahre an täglich mein erstes Geschäft sein lassen, einige Betrachtungen über mich selbst anzustellen und wenigstens einige Zeilen an diesem Tagebuch zu schreiben. Ich will mir, nach Franklins Methode, täglich die Übung einer besonderen Tugend aufgeben und so lange damit fortfahren, bis ich finde, daß ich mich darin einigermaßen befestigt habe. Ebenso soll es Abends täglich mein letztes Geschäft sein, mich über die Anwendung des vergangenen Tages zu erforschen und mit wenigen Worten aufzuzeichnen, ob ich meine guten Vorsätze erfüllt oder vernachlässigt habe und ob ich etwa und in was für neue Fehler ich verfallen bin.

Ich zähle hier die einzelnen Tugenden auf, wie ſie einander in Betracht meines Temperaments an Wichtigkeit folgen.

I. Entſchloſſenheit. — Entſchließe dich ein- für allemal zu thun, was du ſollſt, und zu thun ohne Verzug, wozu du entſchloſſen biſt!

II. Keuſchheit. — Sei keuſch, nicht bloß in Werken, ſondern auch in Gedanken!

III. Ordnung. — Ordne dein Leben, wie deinen Geiſt! Sei äußerſt ſparſam mit deiner Zeit und ſuche ſie durch eine genaue und wohlüberlegte Eintheilung zu allen deinen Abſichten zureichend zu machen! Laß durch Andere verrichten, was durch ſie geſchehen kann: aber halte deine Geſchäfte und deine Leute durch eine ſtrenge Aufſicht in Ordnung! Verſchiebe nie auf morgen, was heute geſchehen kann, es ſei denn, um etwas zu thun, das du geſtern verſäumt haſt! Mache dir eine Tagesordnung und halte darauf!

28. December.

Wenn man einen großen Vorſatz gefaßt hat, muß man ſich ganz davon erfüllen. Ich will jeden freien und ruhigen Augenblick ergreifen, um mir den Zweck recht klar vorzuſtellen und tief einzuprägen, den ich mir vorgeſetzt habe. Es iſt die höchſte Zeit, daſs ich feſten Schrittes vorwärts gehe und mein Ziel nicht mehr aus den Augen verliere. Ich will ein rechtſchaffener Menſch werden und die Vernunft in mir herrſchend machen, von der ich bisher leider einen ſehr zweideutigen, oft ganz verkehrten Gebrauch gemacht habe.

In der Reihe der Tugenden, denen ich nachſtreben muß, iſt eine der nächſten:

IV. Die Sanftmuth. — Ich laſſe mich häufig von Ungeduld und Zorn oft bis zur äußerſten Wildheit hin-

reißen. Kleine Verſehen und Fehler Anderer bringen mich heftig auf, und die geringſte Nichtachtung oder Beleidigung von einem Anderen ſcheint mir unverzeihlich, während ich mir ſelbſt Härten, Ungezogenheiten, zuweilen wahre Grauſamkeiten gegen Andere erlaube. Bin ich denn ein Tyrann? Iſt die Weisheit, die ich ſeit 20 Jahren im Munde führe, eine bloße Redensart, und darf ich mich unterſtehen, von Anderen zu fordern, was ich ſelbſt nie leiſte?

V. Gleichmüthigkeit. — Thue Recht und überlaß übrigens dein Schickſal der Vorſehung! Sei in Glück und Unglück der Nichtigkeit der menſchlichen Dinge eingedenk und laß dich insbeſondere von den unvermeidlichen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht aus der Faſſung bringen, die einem vernünftigen Weſen geziemt!

30. December.

VI. Wahrhaftigkeit. — Sei fürs Erſte wahrhaft gegen dich ſelbſt! Erforſche dein Innerſtes und halte keinen Vorſatz für redlich, zu deſſen Erfüllung du nicht zugleich alle nöthigen Vorbereitungen triffſt! So lange du die Gelegenheit nicht meideſt, iſt es dir nicht Ernſt, einen Gewohnheitsfehler abzulegen. Tugendhafte Aufwallungen ſichern nicht vor Übertretungen und die Reue macht nichts beſſer.

Höre auf, die Lüge, in was immer für Umſtänden, für gleichgiltig zu halten! Dem wahrhaften Charakter iſt jede Lüge ein Greuel.

Ein neues Jahr fängt in der bürgerlichen Welt an. Möge es auch ein neues, beſſeres in meiner Geſinnung und meinem Lebenswandel ſein! Möge mit dem wachſenden Tage auch der Eifer und die Beharrlichkeit im Guten in mir zunehmen, damit, wenn er im natürlichen Gange der Zeit einſt wieder abnimmt, auch meiner Schwächen und Fehler

täglich weniger werden und nichts unverändert bleibe, als die innere Stärke des guten Willens und die Heiterkeit meiner Seele, die unvermeidlichen Folgen einer verbeſſerten Geſinnung!

Wenn ich die Unermeßlichkeit der Aufgabe betrachte, die ich vor mir habe, da ich nach einem großentheils ſchon verlorenen Leben und mit geſchwächten Kräften nunmehr in kurzer Zeit ausführen ſoll, was ich ſo lange vernachläſſigt habe und den verworrenen Zuſtand meines Gemüths ſowohl, als meiner Geſchäfte, — ſo empfinde ich wohl ein Grauen, aber von erhabener und aufmunternder Art, weil ich mir des ernſtlichen Willens bewußt zu werden anfange, mich zu einem beſſeren inneren und äußeren Zuſtand emporzuarbeiten. — Stärke mich Gott in meinem Vorhaben! Denn Du biſt, obwohl ich Dich nur ahne und nicht begreife und obwohl ich von Deinen Abſichten mit mir und den Menſchen nur dies verſtehe, daß wir uns ſelbſt helfen und durch Tugend zu etwas machen ſollen, das ſelbſt in Deinen Augen einen Werth haben kann.

1811.

1. Jänner.

Here will I hold. If there's a power above us,
(And that there is, all nature cries aloud
Through all her works,) He must delight in virtue;
And that which he delights in must be happy.

Mit ruhiger Gemüthsfaſſung will ich das größte und ſchwerſte Unternehmen anfangen, weil es doch gut iſt, bei einem weiten Weg, den man zurückzulegen hat, den Ort zu merken, von dem man ausgeht. Dies neue Jahr wird das erſte glückliche ſein, das ich erlebt habe, wenn ich in meinem Vorſatz beharre und mich wenigſtens redlich bemühe, rechtſchaffen zu werden und alle meine Handlungen der Vernunft unterzuordnen. Befreie dich von Affecten und Leidenſchaften! Das iſt das Erſte. Suche die Unbefangenheit des Geiſtes, die Reinheit des Herzens zu erlangen, die eigentlich der Boden ſind, in dem alle Tugenden gedeihen! Es gibt Tage, wenigſtens Stunden, in denen wir keiner tiefen Gefühle fähig ſind, wo die moraliſchen Antriebe keine Kraft zu haben ſcheinen und die ſinnlichen Neigungen uns gleichſam beſchleichen; in ſolchen Stunden und Tagen kann uns nur der ruhige Verſtand, das Feſthalten einer einmal mit Überlegung angenommenen Regel vor dem Schlechten bewahren. Überhaupt aber ſind Verworrenheit im Innern und Unordnung

in den Geſchäften der Anlaß und die Nahrung von tauſend Fehlern und Ausſchweifungen.

Daß ich lebe und ungeachtet meiner Thorheiten ſo viele Lebenskraft in mir fühle, habe ich, nächſt Gott, unſtreitig meiner ungewöhnlichen Anſtrengung zu verdanken. Sollte der Wille über die Seele nicht wenigſtens ebenſoviel vermögen, als über den Körper? Sollte ich bei der ganzen Reife der Vernunft nicht mehr der geiſtigen Anſtrengung fähig ſein, deren ich bei dem erſten Aufdämmern des Verſtandes fähig war? Sollten der Stolz und ein jugendlicher Enthuſiasmus mächtigere Triebfedern ſein, als die lebendige Vorſtellung des allein Wahren, Guten und Nothwendigen? — Daß ich lebe, iſt gleichgiltig, aber daß ich einig mit mir ſelbſt, Herr meiner Begierden und der Schöpfer meines inneren Glückes ſei, iſt nothwendig.

So laß mich denn verſuchen, was ich noch wert bin, und ob ich nicht der elenden Schwäche Meiſter werden kann, unter der meine Seele zu erliegen Gefahr läuft, wie ehemals mein Körper! Hinweg mit allen Täuſchungen der Eitelkeit! Du kannſt nicht mehr werden, was du bei einem weiſeren Gebrauch deiner Anlagen und deiner Jahre für die Welt hätteſt werden können. Aber die Welt bedarf deiner nicht, und du bedarfſt nicht der Weltehren. — Die größte deiner Anlagen, die einzige, die einen Werth an ſich hat, iſt noch ganz, aber leider unentwickelt in dir: die moraliſche!

3. Jänner.

Morgens. — Meine erſten Gedanken, wenn ich erwache, ſeien an Ihn gerichtet, den ich von Kindheit auf ahne, den ich manchmal zu begreifen glaube, an den mein Glaube nur lau oder wankend werden kann, wenn ich mich in Weltſorgen und ſinnlicher Zerſtreuung zu lange von Ihm

entferne. Ein einziger, Gott gewidmeter Gedanke erhebt und ſtärkt das Gemüth mehr, als eine ganze Reihe bloß auf das Zeitliche gerichteter Betrachtungen. — Und nun laß mich an das Geſchäft des Tages gehen!

Abends. — Ich habe mein Tagwerk ſchon am Morgen glücklich vollbracht; und ich hätte einen zwar nicht genug thätigen, aber ſchuldloſen und in meinem Innern vergnügten Tag gelebt, hätte ich mich nicht über eine leicht zu entſcheidende Sache von Ungeduld und Jähzorn übereilen laſſen. Dieſer kindiſche Affect, der eines vernünftigen Weſens ſo unwürdig iſt, beherrſcht mich mehr, als ich in meiner Unachtſamkeit gedacht hätte. Ich muß vorzüglich dieſe ſchwachſinnige Heftigkeit zu bezähmen trachten. Sanftmuth und Gleichmüthigkeit — ſeien die Tugenden, die jetzt als die erſten auf meiner Tagesordnung erſcheinen.

4. Jänner.

Morgens. — Wenn du jeden freien und ruhigen Augenblick benützeſt, dich zu prüfen und gegen deine böſen Gewohnheiten zu kämpfen, ſo iſt es unmöglich, daß nicht das Gute endlich die Oberhand in dir erhalte. Nicht ſo ſehr, daß ich Thorheiten vormals begangen, als daß ich die Augenblicke der Ruhe und Überlegung nicht ernſtlicher zu meiner Beſſerung verwendet habe, macht mich ſtrafbar. Du willſt dich der Ordnung befleißigen: ſo ſei denn dies Tagebuch der erſte Beweis davon! Nie werde es mehr unterbrochen. Wie alle Religionen Stunden des Gebets und der Betrachtung haben, ſo ſei es mir Religion, mich in dieſem Tagebuche mit meinem beſſeren Selbſt zu beſchäftigen. Es iſt ein ſehr moraliſcher Sinn in der Lehre: Betet und faſtet, damit Ihr nicht in Verſuchung fallet!

Abends. — Ich will den Gedanken feſthalten, den ich hier äußerte. Dieſe Augenblicke ſeien den Übungen meiner

Religion gewidmet! Allem Gottesdienſt liegt etwas Überſinnliches, Sittliches zum Grunde. Sollte der moraliſche Glaube, die Religion der Vernunft allein keiner Disciplin bedürfen? Und ſollten Übungen rein moraliſcher Art für das Gemüth weniger ſtärkend und erhebend ſein, als es abergläubige und ſchwärmeriſche ſind?

5. Jänner.

Morgens. — Selten iſt der Menſch werth, den Namen des Allerheiligſten auszuſprechen; aber jede aufrichtig gemeinte, ſittliche Regung iſt ein ſeiner würdiges Gebet.

Mittags. — Erwarte von Anderen keine Tugend, die dir ſelbſt mangelt! Sei nicht nur ſelbſt enthaltſam, ſondern erleichtere auch Anderen die Pflicht, es zu ſein!

6. Jänner.

Morgens. — Wie viele Zeit habe ich verloren! Tage, Wochen, Jahre, von denen keine Spur übrig iſt, als etwa in dem Schaden, den ich mir oder Anderen durch meine Unachtſamkeit, Thorheit und Ungerechtigkeit zugefügt habe. Laß von jetzt an keinen Tag mehr vorübergehen ohne ein nützliches Beſtreben, und laß dieſes Tagebuch dir davon Zeugniß geben!

Es iſt heute Sonntag; eine uralte Einrichtung weiſer Geſetzgeber, um in das Chaos menſchlicher Sorgen, Beſchäftigungen und Leidenſchaften Licht und Ordnung zu bringen, — ein Tag der Ruhe, des Nachdenkens und Gottesdienſtes. Das ſei er von nun an auch mir! Ich will ihn feiern durch eine ernſthafte Rückkehr in mich ſelbſt; an dieſem Tage will ich mir Rechenſchaft geben, wie ich die verfloſſene Woche verwendet, wo ich gefehlt und was ich zu verbeſſern habe. Was dann zunächſt zu thun iſt, will ich an dieſem Tage feſtſetzen

und mir die Grundsätze recht deutlich machen, nach denen ich mein Leben einrichten muß. Und nicht bloß dem Nachdenken, der Selbstprüfung, auch der thätigen Übung im Guten sei dieser Tag vorzüglich gewidmet! Ich will ihn durch Nüchternheit, Sanftmuth, Reinigkeit der Empfindung vor anderen auszuzeichnen suchen und ihn für entheiligt halten, wenn ich mir ein Vergehen gegen diese Tugendpflichten zu Schulden kommen lasse.

Vernunft, Ordnung, Fleiß, — wie mein Inneres, so müssen sie meine äußeren Umstände herstellen oder vielmehr erst gründen. Du hast noch keinen Charakter, du hast nur Temperaments-Eigenschaften und Angewöhnungen, meist von schlimmer Art. Wie in deinen Geschäften, so in deinem sittlichen Betragen, — überall mangelt die Überlegung, die Folge, die Standhaftigkeit. Es gibt Menschen, denen ein einfacher Sinn und mäßige oder bestimmte Neigungen die Stelle der Grundsätze vertreten. Du bist gar nichts ohne Grundsätze; denn du hast weder Genie noch Thätigkeitstrieb, und es ist lauter Schwanken und Ohnmacht in deinem Gemüth und in deinen Handlungen. Durch Vernunft und Tugend kannst du noch ein achtungswerther und glücklicher Mensch werden; ohne sie würdest du unvermeidlich in die größte Selbstverachtung und innere Unzufriedenheit verfallen. — Du hast eine unendliche Aufgabe vor dir; aber wenn du dir nur erst des redlichen und ernsthaften Willens bewußt bist, Alles zu thun, um dich ihrer Auflösung zu nähern, so hast du schon viel gewonnen.

Nachmittags. — Es ist ein heiterer Wintertag. Ich habe eine kleine Stunde Bewegung gemacht, und mit dem erhöhten Gefühl der Gesundheit erhöht sich mein Muth, den Kampf zu bestehen, in dem ich begriffen bin. Ich werde nur langsame Fortschritte machen, aber desto sicherer werden sie

ſein. — Principiis obsta! — Wenn du ſtrenge gegen dich ſelbſt biſt, kannſt du auch von Anderen Strenge fordern.

7. Jänner.

Morgens. — Meine gewöhnliche Sonntagsgeſellſchaft verließ mich geſtern Nachts zu ſpät, als daß ich noch mit freiem Geiſt an dieſem Tagebuch hätte ſchreiben können.

Abends. — Unter den Tugenden, denen ich nachzuſtreben habe, iſt die Wirthſchaftlichkeit eine der nöthigſten; denn ich habe ſie von Jugend auf vor anderen vernachläſſigt. Sie iſt nicht nur eine ſehr weſentliche Pflicht gegen mich ſelbſt und die Meinigen, ſondern in meinen Verhältniſſen eine ſtrenge Gerechtigkeitspflicht gegen Andere. Wodurch will ich den Leichtſinn und die Fahrläſſigkeit entſchuldigen, die ich bisher in allen Dingen bewies? Gewiß, das iſt eine der faulen Stellen in meinem Charakter, und ich habe das Unmoraliſche meines Betragens in dieſer Rückſicht ſogar noch nie ernſthaft betrachtet, viel weniger tief empfunden.

8. Jänner.

Ich leſe zu meiner Belehrung und Erbauung Kants moraliſche Schriften. Zur Geneſung meines Kopfes hat Kant vor zwanzig Jahren viel beigetragen. Aber wie geſchah es, daß ſeine Moral, die ich ziemlich kannte und begriff, ſo wenig Einfluß auf mein Betragen hatte? — Bei der Weisheit, ſagt er ſelbſt, kommt es weniger auf das Wiſſen an, als auf das Thun. Eitelkeit hat mich verführt und zwanzig Jahre lang ſchwankte ich zwiſchen Laſter und Tugend, Thorheit und Weisheit, ohne einen ernſthaften Entſchluß faſſen zu können, ob ich der einen oder der andern anhängen ſoll; denn ich bin mir bewußt, daß es hauptſächlich auf einen redlichen Entſchluß ankommt, um gut

oder ſchlecht, weiſe oder thöricht zu ſein. — Ich hoffe, dieſer Entſchluß iſt endlich einmal gefaßt und von jetzt an ſoll mich nichts mehr daran irremachen.

9. Jänner.

Morgens. — Die Rechtſchaffenheit iſt nur Eine; du mußt den Willen ein- für allemal und unabänderlich haben, nie mehr und in keinem Stücke das Sittengeſetz zu übertreten. Aber um das Gute gern und mit Sicherheit zu thun, ſind fleißige Übungen in den einzelnen Tugenden nöthig. Das Unkraut der böſen Neigungen muß nach und nach, gleichſam Feld für Feld, ausgerottet werden; jedoch ſo, daß man die Aufmerkſamkeit auf das Ganze nie verliert. Wenn du dir erlaubſt zu lügen oder ungerecht zu ſein, während du der Keuſchheit nachſtrebſt, ſo iſt ſelbſt die Geſinnung nicht rein, womit du dieſe Tugend übſt. Erfülle dich ganz mit dem allgemeinen Bild der Tugend und verzeihe dir keine, auch nicht die geringſte Pflichtverletzung mehr!

Nachmittags. — Rechtſchaffenheit iſt das Erſte, Klugheit das Zweite. Wenn die Vernunft einmal auf das Handeln Einfluß hat, ſo muß ſie ihn überall behaupten und der Neigung, dem Geſchmack, der Laune durchaus keine Gewalt über die Willkür einräumen. Dein dauerhaftes Wohlergehen zu befördern, iſt Pflicht; alſo iſt auch die Klugheit Pflicht, und du mußt dir ebenſo feſte Vorſchriften in Anſehung der Klugheit machen, als unwandelbare Maximen in Betracht der Sittlichkeit. Handle nur nach reifer Überlegung; überlaß dich dem Zufalle ſo wenig als möglich; erhalte ſorgfältig alle Mittel, wodurch du bisher dein Fortkommen ſicherteſt, ehe du beſſere dafür haſt; verbeſſere, was offenbar nachtheilig iſt, aber ändere nichts, ohne die Folgen davon ernſthaft zu erwägen; verſprich nichts, wovon dir die

Erfüllung schwer oder gar schädlich sein kann; suche deine alten Freunde zu erhalten, vermeide neue, unnütze Bekanntschaften; sei bescheiden, aber mit Würde; zeige, daß du Grundsätze hast und Verstand, aber dringe sie Niemandem auf; beleidige nie, auch keinen unbedeutenden Menschen; mache Niemand zum Vertrauten weder deiner Schwachheiten, noch deiner Vorsätze; zanke nie, aber laß dir auch nie etwas abtrotzen!

Nachts. — Eine neue Welt eröffnet sich vor mir. Wenn mir Gott Leben und Gesundheit gibt, nur noch einige Jahre, so hoffe ich mit mir selbst einig und nicht unnütz für Andere zu werden. Ich habe es in mancher Rücksicht weiter gebracht, als viele Menschen. Laß die Vernunft die zerstreuten Talente und Erfahrungen vereinigen, die du besitzest, und du wirst als kein ganz gemeiner Mensch aus der Welt gehen!

10. Jänner.

Morgens. — Gott hat mir den Gedanken eingegeben, dies Tagebuch ernsthafter, ja mit dem größten Ernst als Religionsübung zu behandeln. Denn daraus muß nothwendig unsäglich viel Gutes für die Ordnung und Besserung meines Charakters entspringen. Ich will weitergehen und mir die Ausbildung meiner religiösen Anlagen selbst zur wichtigsten Angelegenheit machen. Und in der That ist sie es ja; nur die traurigste Vergessenheit des besseren Selbst in uns kann uns nach und nach völlig von der Religion entfernen. Kant soll in diesem heiligen Geschäft mein Führer sein; und indem ich mich aller Speculation entschlage, will ich, wie die ersten Nachfolger Christi, bloß das Praktische seiner Lehre in mein Herz und meine Gesinnung aufnehmen. Wenn es irgend etwas gibt, das mir, bei dem Grade meiner Geistesbildung, höchstens als Offenbarung erscheinen kann: so sind es die tiefen Blicke in das

menſchliche Gemüth und die vernünftige Ahnung einer überſinnlichen Welt, welche die Schriften dieſes Weiſen, des erſten Freundes und Wohlthäters meines Geiſtes, enthalten.

Mittags. — Es iſt ſo unendlich viel, was ich mir vornehme, aber weniger wäre nichts; denn Tugend und Weisheit können nur als ein Ganzes errungen werden.

Nachts. — Verachte Heuchelei und Lüge; aber ſei verſchloſſen und laß Niemand dein ganzes Innere ſehen, im Guten wie im Schlimmen! Rede ſelten oder nie von deinen Anſichten der Religion und Tugend; man würde ſie dir nicht glauben, und du ſtündeſt in Gefahr, ſie zu profaniren! Decke aber auch nicht unvorſichtig deine Schwäche und Gebrechlichkeit auf; denn dein Vertrauen wird gewiß mißbraucht, wenigſtens durch Geringſchätzung!

Pflege deine Geſundheit! Mens sana in corpore sano. Nächſt der Energie des Willens iſt die des Körpers die erſte Bedingung zur Erreichung aller Abſichten, die du haben kannſt.

11. Jänner.

Morgens. — Es iſt nicht genug, die niedrigen Neigungen in dir zu bekämpfen, du mußt dich ſo viel als möglich von aller Neigung befreien, um die Vernunft allein in dir herrſchend zu machen. Wie viele Zeit haſt du literariſchen und politiſchen Träumereien aufgeopfert, wie viele Kraft tändelnden Freundſchafts- und Liebesverhältniſſen, wie viel Geld einer übel angebrachten Großmuth und Wohlthätigkeit! Je mehr du gut zu machen haſt und in je kürzerer Zeit, deſto ſtrenger mußt du von nun an gegen dich ſelbſt ſein und gegen jeden Gedanken gleichſam, der dich von deinem großen Ziele abführt.

Nachmittags. — Gründe deine Erhaltung nicht auf Einen, oder auf einige wenige Menſchen, ſondern auf Viele;

und verbinde ihren Vortheil ſo ſehr als möglich mit dem deinigen! Vermeide es aber, Wohlthaten zu empfangen!

Sei raſtlos, wenn es darauf ankommt, einer großen Gefahr vorzubeugen; dann kannſt du dich ſelbſt einer größeren ausſetzen, wenn nur Zeit gewonnen iſt! Aber nütze dann dieſe Zeit unermüdet aus, um zum Sieg zu kommen!

Nachts. — Man muß von den Menſchen nicht verlangen, was ihrem beſonderen Charakter und ihren Angewöhnungen fremd iſt, und wenn man von ſeinen Freunden Delicateſſe erwartet, vorher gegen ſie ſelbſt delicat ſein.

Nie, ſolange ich lebe, ſcheint es mir, habe ich in 10 — 11 Tagen ſo zuſammenhängend gedacht und gehandelt, als in denen, die von dieſem Jahre bis jetzt verfloſſen ſind. Es fehlt ſehr viel, daß ich Alles gethan hätte, was ich ſollte; denn es bleibt Alles noch zu ſehr im Allgemeinen und ich verliere ſehr viele Zeit mit unfruchtbarem Sinnen und Denken. Aber es iſt doch der einzige Weg zu einem planmäßigen Leben; und ich hoffe mit Gott, was ich will, was ich ſoll, zu erreichen.

12. Jänner.

Morgens. — Dreiundvierzig Jahre habe ich gelebt; davon iſt die erſte Hälfte in Schwäche und Verwirrung, die zweite größtentheils in moraliſcher Indolenz und Verkehrtheit verfloſſen. Wie war es möglich, daß, da ich ſeit 20 Jahren die Rechtſchaffenheit kannte und die erſten Regeln der Klugheit begriff, doch beide ſo wenig über mich vermocht haben? Wie war es möglich, daß, da ich doch den wahren Werth des Menſchen unterſcheiden konnte, ich bei einer völligen Nullität des Willens und Charakters oft gleichwohl ſo ſtolz und mit mir ſelbſt zufrieden war? — Die erbärmliche Koketterie mit kleinen Talenten und falſchen Tugenden, die Anmaßung einer vorzüglichen Natur, die ohne Grundſätze

ſich ſelbſt zu leiten fähig wäre, das Nachäffen der Genies, die ich über Maß und Ziel hochſchätzte: — dies ſcheint der Hauptgrund einer ſo verkehrten Erſcheinung geweſen zu ſein! Da ich durch die Nichtachtung der Vernunft und Grundſätze nun einmal den Neigungen und der Leidenſchaft preisgegeben war, ſo iſt es nicht zu wundern, daß ich in ein Labyrinth phantaſtiſcher Gefühle und Begierden gerieth.

Mittags. — Es iſt kein Heil für den Menſchen, als in einem Syſtem von Grundſätzen, und den Schlußſtein dieſes Syſtems macht die ſtrenge Sittlichkeit. Mit dieſer Überzeugung ſchwöre ich die Herrſchaft aller Gefühle und Neigungen, ſelbſt der an ſich unſchuldigen ab; denn auch dieſe müſſen der Vernunft gehorchen, wenn ſie nicht verderblich werden ſollen. Der höchſte aller Grundſätze heißt alſo: Handle nur nach Grundſätzen und prüfe dieſe nach der Strenge der Moral!

Du haſt oft von Selbſtſtändigkeit geträumt; wie kann man ſelbſtſtändig ſein ohne Weisheit, und iſt der vernünftige und rechtſchaffene Mann nicht unter allen Umſtänden ſelbſtſtändig? —

Nachts. — Ich habe in einfacher häuslicher Abendgeſellſchaft einen vergnügten Abend zugebracht. Strenge denken will ich heute nicht mehr. Morgen iſt Sonntag, der Tag des Nachdenkens und der Prüfung. Heute will ich mich dem Gefühl einer ſchuldloſen Ruhe überlaſſen.

13. Jänner.

Morgens. — Ich feiere den zweiten Sonntag dieſes Jahres mit der Heiterkeit, welche das Bewußtſein einer nicht ganz verlorenen Woche, nach ſo langen Verirrungen, mir verurſacht. Es iſt jedoch mehr die Hoffnung des Fortſchreitens im Guten, als die Freude über

den kurzen Weg, den ich schon zurückgelegt habe, was mich heiter macht. Noch ist meine Gesinnung viel zu unrein, das System der Grundsätze, denen ich folgen will, noch zu schwankend und unordentlich, um Ruhe darin zu finden.

Ich muß der Gesinnung nach ein besserer Mensch werden, nicht bloß gewissenhaft in Vermeidung des Bösen, sondern eifrig im Vollbringen des Guten. Bisher habe ich die Sittlichkeit bloß als etwas an sich Schönes und Wünschenswerthes betrachtet, das meinem Willen völlig fremd blieb, gleichsam als wäre sie nur eine Sache des Beliebens, und höchstens habe ich mir einzelne Übertretungen zum Vorwurfe gemacht. — Wie ist es möglich, so ganz verkehrt zu denken und zu empfinden! Wenn die Vorstellung der Pflichten bloß im Verstande ist, ohne ernsthafte Beziehung auf den Willen, wenn sie nicht in die That übergeht: so sind Sittlichkeit, Pflicht und Tugend lauter eitles Geschwätz, und sogar der consequente Eigennutz verdient, wo nicht mehr Achtung, doch gewiß weniger Geringschätzung, weil er wenigstens Thatkraft beweist.

Frage dich bei jeder Handlung, zu der dich die Natur antreibt oder die Gewohnheit bewegt, erstlich: ob sie erlaubt? zweitens: ob sie zu deinen nothwendigen Zwecken dienlich oder nützlich sei?

Nachmittags. — Ich habe mich heftig erzürnt. Das ist die Folge der vernunftlosen Hingebung an Temperamentsfehlern. Der Jähzorn beherrscht mich mit einer mich selbst erschreckenden Wuth. Ertrage dein Schicksal wie ein Mann! Dulde keine Tyrannei, aber übe auch keine aus! Beherrsche dich selbst, wenn du deine Unabhängigkeit behaupten willst! Drohe nicht mit Etwas, das du nicht auszuführen unabänderlich entschlossen bist! Nur die Vernunft und ein unerschütterlicher Wille gebieten Ehrfurcht.

Nachts. — Der halbe Tag ist verloren für meinen großen Zweck und für das Leben. Ich befinde mich nicht wohl: eine gewöhnliche Folge des heftigen Zornes. Dieser unglückliche Hang hat meiner Gesundheit vielleicht schon mehr geschadet, als alle anderen Ausschweifungen zusammengenommen. Wie oft habe ich mich beinahe bis zum Tod erzürnt! Ich muß dieses kleinlichen Affectes Meister werden.

14. Jänner.

Morgens. — Wiewohl vom Schlaf gestärkt, fühle ich doch noch ein Unbehagen vom gestrigen Verdruß; ein Beweis, daß der Zorn ganz nach Art einer Krankheit in mir wirkt und gleichwie er thierischen Ursprungs ist, auch die thierische Maschine völlig in Aufruhr setzt. Ein Blitz kann nicht unvermutheter zünden, als der Zorn in meinem Gemüth; ein Wort, eine Miene, ein Nichts setzt mich oft schon außer Fassung, und ich weiß selten auch nachher deutlich anzugeben, was mich so sehr erschüttert hat. Welch ein Zustand für ein vernünftiges Wesen! — Denke mit allem Ernst den Mitteln nach, dieser bösen, tiefeingewurzelten Krankheit der Seele abzuhelfen! Wie strafbar bin ich, daß ich sie so sehr überhandnehmen ließ. —

Nachmittags. — Ich bin fest entschlossen, ein streng moralischer Mensch zu werden, und wenn sich alle Narrheit und Schelmerei in der Welt (in mir und außer mir) dagegen auflehnen sollten! Wenn ich, wie ich kann und will, nicht auf halbem Wege stehen bleibe, wenn ich durchaus rechtschaffen und so weise werde, als es mir möglich ist, so sind die 43 Jahre, die ich gelebt, nicht verloren. Dann wenigstens habe ich unter Thorheiten und Lastern mich selbst, die Welt und das wahrhaft Gute kennen gelernt.

Nachts. — Sei sanftmüthig, aber ohne Schwäche und auch ohne den Schein derselben!

15. Jänner.

Morgens. — Einen durchaus guten Willen in dir zu gründen, das ist die oberste Aufgabe, die du dir selbst machen mußt. Du bist noch so weit entfernt, das Gute aus Pflicht zu thun, daß selbst die Vorstellung der Pflicht noch nicht rein und deutlich in dir feststeht. Nur das Pflichtwidrige zu meiden, ist noch wenig gethan, wenn nicht auch die Gesinnung echt und lauter ist, in der du handelst.

Abends. — Ich habe die Kritik der practischen Vernunft zum zweitenmal (binnen 6 Wochen ungefähr) durchgelesen und finde, daß sie mir nach einer dritten und vierten Lectüre vollkommen verständlich sein wird, welche ich also auch im Lauf der nächsten zwei oder drei Monate vornehmen werde. Inzwischen will ich wieder die Tugendlehre, dann die Rechts- und Religionslehre zur Hand nehmen und mich aller anderen Lectüre enthalten. — „Wissenschaft (kritisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt." — Was im Allgemeinen wahr ist, gilt doppelt bei mir, da ich des Denkens und Handelns nach Grundsätzen so ungewohnt bin und nie, wenigstens in Rücksicht meines eigenen Thuns und Lassens, ernsthaft über Sittlichkeit nachgedacht habe. Es ist nicht müßige Speculation, sondern ein lebendiger Geist der Moralität, was mich in diesen Schriften anzieht, und gewiß wird ihr wiederholtes Studium nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf meinen Geist und Charakter bleiben.

16. Jänner.

Die Cultur der moralischen Anlagen in uns muß um unserer selbst willen betrieben werden. Ein Moralist,

der nicht selbst ein sittlicher Mensch ist, ist das verächtlichste aller Wesen. Aber wenn er die Tugend erst einmal in sich selbst gegründet hat, da nimmt er nothwendig auch ein Interesse an der Verbreitung der Principien und der Lehre, denen er seine eigene Vervollkommnung verdankt. Wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, um in meinem großen Vorhaben wesentliche Fortschritte zu machen, wenn ich nicht nur meine Handlungsweise, sondern auch meine Gesinnungen wirklich und wesentlich gebessert habe, und ich nicht mehr Ursache habe, vor mir selbst zu erröthen, dann will ich den Weg, den ich gegangen bin, meine Überzeugungen und meinen Glauben auch Andere kennen lehren. Ein populäres Werk über die Moral soll die Arbeit meiner reifen Jahre sein, und so wird denn auch die schriftstellerische Ausbildung, die ich mir in früherem Alter gab, nicht ungenützt bleiben. Bis jetzt darf ich diesen Zweck nur als sehr ferne und einem höheren (meiner eigenen Besserung) untergeordnet betrachten; doch ist es mir erlaubt, öfters darauf hinauszusehen und daher auch meine Lectüre und die Beschäftigung meiner Nebenstunden danach einzurichten.

17. Jänner.

Morgens. — Ich fange an zu begreifen, daß der gute Wille allein einen absoluten Werth hat und daß die höchste Schuld, die ich mir vorwerfen muß, darin besteht, meine Persönlichkeit (das Heilige in mir) gleichsam aufgegeben zu haben.

Es ist mir manchmal eingefallen, daß die Fortdauer unseres Selbsts unser eigenes Werk sein könne, dergestalt, daß der, welcher sich selbst zum Thiere macht, auch das Schicksal der Thiere theile und, nachdem er sich freiwillig den moralischen Tod gegeben, keinen Anspruch habe,

ſein werthloſes Selbſt (über das thieriſche Leben hinaus) zu erhalten. Doch die Idee der höchſten Weisheit und Güte ſcheint dieſer Vorſtellungsart zu widerſprechen; und es iſt überhaupt beſſer, über dieſe Gegenſtände nicht zu vernünfteln, ſondern ſich auf Das zu beſchränken, was in Betracht unſerer moraliſchen Natur, unſeres Thuns iſt, nämlich: ſie durch Tugendübung zu erhalten und immer vollkommener zu machen.

Nachmittags. — Die Pflichtmäßigkeit der Handlungen iſt das Erſte; denn es kann auch nicht einmal von der Echtheit der Geſinnung die Rede ſein, ſolange die Handlungen ſogar pflichtwidrig ſind. Auch läßt ſich das Gemüth leichter gegen das Pflichtwidrige, als gegen die Unlauterkeit der Geſinnung bewahren.

Abends. — Wenn der Menſch eine Handlung als laſterhaft erkennt und ſie doch begeht, ſo muß ihn ſein Bewußtſein ſtrafen, und er iſt entweder auf dem Wege ſich zu beſſern, oder er muß verzweifeln. Aber wie ſelten ſtellen wir uns unſittliche Handlungen auch ernſthaft genug in ihrer Verwerflichkeit vor, um uns davon zurückzuhalten!

18. Jänner.

Mittags. — Ich leſe Kants Tugendlehre, und indem ich über die einzelnen Tugenden nachdenke, muß ich erſtaunen, wie wenig ich mir bisher beinahe Alles, was dem Menſchen heilig ſein ſollte, am Herzen habe liegen laſſen. ¡Das iſt die Folge der Gedankenloſigkeit und der Anmaßung, ſich ohne Grundſätze, gleichſam durch einen gewiſſen Tact des Gefühles oder Verſtandes regieren zu können.!

Nachts. — Ich habe dieſen Abend Garves Beurtheilung des Kantiſchen Moralſyſtems geleſen. In meiner

jetzigen Stimmung könnten mich scharfsinnige Zweifel an den reinen Tugendprincipien leicht irremachen; aber der ehrliche Mann hat Kant offenbar allzu wenig verstanden.

19. Jänner.

Was auch die Glückseligkeitslehren sagen mögen: es ist gewiß, daß die Tugend ihre höchste Kraft verliert, wenn sie nicht als das oberste Gut betrachtet wird, und wenn man sie bloß als ein Mittel empfiehlt, unser Wohlsein zu befördern. Ich will mir durch Vernünfteleien den Glauben nicht nehmen lassen, der sich allererst in mir zu gründen anfängt, den Glauben an Freiheit und an ein Reich Gottes, zu dem ich meinem besseren Theile nach gehöre.

Ich muß eine große Nebenbeschäftigung anfangen, d. i. das Studium der Kritik der reinen speculativen Vernunft; denn ohne diese wenigstens in ihrem Fundamente zu kennen, werde ich nie der practischen Principien ganz sicher sein und mich durch Einwendungen, die der Sittlichkeit selbst gefährlich sind, irremachen lassen. Dieß Studium wird mir ziemlich viele Zeit kosten; aber ich kann es mit Muße betreiben, da die Cultur der Moralität ohnedieß ihren Gang fortgeht und nicht eigentlich davon abhängt.

20. Jänner.

Nachmittags. — Ich las soeben einen sehr verständigen Aufsatz im Rambler Nr. 108, T. IV. über die Zulänglichkeit der Zeit zu allen Geschäften und Pflichten des Lebens, mit Bemerkungen, die ich seither selbst öfters gemacht habe. Es ist vornehmlich die Aufmerksamkeit auf die kleinen, fast immer verlorenen Momente der Zeit, die uns einen zu nützlichen Kenntnissen und Übungen anwendbaren Überschuß an Zeit verschaffen, und es uns möglich machen, bei aller Zerstreuung der Geschäfte und des

Umgangs doch noch viel Schönes und Löbliches auszuführen. —

Abends. — Vernunft — Grundsätze — Beharrlichkeit. — Das ist's, worin alle Sittenlehrer übereinstimmen, wodurch allein alles Rühmliche in der Welt vollbracht wurde! — Du hast erfahren, wohin der Mangel an Grundsätzen führt. Hast du dich nicht oft zu Dingen aufgelegt gefühlt, vor denen du bei ruhigem Gemüth erschrecken, ja dich mit Abscheu wegwenden würdest, bloß weil du dich den Leidenschaften preisgabst? —

21. Jänner.

Morgens. — Eine der Eitelkeiten, mit denen ich seit langem meine Einbildungskraft beschäftigte, war das Wünschen. Hätte ich die Augenblicke, die ich auf solche Art verträumte, zur Prüfung meiner selbst verwendet, um wie viel weiter würde ich schon im Rechtthun und in der Zufriedenheit gekommen sein! Das sind die Wissenschaften und Künste, denen ich jeden sonst verlorenen Augenblick des Lebens widmen will, daß ich meine Pflicht klar erkenne, daß ich sie vollbringe und so mit mir selbst einig und zufrieden werde.

Nachmittags. — Wer einmal die Vernunft achten gelernt hat, kann nicht mehr unglücklich und mit ihr im Widerspruch sein. Sich von Affecten und Leidenschaften regieren lassen, ist das gerade Widerspiel der Vernunft. Ich kann und werde nie ruhig sein, wenn ich anders handle, als ich bei ganz ruhiger Überlegung einsehe, daß ich handeln sollte. Ist denn die Lust eines Augenblicks, auch nur nach der Klugheit betrachtet, eine lange Reue werth? Die Freude über eine besiegte Begierde wiegt den Genuß selber auf. — Gewiß, auch bloß nach dem System Epicurs sind Enthaltsamkeit und Tugend die ersten Pflichten des Menschen.

22. Jänner.

Ich war dieſen Nachmittag auf eine Viertelſtunde ſehr glücklich. Ein kurzer Spaziergang über das Glacis und der herrliche Wintertag machten mich ſo kindlich froh und beinahe entzückt.

23. Jänner.

Nichts Großes wird ohne Mühe und ausharrende Geduld erworben. Sollte das höchſte Gut, Tugend und Zufriedenheit, leichter zu erringen ſein, als Wiſſenſchaft, Vermögen und Anſehen? — Sei raſtlos, ernſt, ohne Nachſicht auch gegen kleinere Fehler! (hae nugae seria ducunt in mala.) Glaube nie etwas gethan zu haben, ſolange noch etwas — noch ſo unendlich viel! — zu thun übrig iſt.

24. Jänner.

Ich fühle mich körperlich geſchwächt und damit zur Trägheit aufgelegt. Den heutigen Tag, obſchon ich mir nichts Beſonderes vorzuwerfen habe, muß ich doch größtentheils für verloren anſehen; denn ich habe weder in mir noch außer mir Etwas bewirkt. — Es kann vielleicht einigen Nutzen haben, daß ich in der Kritik der reinen Vernunft, wiewohl ohne lebhafte Auffaſſung, las, indem es mir ſchwere Vorſtellungsarten wenigſtens geläufiger macht. — Sei übrigens nur ſtandhaft! Nicht zurückgehen iſt die erſte Bedingung des Fortſchreitens.

27. Jänner.

Mache dir beſtimmte Regeln über deinen Umgang mit Menſchen! Du darfſt einen Umgang nicht fortſetzen, der deinen Tugendübungen gefährlich iſt. Entkleide die Verführung von dem ſentimentalen Anſtrich, der ihre gemeine, häßliche Geſtalt verbergen ſoll! Es iſt lauter Heuchelei und verächtlicher Selbſtbetrug.

28. Jänner.

Morgens. — Ich bin ziemlich weit in der Lectüre der Kritik vorgerückt; indeß iſt dieß nur eine vorläufige Durchſicht, bei der mir Vieles dunkel bleiben muß. Ohne mich in dieſes Studium vertiefen zu dürfen, iſt es mir doch erlaubt, ja Pflicht, meine Nebenſtunden darauf zu verwenden. Die Cultur der Vernunft überhaupt iſt nichts Beliebiges, und ich hätte vorlängſt gut gethan, wenn ich ſtatt frivoler Leſereien, mich mit ernſthaften, den Geiſt und das Gemüth erhebenden Studien beſchäftigt hätte. Kant hat in der erſten Epoche meiner Selbſtrettung viel Einfluß auf mein Denkvermögen gehabt; jetzt, da es nicht bloß auf die Erhaltung des Lebens, ſondern auf die Gründung meines Charakters ankommt, wird er mir noch nützlicher ſein.

Abends. — Auf dich ſelbſt mußt du dich ſtützen, auf das ſtrenge Gebot der Pflicht und auf die lebendige Überzeugung, daß du kannſt, was du ſollſt, und daß du, ſei es auch noch ſo ſpät, erreichen wirſt, was dir die Vernunft unnachſichtlich vorſchreibt!

29. Jänner.

Laß mich hier ſtilleſtehen und dich befragen: wie weit du es wohl in dem Monat, der nun ſchon verfloſſen iſt, in deinen ſo ernſtlich ausgeſprochenen Entſchließungen gebracht haſt! — Ein ziemlich ſtarkes Heft von Bogen liegt vor mir, das einen Theil der Gedanken enthält, mit denen ich mich ſeither in den Stunden der Betrachtung beſchäftigte. (Ich behalte mir vor, dieſe Bogen in den nächſten Feiertagen genauer durchzugehen.) Sie enthalten manchen guten Gedanken, manche gute Empfindung; — aber der thätige Wille mangelt noch ungleich mehr, als ich zuweilen mich wohl ſelbſt überredete, und die That, das Vollbringen beinahe ganz. Von einzelnen groben Über-

tretungen nichts zu erwähnen, so habe ich in den dringendsten meiner Angelegenheiten und in der besonderen Tugendübung fast gar nichts gethan. Der einzige wirkliche Fortschritt, den ich machte, ist die Übersicht, worin ich meine Handlungen erhielt; ein Vortheil von nicht zu berechnendem Erfolg, der aber wieder ganz verloren gehen würde, wenn ich nicht fortfahre, diese Methode streng zu beobachten und noch zu vervollkommnen.

30. Jänner.

Es gibt keine Kunst, keine Wissenschaft, überhaupt keinen größeren Zweck, der ohne viele Mühe und Beharrlichkeit erreicht oder (sei es auch nur zum Theil) erworben werden könnte. Also kann es auch im Bestreben nach Tugend und Weisheit nicht anders sein, als daß wir nur sehr langsam und unmerklich darin fortschreiten und hundertmal straucheln, ehe wir aufrecht stehen und mit Sicherheit auftreten lernen. — Darum fasse Muth und laß dich durch den geringen Erfolg nicht abschrecken, aus allen Kräften an deiner Vervollkommnung zu arbeiten! Befestige dich nur immer mehr in den Grundsätzen der Sittlichkeit und Klugheit, erlaube dir nie aus freien Stücken davon abzuweichen, sondern betrachte das Sittengesetz als unnachsichtlich, es sei vor oder nach der That, und verzeihe dir keine Übertretung (gleichsam als Ausnahme oder Kleinigkeit), denn sonst ist die moralische Gesinnung in ihrer Wurzel verdeckt, und dein ganzes Bestreben besser zu werden, ist lauter Heuchelei und Lüge!

31. Jänner.

Abends. — Ich habe die Kritik der reinen Vernunft beinahe durchgelesen und werde noch heute damit zu Ende kommen. Der Übergang zu dem practischen Gebrauche der Vernunft, und die Betrachtungen über den moralischen

Glauben an Gott und Unſterblichkeit haben einen unbeſchreiblich wohlthätigen Eindruck auf mein Herz gemacht. — Mein Freund, mein Lehrer! warum bin ich ſo ſpät zu dir zurückgekehrt! Doch auch ſpät will ich mir deine weiſen Lehren zunutze machen, und von nun an ſollen deine der reinſten Vernunft und Tugend geheiligten Werke die ſteten Begleiter meiner einſamen Stunden ſein.

Nachts. — Religion! — Das Wort iſt ſeit 20 Jahren und darüber ohne Sinn für mich geweſen; denn der Begriff iſt leer, wenn die Vorſtellung nicht auf das Gemüth wirkt. Woher iſt mir dieſe unglückliche Weltweisheit gekommen? — Ich habe Gott nicht geleugnet, aber die Idee von ihm war für mich ganz indifferent. Ich habe nie zu wiſſen geglaubt, daß die Seele mit dem Körper ſtirbt; aber es war in practiſcher Rückſicht dasſelbe. Zerſtreuung, Wolluſt, Eitelkeit haben mich für alle religiöſen Eindrücke unempfänglich gemacht. Moralität und Religion unterſtützen und befeſtigen einander gegenſeitig.

2. Februar.

Ich bin mein Tagebuch, von ſeiner Erneuerung (5. Auguſt v. J.) an bis zum 15. des v. M., durchgegangen. Gewiß hat die Methode, die ich ſeit dem Ende des vorigen Jahres beobachte, große Vortheile nicht nur in Betracht der Gegenwart, da ſie mich nöthigt, öfters in mich zurückzukehren und alſo gegen Übertretungen aller Art mehr auf meiner Hut zu ſein, ſondern auch in Anſehung der Vergangenheit und Zukunft, indem ich dadurch den Gang meiner Handlungsweiſe und Geſinnungen im Allgemeinen beſſer und deutlicher überſehe und die eigentlichen Gebrechen meiner Natur und meines Willens gründlicher kennen lerne. Es iſt wirklich die Spur eines Fortganges zum Guten in dieſem kurzen Zeitraume, aber noch allzu

viele Unlauterkeit, und die Macht der übeln Angewöhnungen, denen ich nie ernſtlich entgegenarbeitete, zeigt ſich noch überwiegend.

3. Februar.

Abends. — In der Einſamkeit ſtärke dich mit Nachdenken und erwärme dein Herz mit höheren Anſichten! Im Gewühl der Geſchäfte ſporne dich zu einer raſtloſen Thätigkeit an und befleißige dich der größten Gegenwart und Schnelligkeit! Laß dich das Beiſpiel der großen Kriegs- und Staatsmänner belehren, ſtatt ſie mit einer unfruchtbaren Bewunderung anzuſtaunen! Der Wille iſt's, die Thatkraft, die allen großen und kleinen Unternehmungen das Gedeihen gibt und den glücklichen Ausgang.

Nachts. — Vornehmen iſt gut, Vollziehen iſt beſſer; aber ohne einen feſten Vorſatz gibt es kein Vollziehen.

4. Februar.

Einſamkeit! du größte und reinſte Quelle des Vergnügens, — es ſei, daß ich mich vor dem Gewühl der Geſchäfte und Sorgen oder der geſellſchaftlichen Zerſtreuungen zu dir flüchte, — laß mich dich immer lieber ſuchen zum Beweis, daß Ruhe und Heiterkeit in mir zunehmen, und daß ich den inneren Richter weniger zu ſcheuen habe! Mache mich beſſer, wie du mich glücklicher machſt! —

6. Februar.

Gib deinem Beſtreben nach Tugend einen freieren, muthigeren Schwung! Du biſt nicht zum beſchaulichen, ſondern zum thätigen Leben berufen. Verzeihe dir keine Übertretung, aber ängſtige dich nicht ohne Nutzen über Fehltritte, die nicht mehr ungeſchehen gemacht werden können!

Gewöhne dich die Idee Gottes und der Unsterblichkeit in einem heiteren Licht zu betrachten; das immer fröhliche Herz des alten Weisen sei das Ideal deiner Gemüthsstimmung!

7. Februar.

Nachmittags. — Mache es dir zur Regel, nie etwas, woran dir gelegen ist, von der Pünktlichkeit eines Anderen abhängen zu lassen, sondern es so zu wenden, dass du wenigstens das Resultat einer Überlegung, die dir wichtig ist, sogleich erfahren kannst! Eine andere Klugheitsregel sei: dich zu gewöhnen, daß du immer etwas Nützliches zu thun findest, wenn du verhindert wirst zu thun, was du zunächst wolltest.

Abends. — Ich habe den Anfang jenes alten Tagebuchs (vom 17. Nov. 1796) wieder durchgesehen und eine Anmerkung dazu geschrieben. Wie seltsam ergreifen uns solche Erinnerungen! — Glücklich, wenn ich nach einem oder mehreren Jahren auf dieses gegenwärtige Tagebuch mit weniger Selbstbeschämung zurücksehen kann! Doch dieß darf ich hoffen, ohne deshalb noch große Fortschritte im Guten gethan zu haben; denn wenn ich auch nicht klüger werde, so werden es doch endlich meine Jahre. Aber je leichter mir meine Besserung wird, desto strenger ist die Verbindlichkeit dazu.

Nachts. — Ich las soeben den Plan der Gesellschaft adeliger Frauen. Die unglaubliche Albernheit der Sache, die schon weitverbreitete Theilnahme, der Name des Stifters — haben einen so lebhaft komischen Eindruck auf mich gemacht, daß ich es der Bemerkung werth finde. — Eine Lehre aber ist auch aus diesem lächerlichen Ereigniß zu ziehen, nämlich die: daß man in der Welt und vornehmlich in Wien, die Menschen für Alles gewinnen kann, was man

ſich angelegen ſein läßt, und daß es alſo nur von mir abhängt, die Welt auch für meine Zwecke einzunehmen.

8. Februar.

Gewöhne dich, von dem Glücke und Anderen wenig zu erwarten und das Betragen der Menſchen gegen dich immer von der heiterſten Seite anzuſehen! Suche dein Vergnügen mehr in der Entſagung, als im Genuß! Es bleiben dir noch Freuden genug, wenn du auch auf diejenigen Verzicht thuſt, die du bisher am meiſten geſucht haſt.

10. Februar.

Ich habe ein paar Stunden mit einigen Abſchnitten der Kritik der practiſchen Vernunft zugebracht und finde mich, wie immer, durch dieſe Lectüre in meinem Innern ſehr erbaut und geſtärkt. Wie dringend auch meine Geſchäfte und wie überwiegend die Pflichten ſind, die ſich darauf beziehen: ſo darf ich mich doch nie lange von der allgemeinen Betrachtung der Sittlichkeit und den Studien entfernen, welche ihre Geſetze im Zuſammenhange darſtellen; mit einem Worte: ein gründliches Studium der Moral gehört ſelbſt zu den Pflichten, die mir obliegen, und ich muß, wo nicht von meinen übrigen Geſchäften, doch gewiß von meinen Unterhaltungen die nöthige Zeit erübrigen, mich auch wiſſenſchaftlich in moraliſcher Rückſicht möglichſt auszubilden.

13. Februar.

Abends. — Was ich von meinen Geſchäften, von meiner Charakterbildung noch an Zeit erübrige, will ich auf nützliche, das Gemüth erhebende Kenntniſſe verwenden. In der Zweckmäßigkeit und der Schönheit der Natur, in dem Sternenhimmel will ich Nahrung für meinen Geiſt

und Bestätigung des seelenerhebenden Glaubens suchen, den das Nachdenken über meine moralischen Anlagen in mir zu erwecken anfängt.

Nachts 12 Uhr. — Dieß Zimmer umfaßt mein größtes irdisches Glück. Hier finde ich Ruhe, Nachdenken, Freundschaft, — denn der beste Freund ist der redliche Mensch sich selber; — hier labt mich die freundliche Wärme, hier empfängt mich das Bett, auf dem ich einst wahrscheinlich sterben werde.

14. Februar.

Abends. — „Wie Vieles gibt es doch, was ich nicht brauche!" — Ich bin weit entfernt, dieß in der Ausdehnung sagen zu können, in der Sokrates es sagte; aber täglich finde ich mehr Geschmack an der Genügsamkeit, und es scheint mir das Glück der Reichen weniger beneidenswerth.

Nachts. — Vernunft, Rechtschaffenheit, Klugheit, — es ist, als ob diese Worte erst jetzt einen Sinn für mich erhielten. Was ist die Vernunft, wenn sie sich nicht in der Regierung unserer selbst, die Rechtschaffenheit, wenn sie sich nicht in der Gesinnung, die Klugheit, wenn sie sich nicht in unseren eigenen Handlungen und in ihren Folgen zeigt? — Wie war es möglich, so zweck- und regellos zu leben, als ich bisher gelebt habe? —

15. Februar.

Ich lese Bodes Betrachtungen über das Weltgebäude. Nächst den moralischen, gibt es keine so herzerhebende Ansichten, als die der Himmelskörper. Ich will mit der Bescheidenheit eines Dilettanten öfters zu diesen erhabenen Gegenständen zurückkehren, deren Betrachtung sehr dienlich ist, die niedrigen Neigungen, die Eitelkeit und den Unglauben heilen zu helfen.

16. Februar.

Die Nüchternheit ist eine umso wichtigere Tugend, je weniger Übung und Verbrauch von den körperlichen Kräften gemacht wird; denn jedes geringe Übermaß wird bei einer stillen und einfachen Lebensweise gleich nachtheilig empfunden.

17. Februar.

Morgens. — Ich habe die Einleitung zur Tugendlehre wieder gelesen. Je öfter ich zu Kants Vorstellungsart zurückkehre, desto mehr überzeuge ich mich, daß sie die einzig wahre ist. — Der unendliche Nutzen, den ich aus dieser Lectüre schöpfe, macht sie für mich gleichsam zu einer Religionsübung. Sie klärt nicht nur meinen Verstand auf, sondern die Reinheit der Tugendgesinnung, die sie mir als Beispiel vorhält, wirkt unmittelbar auf meinen Willen und hilft ihn besser zu machen. — Mein weiser, tugendhafter Lehrer! wenn es dir vergönnt ist, an menschlichen Dingen theilzunehmen, empfange meinen innigen Dank, und wenn es irgend möglich ist, umschwebe mich als mein Schutzgeist! —

Abends $^1/_2$6 Uhr. — Wie die Gebote der Rechtschaffenheit, so muß ich auch die Regeln der Klugheit nach deutlichen Begriffen ordnen und in ihrem Zusammenhange denken. — Es ist beinahe unbegreiflich, wie sehr ich dagegen gefehlt, und wie unendlich unklug ich seit zwanzig Jahren (um nicht weiter zurückzugehen) in den wichtigsten Umständen des Lebens gehandelt habe. — Wozu hatte ich denn Vernunft? — Ach! ich hatte gar keine; denn ich habe sie weder in meinem Verhalten, noch in der Besorgung meines Vortheils gezeigt. — Doch ich will mich durch die Erinnerung der Vergangenheit nicht niederschlagen, sondern vielmehr durch die Vorstellung dessen aufrichten, was ich zur Bes-

ſerung meines Charakters ſowohl, als meines Zuſtandes noch thun kann.

20. Februar.

Der Augenblick entſcheidet die Wendungen des Glücks. Verzweifle niemals, nicht einmal über das Gelingen einer Abſicht — von moraliſchen Zwecken nichts zu ſagen; — denn nach einer Stunde wird oft gut, was vorher ſchlimm war! Aber ſchlummere auch nie in leichtſinniger Sicherheit ein; denn ein augenblicklicher Stillſtand iſt kein Friede, und der Muth iſt Tollkühnheit, wenn er nicht von Vorſicht begleitet wird!

22. Februar.

Die Gaſtereien ſind ein großes Übel. Ich verliere ſo viele Zeit damit, ſchade meiner Geſundheit, mache mich untauglich zu Geiſtesanſtrengungen und vergnüge mich nicht einmal daran. Wenn es mir nur erſt gelingt, mich unabhängiger zu machen, wenn ich nur meine nächſten Abſichten erreicht habe, ſo will ich auch in dieſem Punkte ſtrengere Grundſätze befolgen und nur ſehr ſelten bei Jemand zu Gaſt ſein, noch ſelbſt Gäſte empfangen. — Wir verderben unſere meiſte Zeit mit ſehr elenden Dingen.

24. Februar.

Das Höchſte iſt die Tugend; das Nächſte die Klugheit. Ein wahrhaft kluger Menſch iſt ſich und Anderen wie eine feſte Burg, in der man den Angriffen und dem Unbeſtand des Glückes Trotz bieten kann. Ich habe die erſten Regeln der Klugheit bisher auf eine ganz unbegreifliche Weiſe vernachläſſigt. Die bloße Maxime, ſich bei jeder Handlung zu befragen: was werden die Folgen für deine eigene Ruhe und Glückſeligkeit davon ſein? — iſt mehr werth, als alle Talente und Glücksgüter, die man

ohne dieſe Maxime und ihre ſtandhafte Befolgung unaufhörlich aufs Spiel ſetzt. Ich will mir ein ebenſo feſtes Syſtem der Klugheit zu machen ſuchen, als der Moral. Es iſt nicht nur die nützlichſte, ſondern auch ſchönſte Beſchäftigung eines denkenden Mannes für die Stunden ſeiner Muße.

1. März.

Wenn ich einſt weniger grobe Fehler an mir habe und zugleich ordentlicher in meinen Geſchäften bin, werden dieſe Blätter nicht mehr ſo reichhaltig ſein; aber dann will ich auch allgemeine Betrachtungen über die menſchliche Natur darin aufnehmen. Doch es iſt noch Stoff genug für lange Zeit übrig; denn meine Geſchäfte ſind noch in gänzlicher Unordnung und meine fehlerhaften Angewöhnungen ſind noch meiſt in ihrer vollen Stärke. — Viel und lange mußt du arbeiten, um im Moraliſchen, wie im Ökonomiſchen nur einige Ruhe und Selbſtändigkeit zu erringen.

3. März.

Sei ſtarkmüthig und raſtlos! Im Kampfe bewährt ſich der Mann. Du wirſt Herr über dich ſelbſt werden; denn du ſollſt es werden, und du kannſt es. Laß dich die Hinderniſſe, die du in den Neigungen findeſt, ebenſo wenig niederſchlagen, als die Schwierigkeiten, die deinen Abſichten von Außen entgegenſtehen! Erfülle dich ganz mit der Vorſtellung der Macht, die im Willen liegt, in der Beharrlichkeit, in einem unbeugſamen Muth! Fürchte kein Übel, das du durch keine Vorſicht abwenden kannſt! Die Furcht vor dem Krankwerden iſt ſelbſt eine Krankheit die Furcht vor dem Tode iſt ſchlimmer, als der Tod ſelbſt. Richte dein Augenmerk, deine Sorge nur auf das, was zu verändern in deiner Gewalt ſteht! — Es iſt ein großer

Schritt zum Beſſeren geſchehen, wie wenig auch im Einzelnen das Gute noch ſichtbar iſt. Dein Leben ward der Willkühr der Leidenſchaften und des Zufalls entriſſen, indem du den Entſchluß faßteſt, dich bei jeder Handlung aufrichtig ſelbſt zu beobachten und deine Selbſtprüfung niederzuſchreiben. — Dieß Tagebuch iſt das Palladium deiner Grundſätze, die fortan nur geläutert und befeſtigt, aber nicht mehr unterdrückt werden können.

4. März.

Mittags. — In meinem Gemüth iſt Ruhe; das eigentlich iſt die Stimmung, worin ich mich erhalten ſoll. Alles Affectvolle, ſelbſt die affectvolle Thätigkeit iſt dem Guten mehr hinderlich, als es dasſelbe befördert. Die Vernunft bewirkt mit einem geringen Kraftaufwand, was die Leidenſchaft mit allen ihren Hebeln mühſam oder gar nicht zu Stande bringt.

Nachts. — Ich leſe Kants Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten. — Welche Tiefe und Klarheit! — Und das ganze unendliche Gebäude des Mannes ſcheint bloß auf der Begründung echter Moralität angelegt zu ſein.

6. März.

Ich ſetze meine Arbeit aus, um einen Augenblick zu meinem Tagebuch, meinem Freund und Vertrauten zurückzukehren. Dieſem Freunde werde ich, wenn ich das Leben habe, das Meiſte in der Welt zu verdanken haben: — meine moraliſche Beſſerung, Ordnung in meinen Geſchäften und Zufriedenheit. — Hier keimen meine guten Vorſätze auf, faſſen Wurzel und werden, wie ich hoffe, endlich das Wachsthum und die Stärke erreichen, die zu meinem inneren und äußeren Glücke nöthig ſind.

9. März.

Morgens. — Ich lese Bonnet's Palingenesie. Welch ein Abfall der philosophirenden oder vielmehr träumenden Vernunft mit dem nüchternen Tiefsinn eines Kant verglichen! Indessen werde ich seine Werke durchlesen, um Beispiele zu sammeln und meine Ansichten der Natur als Gottes Werk zu bereichern.

Abends. — Es war heute ein herrlicher Frühlingstag; ich machte eine halbe Stunde lang Bewegung im Freien. Wie die Jahreszeit günstiger wird, will ich mich regelmäßig dieser einfachen körperlichen Übungen befleißen. Sie sind nicht nur meiner Gesundheit höchst zuträglich, sondern erheitern und stärken auch mein Gemüth. Was für angenehme und vernünftige Gedanken hatte ich nicht auf meinem heutigen Spaziergange! Ich stellte es mir als wahrscheinlich vor, daß ich in einigen Jahren die groben Fehler meines Temperaments und Charakters würde verbessert haben, daß meine Umstände beruhigender, vielleicht sorgenfrei würden geworden sein; daß mir, nachdem ich meine eigenen Angelegenheiten geordnet haben würde, Zeit übrig bleiben könnte, mich mit den allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit zu beschäftigen, daß ich meine Kenntnisse erweitern, meine Beobachtungen über die menschliche Natur vermehren und bei längerem Leben und Muße wohl noch ein schriftstellerisches Werk würde liefern können, das der Welt nützlich sein und mein Andenken durch einige Zeitalter erhalten könnte. — Doch nicht was ich wünsche, sondern was die Vorsehung will, geschehe! Sie bedarf meiner nicht, um ihre Zwecke auszuführen, und es ist ganz gleichgiltig, durch wen das Gute (sei es groß oder klein) bewirkt wird. Darum thue nur, was dich allein angeht — sei rechtschaffen und vernünftig — und im Übrigen laß Gott walten!

Mir schwebt die Idee eines historischen Werkes über das Zeitalter vor, das wohl werth wäre, den Rest meines Lebens zu beschäftigen.

10. März.

Nur Eines unterlasse nie: Dir immer über deine Handlungen Rechenschaft zu geben und, sei es auch spät, jede heuchlerische Rechtfertigung eines Fehltritts vor dem inneren Richter aufzudecken! Erkenne dich selbst! — Das ist der Anfang aller Weisheit und Tugend.

17. März.

Mittags. — Alle wahrhaft gute Gesinnung muß auf klare Einsicht gegründet sein, sowie die Selbstbeherrschung auf die deutlichste Kenntniß seiner selbst. Es ist nicht möglich, die Unlauterkeit und Schwäche seines Willens zu kennen und sich einzugestehen, ohne sich deshalb zu verachten, und man kann diese Selbstverachtung in die Länge nicht ertragen.

Nachmittags. — Die eingehende Woche muß ich vorzüglich darauf verwenden, die mich und Jedermann betreffenden Folgen des Finanzpatents in der größten Klarheit zu durchdenken und meine Maßregeln darnach zu nehmen. Zurückgehen wird das System nicht, was auch für Unordnungen unter den Privaten daraus entstehen mögen. Die Verwaltung wird die Ausgabe der Einlösungsscheine anticipiren und also in keine Verlegenheit kommen.

18. März.

Was ist das übrigens für ein elendes Gesetz, welches das Eigenthum von einer zufällig oder eigensinnig gewählten und im Schuldschein ausgedrückten Geldbenennung abhängen macht!

19. März.

Ich lese die Übersicht zu Kants kleinen Schriften. Wie erhebend sind die Gedanken meines alten Meisters für mich! Überall begegnen sie dem besseren Streben meines eigenen Geistes. Der gute Wille, der practische Sinn, die innere Aufrichtigkeit waren in ihm das Erste. — Zu spät, um etwas Großes zu leisten und zu sehr in ökonomische Sorgen verwickelt, schlage ich den allein sicher führenden Weg der Vernunft und Selbstkenntniß ein. Aber auch jetzt noch muß er mich zu einem, wenn schon beschränkten, doch würdigen Ziel bringen.

20. März.

Das Vergnügen ist nur als Reiz zur Erhaltung des Lebens zu suchen und zu genießen erlaubt. Entsagung wiegt den Genuß in den meisten Fällen auf; und die Maxime, sich immer unabhängiger von sinnlicher Lust und Unlust zu machen, ist selbst für das Wohlsein von größerer Fruchtbarkeit, als ihr Gegentheil.

21. März.

Nachmittags. — Die freie Natur ist meine Kirche, mein Zimmer die Kapelle und dieß Tagebuch mein Beichtstuhl. —

Abends. — Nur sittliche Grundsätze geben dem Gemüth die wahre Fassung und Stärke, den Neigungen Widerstand zu leisten. Ein Frömmling (auch ein ehrlicher) hat nur einen Schritt zum Wollüstling. — Erwäge dieß wohl und oft und trachte überhaupt, mehr ein rechtschaffener als ein frommer Mensch zu werden!

Ich lese Kants Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Bei aller Willkürlichkeit und Unreife, wie viel Energie und Erhabenheit des Geistes in einem Alter von 32 Jahren! — Wie unbestimmt und meiner selbst unmächtig

war ich noch in dieſem Alter! Und es iſt nicht ſo ſehr das Talent, als der Wille, der den Unterſchied unter den Menſchen macht. Wer etwas Großes leiſten ſoll, muß frühe ſich ſelbſt beherrſchen lernen, muß der Wolluſt und Eitelkeit abſchwören und eine planloſe Thätigkeit nicht minder als die Trägheit fliehen.

23. März.

Der Menſch muß einen Zweck haben, d. h. ſich ihn ſelbſt machen; denn nur was er ſich ſelbſt zum Ziele ſetzt, bringt ſeine Kräfte in Bewegung. Mag ich ihn nun ganz erreichen oder nur zum Theile, oder auch in den erſten Beſtrebungen zu leben aufhören: ſo habe ich doch das Rechte gewollt. Laß dich nicht gereuen, was du nicht mehr ändern kannſt! Was jetzt nöthig iſt, das thue! Nicht in dem Gelingen, ſondern im Wollen und Wirken beſteht der Werth des Menſchen.

24. März.

Nachmittags. — Die höchſten Vermögen ſind Verſtand und Vernunft; der Wille gibt ihnen nur ihr eigentliches Gewicht. Einſicht, Ordnung, Conſequenz, — darauf kommt Alles an. — Erhalte dich ſelbſt! Du biſt kein unwichtiger Menſch; aber du biſt es nur dann, wenn Verſtand, Vernunft und Wille in völliger Eintracht in dir ſind. — Nicht aus egoiſtiſchen Antrieben, aus unparteiiſcher Wahl ſollſt du dich nicht bloß ſittlich, ſondern auch ökonomiſch und leiblich erhalten. Es ſind Kräfte in dir, deren Werth und Gewicht du noch nicht einmal kennſt.

5½ Uhr. — Welche Thorheit iſt in der ſinnlichen Neigung! Die Dichter haben dieſes ſelbſtiſche, die Stärke und Freiheit des Geiſtes lähmende Gefühl nach ihrer Art vergöttert; und ſo iſt dieſer läppiſche, oft verderbliche Götzendienſt ins Leben übergegangen.

25. März.

Nachmittags. — Wie die Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, ſo ſollen auch das Leben und die Geſchäfte den allein ſicheren Weg der Principien einſchlagen, und Alles, was im Leben und im Geſchäft ohne einen höchſten Grundſatz geſchieht, iſt ein bloßes Herumtappen. Der Übergang von dem Letzteren zum Erſteren erfolgt auch im Leben und in den Geſchäften durch eine Revolution in der Denkart, durch die wir uns auf einmal der Untauglichkeit unſeres bisherigen Verfahrens und zugleich des einen, Alles leitenden Grundſatzes bewußt werden, wonach wir forthin zu verfahren haben.

Abends. — Der höchſte Grundſatz aller Geſchäfte iſt: „Mache dich zum Herrn deines Geſchäftes, nicht das Geſchäft zu dem deinigen!“ Darum vereinfache es möglichſt, unternimm nichts über deine Kräfte und, wenn du es ja gethan haſt, ſo ruhe nicht, bis es damit ins Gleichgewicht gebracht iſt!

26. März.

Ich endige heute mein dreiundvierzigſtes Jahr und will alſo einige allgemeine Blicke auf den vergangenen, bei Weitem beträchtlichſten Theil des nach dem Lauf der Natur mir beſtimmten Lebens zurückwerfen. — Fürs Erſte muß ich dem unerforſchlichen Weſen, das mich ins Daſein rief, danken, nicht ſo ſehr dafür, daß ich bin, ſondern dafür, daß ich mich erkenne und eine Ahnung habe von Ihm ſelbſt. Wenn ich beſtimmt bin, in das Nichts zurückzukehren, ſo will ich doch den Augenblick des Bewußtſeins ſegnen, der mir vergönnt war, und nicht die Grenzen der Allmacht, ſondern meine Unwürdigkeit, von ihr erhalten zu werden, in meiner Vernichtung ſehen. —

Wenn ich mein vergangenes Leben mit dem vergleiche,

was es hätte ſein ſollen, ſo iſt es nicht nur ohne allen Werth, ſondern ich erkenne mich ſtrafbar, ſowohl des Böſen wegen, das ich verübt, als des Guten, das ich unterlaſſen habe. Vergleiche ich es mit dem Leben Anderer, ſo finde ich, daß es in allen practiſchen Rückſichten unter der Mittelmäßigkeit iſt, die Cultur des Verſtandes und des Geſchmacks allein ausgenommen. In Betracht meiner geringen Geburt und mangelhaften Erziehung habe ich wirklich einen nicht gemeinen Grad von Geiſtesbildung erreicht. Aber in der Cultur des Willens und Charakters wie in der Lebensklugheit bin ich ſehr weit zurückgeblieben. — In Anſehung deſſen, was ich genoß und was ich erlitt, ſcheint der Antheil der Unannehmlichkeiten der größere geweſen zu ſein, welches umſo billiger iſt, da es meiſt ſelbſtverſchuldete Unannehmlichkeiten und Leiden waren.

27. März.

Morgens. — Ich habe geſtern Nachts und heute früh Kants Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht wieder geleſen.

31. März.

Nachts. — Ich habe Abends noch etwas in meinem Freund Kant geleſen und dann geſpielt, welches bei meinem noch immer kränklichen Befinden ſchwerlich ein Zeitverluſt war. Und nun bin ich im Begriff, die erſte Abtheilung meines dießjährigen Tagebuchs zu ſchließen, ſchon mit einiger Selbſtzufriedenheit, daß ich wenigſtens die Standhaftigkeit bewies, ein Vierteljahr lang darauf zu verwenden. Das Papier, worauf es geſchrieben iſt, war ſchon vor 15 Jahren zu einem ähnlichen Gebrauche beſtimmt. Damals währte mein Vorſatz eigentlich nur drei Tage und er ging vorüber, ohne eine Spur zurückzulaſſen, als die zwei Bogen an der Spitze dieſes Tagebuchs. Jetzt habe ich nicht nur

drei Monate ausgehalten, sondern mein Eifer in dem Verfolg dieser Maßregel hat vielmehr zugenommen. Mit Gottes Hilfe wird die Wirkung davon in den nächsten Zeiten fühlbar werden. —

Ich lege nun diese Hefte bei Seite mit der Absicht, öfters zu ihnen als zu dem Anfang der Geschichte meines Selbsts zurückzukehren. Mögen manche Schwachheiten, wovon sie Beispiele enthalten, zugleich mit ihnen bei Seite gelegt sein, und das neue Tagebuch, welches ich morgen zu eröffnen gedenke, weniger demüthigende Geständnisse aufzunehmen haben! —

1. April.

Ich bin eine Stunde lang im Freien unter dem nach und nach sich entwickelnden Sternenhimmel gewesen. Welche erhebenden Gedanken und Gefühle haben mich da belebt! Da, in dieser Einsamkeit, bei dem Anblick dieser erhabenen Gegenstände gedeihen die guten Entschließungen in mir und läutern sich meine Gesinnungen und Antriebe. Da fühle ich mich gesund, heiter, in mir selbst glücklich, da kostet mich die Tugend keinen Kampf, da däucht mich die Wollust, der Reichthum, die Ehre der Welt keines Wunsches werth. — Laß mich dieses Glück, das reinste und edelste oft suchen und genießen! Laß mich immer mehr in den Ideen leben und mit der Gesundheit des Lebens zugleich die der Seele erringen!

Meine ökonomischen Geschäfte sind eine Aufgabe, zu der ich mich aus Pflicht antreiben muß. Meine moralische und geistige Cultur ist dagegen etwas, wozu mich das Gemüth selber treibt. Die Ersteren dürfen nie aufhören Mittel zu sein, die Letztere ist Zweck an sich. — Ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo ich mich mit weniger Störung den eigentlichen Angelegenheiten meines besseren Selbst überlassen kann.

2. April.

Morgens. — Ich bin früh erwacht und heiter. Nebst der Ordnung meines Inneren und meiner Geschäfte will ich dieß Jahr vornehmlich dem Studium der Logik, Kritik und Moral widmen; denn es ist durchaus nöthig, meine Gesinnungen und meinen Glauben auch wissenschaftlich zu gründen.

Nachts. — Nach langer Zeit war ich einmal im Theater (Cendrillon) und habe mich ziemlich wohl unterhalten.

4. April.

Morgens. — Wenn wir älter werden — ohne Selbstkenntniß und eigentliche Charakterbildung, wie bald zeigt sich unser Verfall. Die Naturanlagen scheinen zurückzugehen, sobald ihre Entwicklungsperiode aufhört; die Einbildungskraft wird faselnd, der Witz stumpf, die Lebhaftigkeit albern. Nur Vernunft und Verstand, durch Selbstkenntniß geläutert und durch practische Grundsätze aufrecht erhalten, bleiben in ihrer Kraft und können uns einen Anspruch auf die Achtung Anderer sichern, auch wenn wir aufgehört haben, durch jene Eigenschaften (und die Tugend selbst) interessant zu sein.

Halte fest an den Grundsätzen der Weisheit und Tugend! Wenn es uns auch nicht vergönnt ist, weise und gut zu werden, so entfernen wir uns doch in dem Grade von Thorheit und Laster, als wir uns eifrig bemühen, uns der Weisheit zu bemächtigen. Principium sapientiae est stultitia caruisse.

Mittags. — Weit bist du vom Ziel; aber sich auch nur ein hohes Ziel zu setzen, ist schon eine Erhebung über das Niedrige und Gemeine. — Die Vernunft muß practisch werden; das ist der wahre Ausdruck. Warum habe ich den

großen Sinn meines Lehrers so wenig verstanden oder geachtet? Jetzt fange ich an, ihn zu verstehen und mich selbst. Die ganze, unermeßliche Zurüstung seiner Philosophie ist nichts als die Einleitung zu einer sehr einfachen Lehre, nämlich der: einen wahrhaft guten Willen in sich zu gründen und im Übrigen die Vorsehung walten zu lassen.

Abends. — Der Zorn, von dem ich mich seither wieder öfters, auch in Geschäften und mit völlig fremden Menschen überraschen lasse, ist etwas der Vernunft und den festen Grundsätzen so völlig Widersprechendes, daß man über die Ausbrüche desselben beschämt sein sollte, wie über ein Scandal der Unzucht oder der Trunkenheit. — Das Temperament der Tugend ist Gleichmuth. Lerne dich bezwingen, auch in Dingen von geringerer Wichtigkeit, und halte keinen Beweis der Selbstbeherrschung für unbedeutend! — Kants Maxime der Diätetik, gegen körperliche Übel durch die bloße Abwendung des Gemüths zu kämpfen, ist ohne Zweifel noch viel wirksamer gegen moralisch krankhafte Zustände. Ein fester Vorsatz, dem gewohnten Reiz eines Affects oder einer Leidenschaft bei der ersten Anwandlung Widerstand zu thun und das Gemüth schnell und bestimmt davon abzukehren, ist das beste und einzige Mittel, sich von solchen moralischen Krankheiten zu heilen.

Nachts. — Ich lese Bonnet's Contemplation de a nature. Da findet sich wirklich viel Stoff, und ich hoffe, wesentlichen Nutzen aus diesem Werke zu schöpfen.

5. April.

Die Zeit eilt mit unaufhaltsamer Gewalt. Tage vergehen wie Minuten, Monate wie Tage, und endlich das Leben selbst wie der Wechsel eines Monds. Sei thätig sei unermüdet! Dieß Jahr wird vorüber sein, ohne daß

auch nur der geringere Theil von Dem geſchehen iſt, was du dir vornahmſt. —

Ich war frühe wach und las in der Betrachtung der Natur. Wie dringend auch meine Geſchäfte ſeien, ſolche Lectüre darf ich mir geſtatten. Ich bin noch ſehr zurück in der Bildung meines Geiſtes, und ich will nicht als ein ſtolzer Unwiſſender aus der Welt gehen. — Nur den Müſſiggang, nur die ſträflichen und eitlen Vergnügungen meide! So wird dir Zeit genug übrig bleiben, deine Kenntniſſe zu vermehren und deinen Charakter zu beſſern.

6. April.

Noch verliere ich allzu viele Zeit mit geſellſchaftlichen Rückſichten, mit Spiel und Geplauder. Wenn ich einſt unabhängiger bin, wenn ich noch dazu komme, eine gemeinnützige, große Arbeit zu unternehmen, ſo will ich auch meine Lebensweiſe ſtrenger darnach einrichten. Nie hat ein Menſch etwas Großes geleiſtet ohne Abgeſonderheit.

Wie weit werde ich nach einem Jahre ſein, wie weit nach zwei und nach zehn Jahren, wenn ich das Leben habe? — Der erſte Zeitraum iſt zu kurz, um große Fortſchritte zu zeigen; aber nach zehn Jahren muß ich alle weſentlichen Zwecke meines Daſeins (den der moraliſchen Vervollkommnung ausgenommen) erfüllt haben, oder es wird nie geſchehen. — Sonſt war ich neugierig auf die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten, jetzt bin ich es nur mehr auf die Entwicklung meiner ſelbſt.

7. April.

Morgens. — Ich habe ein paar kleine moraliſche Abhandlungen meines Freundes Kant geleſen; eine umſo erbauendere Lectüre, wenn meinen eigenen Gedanken und den Triebfedern meines Herzens (aus kränklicher

Schwäche) die Energie fehlt. Die Rechtschaffenheit der Gesinnung, die innere Wahrhaftigkeit, das tiefe Gefühl der menschlichen Beschränktheit und Würde zugleich, — das beinahe noch mehr, als der Reichthum und die Originalität der Ideen macht den großen Reiz aus, den jede auch an sich weniger bedeutende Schrift meines großen Lehrers für mich hat. Weiter als er hat es in seiner intellectuellen Bildung nie ein Mensch gebracht.

Mittags. — Ich kehre zur Contemplation de la nature zurück. Meine eigenen Gedanken fließen nicht hinlänglich zu, und ich muß mich an fremdem Feuer wärmen.

Nachts. — Meine Soirées werden sehr langweilig. Niemandem scheint damit gedient zu sein. Es wird sehr gut sein, wenn die Jahreszeit ihnen ein Ende macht.

8. April.

Morgens. — Die Zwecke der Vernunft immer vor Augen haben, ist der erste Schritt, um sie zu erfüllen. Die Idee der Gottheit sich gegenwärtig erhalten, führt endlich dahin, sich ihrer würdig zu machen. Darum fahre fort, die Augenblicke und Stunden deiner Muße diesen erhabenen Gegenständen und der Prüfung deiner selbst zu widmen, und du wirst gewiß besser und weiser werden!

Nachts. — Die Naturwissenschaften fangen an, mich stark zu interessiren. Allein es ist eine Welt, worin ich mich verlieren würde; und ich habe genug zu thun, wenn ich das Studium der Moral wissenschaftlich betreiben will. Indessen will ich doch einige gute Handbücher der Physik, Chemie und Naturgeschichte vornehmlich wegen der Beispiele der Zweckmäßigkeit der Natur mit Aufmerksamkeit lesen und öfters zur Hand nehmen.

9. April.

Morgens. — Ich lese im Bonnet die Abschnitte über den Instinct der Thiere. — Die Zweckmäßigkeit der Natur ist ohne Zweifel der überredendste Beweis vom Dasein Gottes. Man wird versucht, sich selbst für verrückt zu halten, wenn man beim Anblick derselben auf eine zufällige Ursache einer so bewunderungswürdigen Zusammenstimmung schließen wollte. Vom Bau der Vernunft und der Welten bis zur Structur der kleinsten Pflanze und dem Instinct der Insecten predigt Alles laut die unendliche Weisheit und Allmacht eines von der Natur unterschiedenen Urhebers.

Wenn es Gottes Wille ist, so denke ich (in 8 oder 10 Jahren) von einem mäßigen Einkommen den Rest meiner Tage bloß den Wissenschaften und irgend einem schriftstellerischen Werke zu leben. Diesen Plan muß ich jetzt schon vor Augen haben und daher meine Unternehmungen immer einfacher machen.

Nachmittags. — Ich las im Bonnet die Naturgeschichte einiger Insecten. — Die Absichten, welche die Natur verräth, scheinen einen Plan der höchsten Weisheit anzudeuten, worin der Mensch selbst nur ein Bestandtheil, nicht aber der einzige Zweck ist.

10. April.

Morgens. — Der ganze Werth des Lebens besteht in dem Zwecke, den wir ihm aus freier Wahl geben; der höchste Zweck der Vernunft (die möglich größte eigene Vollkommenheit und das größte mögliche Gute, das wir außer uns bewirken können) macht zugleich den höchsten Werth des Lebens aus. Diesem Zweck kann der Mensch immer und in allen Umständen nachstreben. — Denke nicht an das, was du versäumt hast, sondern an das, was dir zu thun übrig bleibt! Und wenn dir auch nicht bestimmt

iſt, außer dir noch etwas dauerhaft Gutes zu ſtiften, wenn du ſelbſt in der Vervollkommnung deiner ſelbſt (aus Kürze der Zeit) noch weit zurückbleibſt, ſo hat doch ſchon das bloße ernſtliche Beſtreben, einen wahrhaft guten Willen in dir zu gründen, einen ungleich höheren Werth, als Alles, was du ſonſt thun oder erreichen könnteſt.

Abends. — Die Selbſtbeherrſchung gibt uns ſo viel Stärke und Überlegenheit, die Leidenſchaft dagegen macht uns ſo abhängig und ſchwach, daß wir auch des bloßen Intereſſes wegen nichts ſo ſehr fliehen ſollten, als einen leidenſchaftlichen Zuſtand. Die Alten haben ſehr weislich jener Tugend einen hohen Rang unter ihren Schweſtern eingeräumt. — Wenn der gute Wille nicht eine bloße Illuſion ſein ſoll, ſo muß er von der Selbſtbeherrſchung unterſtützt und gleichſam getragen werden.

11. April.

Morgens. — Ich bin ſehr früh (halb 4 Uhr) wach geworden und habe in Kants Beweis vom Daſein Gottes geleſen. — Alles, wodurch mein Begriff von der Gottheit erhöht und erläutert wird, hat und ſoll das größte Intereſſe für mich haben. Die Erkenntniß, nach der ich ſtrebe, kann nur menſchlich beſchränkt und verſtändlich ſein; aber ſie iſt gleichwohl einer großen Klarheit und practiſchen Fruchtbarkeit fähig.

Nachmittags. — „Es iſt durchaus nöthig, daß man ſich vom Daſein Gottes überzeuge; es iſt aber nicht ebenſo nöthig, daß man es demonſtrire.“ — Mit dieſen Worten ſchließt Kant die merkwürdige Abhandlung, die er im vierzigſten Jahre ſeines Alters ſchrieb, und worin ſchon ſein ganzes großes Gemüth ſichtbar iſt, obwohl noch nicht die Reife ſeiner kritiſchen Vernunft.

12. April.

Nachmittags. — Gesunde Vernunft und Redlichkeit sind auch in gesellschaftlicher Rücksicht von so großem Werth, daß, wenn man sich deren bewußt ist, man durch die Erhaltung seiner selbst sich ein Verdienst um die menschliche Gesellschaft macht. Ich will meine eigene Existenz für etwas Wichtiges halten, unter der Voraussetzung, daß ich mich immer freier von eigennützigen Antrieben mache und meine Vernunft in ihrem ganzen Umfang auszubilden fortfahre.

Abends. — Ich lese in Reimarus natürlicher Religion und finde ungleich weniger, als ich erwartete. Der mangelnden Kritik und Schlußkraft in den Beweisgründen nicht zu gedenken (die seit Kant nicht mehr erträglich ist), schadet dem Buche hauptsächlich die Weitläufigkeit.

13. April.

Abends. — Ich bin vor und nach Mittag auf kurze Zeit im Freien gewesen und habe mich besonders zuletzt durch Bewegung und freies Gedankenspiel gestärkt. Es ist ein männlicher Geist, der mich in solchen Augenblicken belebt. Eine Frage, die ich mir oft aufwarf, habe ich mir heute bestimmter vorgelegt. — Und wenn ich jemals Gründe finden sollte zu glauben — was unmöglich scheint — daß es keinen Gott gibt, und daß mit dem Körper auch die Seele stirbt, würde ich nicht doch Recht und Tugend für das Höchste in der Welt halten und das Gute aus freier Wahl thun, weil es gut ist? — Ja. — Und wenn die Vernunft bloß eine Erscheinung des flüchtigen Lebens ist, so ist sie doch das Höchste, ja dann ist sie die Gottheit selbst; dann sind die großmüthigen Seelen die Genien der Menschheit, und die Vernünftigen müssen sich vereinigen, um die Selbstsucht zuerst in sich, und dann in Anderen zu bezähmen.

Nachts. — Unter den Menſchen will ich die Beſten ſuchen, die Uneigennützigen, Aufrichtigen, Starkmüthigen. Die Biographien der alten und neuen Zeit ſollen mir Beiſpiele geben, daß immer und überall die Ideen geherrſcht und in irgend einer tüchtigen Natur ſich geoffenbart haben.

14. April.

Morgens. — Es iſt Oſterſonntag; eine Epoche, die ſeit ihrer Einſetzung Millionen Troſt und Freude und manchen wahrhaft Tugendhaften ſtille Beruhigung gegeben hat. Ohne Zweifel iſt das Chriſtenthum eine der größten Anſtalten in dem Erziehungsplane der Menſchheit.

Auch mir ſoll dieſer Feſttag heilig ſein. Der Anfang meiner ernſtlicheren Rückkehr in mich ſelbſt fiel in die erſten hohen Feſttage des Chriſtenthums (Weihnachten). Möge heute (am Tage der Auferſtehung) auch mein Glaube recht lebendig, und mein Wille im Guten geſtärkt werden, ſo zwar, daß die dritte Epoche (Pfingſten), wo der Geiſt und Tröſter kam, auch mich gebeſſert und der Heiligung fähig finde!

Der ernſtliche Entſchluß, ſeine Geſinnung und ſeinen Lebenswandel beſſern zu wollen, iſt ohne Zweifel ſelbſt ſchon Beſſerung und zeigt ſich darin, daß man es ſich zum Grundſatz macht, forthin nur nach Grundſätzen, und zwar nur nach uneigennützigen Grundſätzen handeln zu wollen. Es iſt alſo, wie viel auch in der Ausübung fehlt, unſtreitig der größte Schritt, gleichſam von Nichts zu Etwas, mit jenem vor noch nicht vier Monaten von mir gefaßten Entſchluß gethan worden. Ich kann, wenn ich mich nicht etwa (was Gott verhüte!) wieder muthwillig ſelbſt verlaſſe, von nun an wohl im Einzelnen, aber nicht mehr im Ganzen zurückgehen.

Mittags. — Der große Unterschied unter den Menschen besteht darin, daß der größte Theil nach sinnlichen Antrieben (es sei mittelbar oder unmittelbar), bei weitem der kleinere Theil aber nach Grundsätzen der Vernunft handelt (oder zu handeln sich wenigstens immer bestrebt). Ein zweiter ebenso großer Unterschied besteht in der Beschaffenheit dieser Grundsätze, die entweder selbstisch sind, oder uneigennützig (moralisch, rein vernünftig). — In beiden Fällen aber ist die Consequenz das charakteristische Merkmal des Mannes von Grundsätzen; denn zuweilen nach Grundsätzen verfahren, dann aber wieder nicht, ist ebensoviel, als gar keine haben. Das Letztere war bisher mein Fall und die Quelle aller meiner Fehltritte und deren Folgen, sowie meiner Unzufriedenheit.

Nachmittags. — Oft habe ich gedacht, daß Leute von entschiedenem Egoismus, aber beschränkteren Talenten, bloß durch den ersteren viel vor mir voraus hätten, weil ich von Natur wenig oder keine selbstische Neigungen habe. Gleichwohl habe ich aus Schwäche Anderen mehr, wie mir, Schaden zugefügt, als vielleicht geschehen wäre, wenn ich meinen Vortheil mit Verstand verfolgt hätte. Noch jetzt sind Inconsequenz und Schwäche das große Hinderniß des Guten in mir. — Darum halte fest an Ordnung und Regel! Die Uneigennützigkeit der Gesinnung wird dir die gute Natur ohne besondere Anstrengung bewahren.

Abends. — Ich lese die Vernunftlehre des Reimarus; ein Buch, das bei manchen Mängeln und altfränkischen Auswüchsen viel Gutes enthält. — In der That habe ich nie Logik studirt, obwohl nicht zu verkennen ist, daß ich viel natürliche Logik habe. Allein da ich nunmehr dem Verstand und den Grundsätzen die Gewalt über meine Willkür und Handlungen einräumen will, die ihnen gebührt,

da ich durchaus nach deutlichen Begriffen denken und handeln will, so muß ich und werde ich mir das wissenschaftliche Studium der Logik zum Geschäft machen. — Das rhapsodische Denken und Dichten hat meinem Verstand und Charakter gleich sehr geschadet.

Besser spät als nie. Ich habe leider meine besten Jahre mit eiteln, unzweckmäßigen Beschäftigungen, mit Träumereien verloren, Tausenderlei angefangen und wenig oder nichts ausgeführt und, anstatt meine Vernunft zu cultiviren und meinen Willen zu bessern, bloß nach Launen und in eiteln Absichten ein unbrauchbares Gemengsel von Kenntnissen und Fertigkeiten erworben. Die Zeit, die mir übrig ist, will ich wenigstens zu einer gründlichen Cultur meines Verstandes und Gemüths verwenden.

Nachts. — Der kurze Rest des Lebens erlaubt mir nicht, weitläufige Studien anzufangen; ich muß mich daher auf das in practischer Rücksicht Wichtigste beschränken. In diesem Jahre, wenn mir Gott das Leben schenkt, will ich außer Kant nur einige populäre Logiker und Moralisten: Reimarus, Garve, (Cicero und Ferguson) lesen und etwas historische Astronomie und Naturgeschichte treiben. Späterhin aber denke ich noch alle großen Denker (Leibnitz, Hume, Locke, Spinoza) kennen zu lernen, denn ich muß die Metaphysik in ihrer ganzen Höhe ermessen und selbst urtheilen, was vor und nach Kant geleistet worden. Da ich auch die wichtigsten Religionsbegriffe der neueren und alten Zeit kennen lernen muß, so werde ich nebst dem neuen Testament in diesem Jahr auch noch irgend ein verständiges kritisches Werk über die Urkunden des Christenthums durchlesen.

15. April.

Ich habe den Nachmittag mit Spazierengehen und den Abend im Theater (Werners „Templer") zugebracht.

So wenig Werth dieß Theaterstück hat, und so widrig mir die mystischen Personen und das Getändel mit dem Schicksal waren, so fühle ich mich doch von den kräftigen, moralischen Stellen angeregt.

16. April.

Morgens. — Ich bin seit 5 Uhr wach und habe in Reimarus Kunsttrieben der Thiere gelesen. Es ist viel gesunde Vernunft in diesem Schriftsteller, und in allen seinen Arbeiten zeigt sich der Nutzen deutlicher Begriffe und eines behutsamen Fortschreitens des Verstandes. — Die alberne Sucht, das Genie zu spielen und nach Einfällen zu haschen, statt zusammenhängend zu denken, ist die eigentliche Quelle meiner Irrthümer, Thorheiten, sowie es die Ursache der Unbrauchbarkeit aller seichten Köpfe und besonders der meisten neueren Schriftsteller ist. — Wiewohl spät im Alter, will ich es doch nicht für zu spät halten, wie ein Schüler zu lernen und von nützlichen Kenntnissen und Übungen jetzt noch nachzuholen, was ich vor zwanzig Jahren und früher versäumt habe.

Nachts. — Welche Mannigfaltigkeit, Weisheit und Güte ist in der belebten Natur! Sollte alle diese wunderbare Anstalt keinen letzten Zweck haben? Oder ist das Leben an sich ein Endzweck der Schöpfung? — Der Mensch als ein moralisches Wesen ist allerdings der würdigste Zweck, den wir kennen. Aber die Natur scheint nicht weniger Sorgfalt auf die Erhaltung anderer Thiergattungen und darunter der verachtetsten Insecten verwendet zu haben. — Die ganze Absicht der Gottheit wird uns in dieser Welt nicht enthüllt werden.

17. April.

Reimarus Betrachtungen über die Kunsttriebe der Thiere, worin ich wieder las, vermehren den mir neuen

Geschmack, den ich an solchen Gegenständen finde. Es ist eines vernünftigen Wesens so würdig, etwas mehr von der unermeßlichen Natur kennen zu lernen und Gott in seinen Werken zu bewundern. Die Beschränktheit des Sinnes auf das bloße Thun und Treiben der Menschen (selbst in dem größeren Kreise der Politik und Geschichte) macht uns einseitig, bald hochmüthig, bald niedergeschlagen, wogegen die Aufmerksamkeit auf das große Schauspiel der uns umgebenden Natur die Seele erweitert und uns zugleich Bescheidenheit und Vertrauen in den göttlichen Werkmeister und Erhalter der Welt einflößt.

18. April.

Nachts. — Ohne Neigung dazu habe ich aus Gefälligkeit den Abend wieder mit Spiel verloren. Es ist nicht übel, in einer etwas geistreichen Gesellschaft manchmal nichts zu thun, nur muß es nicht oft kommen.

19. April.

Wenn die Stoiker auch irrten, so waren sie doch der Wahrheit sehr nahe. Das Bewußtsein der Tugend selbst macht wenigstens den besseren Theil der menschlichen Glückseligkeit aus. Entbehren ist besser als Genießen, und ein rüstiges Gemüth, das gegen Leiden gestählt ist, kann die Lüste des Weichlings verachten. — In unserer Brust ist die Quelle der Zufriedenheit und entspringt auch da mehr aus dem, was wir denken und thun, als aus dem, was wir empfinden.

21. April.

Nachts, 12 Uhr. — Meine Gesellschaft verläßt mich ziemlich vergnügt. Es ist ein herrlicher Sternenhimmel. Die Capella geht gerade vor meinen Fenstern unter. Da oben herrscht immer Gleichheit und Ordnung, und über

den Sternen waltet der Ewige, vor dem ſelbſt die Welten in ihrer Dauer wie das Leben von Ephemeren verſchwinden.

Ich will, wenn ich mehr in Ordnung komme, zu meiner Übung und zum Vergnügen eine leichtere ſchriftſtelleriſche Arbeit (moraliſche Erzählungen) anfangen. Der Marmontel der Deutſchen kann ich noch werden, und das iſt kein verächtliches Los.

25. April.

Von Affecten und Leidenſchaften in den Abſichten, die wir uns durch Vernunft vorſetzen, geſtört zu werden, iſt menſchlich; oft darin ſich ſtören zu laſſen, iſt ſchwach; aber verächtlich und unter dem Begriff des Menſchen iſt es, gar keine vernünftigen Abſichten zu haben. — Indeß iſt die Vernunft zu lebhaft in mir erwacht, als daß ſie aller Rückfälle ungeachtet nicht doch nach und nach das Übergewicht in mir erhalten ſollte. — Herrliche Anlage, wie iſt es möglich, ſich deiner bewußt zu werden, ohne deiner Entwicklung aus allen Kräften nachzuſtreben?

26. April.

Nachmittags. — Verſtand — die Einſicht deſſen, was iſt, — und Vernunft — die Einſicht deſſen, was ſein ſoll, (das Vermögen der Ideen, allgemeiner Grundſätze, oder der Geſetze überhaupt) — ſind das Höchſte, was wir kennen, und da wir (die Menſchen) die einzigen (uns bekannten) Subjecte dieſer Kräfte ſind, ſo iſt unſere Erhaltung (in der Integrität und dem freien Gebrauche dieſes Vermögens) auch das höchſte Intereſſe und die oberſte Pflicht der Menſchheit.

Ich bin mir bewußt, Verſtand in mehr als gewöhnlichem Grade zu haben, und ich fange an, der Vernunft in mir das Recht widerfahren zu laſſen, das ihr gebührt. Was

irgend ein Menſch werth iſt, kann und ſoll auch ich werth ſein. — Darum will ich meine phyſiſche und bürgerliche Erhaltung mir zur oberſten Pflicht machen, unter der wohlverſtandenen Einſchränkung, daß ich mich meines Daſeins immer würdiger mache.

Abends. — Welche Größe liegt in dem Menſchen! Die Welt trägt er in ſeinem Gemüth und ſtrebt noch über ihre Grenzen hinaus durch die Ideen von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit.

Nachts. — Das Intereſſe der Vernunft, der Sittlichkeit, des allmähligen Fortſchreitens der Menſchengattung iſt es eigentlich allein, wofür wir leben ſollten. Der trunkene Muth der Sinne gibt den Genüſſen einen Werth an ſich, der leider am Ende meiſt der einzige wird, um den wir uns bekümmern. — Ich habe lange zwiſchen Genuß und Ekel, Gleichgiltigkeit und Noth gewankt.

27. April.

Morgens. — Ordnung und Fleiß machen das Große in unſeren Anlagen erſt fruchtbar und gleichſam wirklich; denn ſonſt iſt die Vorſtellung jener Größe leer und windig, und wir dünken uns im Beſitz von Vollkommenheiten, denen wir uns nur (durch beharrliches Beſtreben) in einem unendlichen Progreſſus nähern können. Das iſt die Beſchränktheit der menſchlichen Natur bei aller Größe ihrer Anlagen; im Theoretiſchen wie im Practiſchen, im Erkennen wie im Handeln können wir nur durch ſucceſſives Fortſchreiten von der Idee zur Wirklichkeit gelangen. Darum iſt unſere Erkenntniß, wie unſere Tugend das Reſultat der Arbeit und wie dieſe eitel Stückwerk. — Es iſt nothwendig, daß ſich der Menſch ſeiner erhabenen Anlagen immer bewußt bleibe, aber ebenſo nothwendig iſt es, daß

er die Bedingung immer gegenwärtig habe, unter der ſie, allein zu etwas, das nicht bloß Idee iſt, werden können nämlich durch raſtloſes Beſtreben, durch Ordnung, Fleiß und Conſequenz.

Mittags. — Solange ich nicht kaltblütiger werde, iſt nicht zu hoffen, daß mich nicht jede Kleinigkeit afficire. Auch die Mienen gewiſſer Menſchen, der Mangel an Achtung oder Freundlichkeit, die ich zu bemerken glaube, machen noch allzu viel Eindruck auf mich. Gleichmuth iſt das Element der Vernunft und Zufriedenheit.

28. April.

Morgens. — Was einem Menſchen vor dem anderen, ja vor vielen einen Vorzug gibt, was noch jeden groß gemacht hat, es ſei in einer Kunſt oder Wiſſenſchaft, oder in der Tugend, oder auch in Erwerb und Herrſchaft, — das iſt die beſtimmte Richtung auf einen Zweck und die Entfernung von den gemeinen Genüßen und Angewöhnungen.

Mittags. — Progredientibus autem aetatibus sensim tardeve potius quasi nosmet ipsos cognoscimus. — Quum autem dispicere coepimus et sentire, quid simus, et quid ab animantibus ceteris differamus, tum ea sequi incipimus, ad quae nati sumus. Cicero, de finibus Lib. V. Cap. 15.

Halb 6 Uhr. — Auf einem langen Spaziergang, den ich ſoeben machte, habe ich einen großen Theil meines Lebens ins Gedächtniß zurückgerufen. Dieſe Erinnerungen ſind ſehr dienlich, den Begriff nicht nur von mir ſelbſt, ſondern auch von den Menſchen, mit denen ich lebte, mir deutlicher zu machen und in manchem Stücke zu berichtigen. Die lichteſten Stellen in meinem zweiten Alter waren das erſte Jahr nach meiner Krankheit und dann ein kurzer Zeit-

raum nach meiner Zurückkunft aus Jena; die dunkelsten (an deren Detail ich mich auch am wenigsten erinnern kann) der Übergang von jenem ersten Jahr ins zweite und dritte und der Zeitraum vom Jahre 1797 bis Ende 1799. In Jena fassten die moralische Indifferenz und die Mischung von Trübsinn, Stolz und Selbstverachtung, die sich lange sogar auf meinem Gesicht ausdrückte, in mir Wurzel.

29. April.

Die thierische Ökonomie, die ohne unser Zuthun und selbst der Störungen ungeachtet, welche sie von uns erleidet, ihren regelmäßigen Gang geht, gehört zu den größten Wundern der Natur. Wie unbedeutend sind die Bedürfnisse, für die wir zu sorgen haben, gegen die unendliche Arbeit, welche die Natur zu unserer Erhaltung (in Zubereitung und Ausbildung der Lebenssäfte, Absonderung 2c.) an unserer Statt verrichtet! — Unser Körper sollte uns heilig sein, wie unsere Seele, denn er ist ein Werk und Wahrzeichen der Gottheit, die sich in ihrer ganzen Macht und Weisheit darin offenbart.

30. April.

Mittags. — Die Besserung der Denkungsart geschieht auf einmal, die Besserung der Handlungsweise kann nur nach und nach erfolgen. Ich hoffe, das Princip meiner Gesinnungen ist auf immer und unveränderlich festgesetzt; aber die Läuterung und Befestigung derselben in praxi ist eine Arbeit für mein ganzes Leben. — Dieß Jahr wird kaum zureichen, mir das System der Grundsätze, nach dem ich forthin handeln will, recht deutlich zu machen und die gröbsten Fehler meiner bisherigen Lebensweise abzulegen.

Nachts. — Wenn ich mir die Fortdauer meiner Persönlichkeit als eines geistigen Wesens denke, so erhält dieß

Leben eine ganz andere Bedeutung. Ich ſehe mich (das Vernunftweſen) in Verhältniſſen mit den Bewohnern dieſer Erde (von der Art der Familienverhältniſſe), für die ich verpflichtet bin, (durch Lehre und Beiſpiel) etwas zu thun. Das Licht der Wiſſenſchaften ſoll für dieſen Aufenthalt ſinnlicher, der Vernunft fähiger Geſchöpfe erhalten und gepflogen werden. Jeder, der es empfing, ſoll es weiter verbreiten und, da die Weisheitslehre die höchſte aller menſchlichen Wiſſenſchaften iſt, in der Anwendung den Geiſt der Weisheit zeigen.

1. Mai.

Die größte Faſſung und Kaltblütigkeit iſt die Eigenſchaft, die dem Manne geziemt. — Sei gegen Alles gleichgiltig, nur nicht gegen die Geſetze der Vernunft. — Eine ganze Welt liegt noch unentwickelt in dir: du kannſt dich ihrer ohne Ruhe und Selbſtbeherrſchung nicht einmal deutlich bewußt werden.

2. Mai.

Welche elende Beſtimmung, wenn der Menſch ſeine Exiſtenz zwiſchen Eſſen und Verdauen, Erſchöpfung und Reſtauration der körperlichen Kräfte theilt! — Ein weiter Spaziergang im Prater und der Anblick des prächtig bewölkten Abendhimmels haben meinem Körper und meiner Seele wieder einige Energie gegeben. — Was für eine Thorheit iſt es, Reichthümer zu ſammeln, um in läppiſchen Nachahmungen der Natur ſeine Eitelkeit darzulegen, da der Ärmſte bei jedem Schritt, den er thut oder verändert, eine neue Welt von Schönheiten erblickt, die er ſein nennen darf, wenn er ſie fühlt! — Nie will ich den Reichen ihre Paläſte, Gärten, Parke, ihre Dienerſchaft und Equipagen beneiden. Ein offener Sinn für das Schöne iſt ein ungleich koſtbarerer Beſitz.

3. Mai.

Nachmittags. — Laß nur nie von der Prüfung deiner ſelbſt und ſei aufrichtig in deinen inneren Bekenntniſſen; dann wirſt du immer einen Leitfaden finden, aus Verirrungen und Zweifeln wieder in den rechten Weg einzuleiten! — Dieſe Maxime, ſcheint mir, hat meinen Freund Kant groß gemacht, und die Verwandtſchaft unſerer Naturen iſt auch ohne Zweifel der Reiz, den ſeine Schriften für mich haben. Aber ich bin im 44. Jahre da, wo er vermuthlich (den Vorzug einer gelehrten Bildung ungerechnet) ſchon im 30. war. Darum werde ich zwar nicht für die Welt, kann aber doch für mich ſelbſt werden, was er war.

Nachts. — Alles, was dem Leben Maß und Bedeutung gibt, iſt der Cultur der Vernunft zuträglich. Seitdem ich nach den Sternen ſehe und die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung zu bemerken anfange, ſcheint mir die Zeit weniger flüchtig, und auch in meinem Leben mehr Regel und Zuverläßigkeit zu ſein. Die Betrachtung der Naturordnung beſtätigt die moraliſche Ordnung, die uns die Vernunft zum Geſetz macht.

4. Mai.

Abends. — Die Erde iſt von einem ſanften Regen erfriſcht; ich that nur einige Züge Luft im Freien, aber mein Körper wie mein Gemüth iſt geſtärkt und erleichtert. Zuverſicht kehrt in meine Seele zurück und Lebenshoffnung. Es iſt, als ob ſich neue Kräfte in mir entwickelten, und mit dem Mannesalter eine zweite Jugend in mir aufblühte. — Mögen meine Hoffnungen nicht vereitelt werden, wenigſtens nicht durch meine Schuld!

Halb 1 Uhr. — Ich habe in meinen alten dramatiſchen Verſuchen geblättert; ſie haben mir viel Zeit gekoſtet, aber

doch wenn auch einseitig zu meiner Cultur beigetragen. Nur müssen alle diese Vorübungen nicht verloren sein.

5. Mai.

Morgens. — Darf ich, soll ich mich jemals wieder mit poetischen Arbeiten beschäftigen? — Ich glaube, nein. Mein Talent dazu ist nicht so ausgezeichnet, um etwas von wahrem, unvergänglichem Werth hervorzubringen. Zudem vertragen sich diese Art Arbeiten am wenigsten mit der strengen Pflichtübung und der nüchternen Entwicklung der Vernunft, die mein großer Zweck ist. — Wenn ich ohne großen Zeitverlust und zu meiner Erholung einen oder den anderen meiner früheren Plane ausführen kann, so mag es allenfalls geschehen.

Ich weiß überhaupt nicht, ob die Dichtkunst der Moralität und wahren Cultur der Vernunft nicht entgegenwirkt und ob Platon nicht Ursache gehabt habe, die Dichter aus seiner Republik zu verweisen. Die Poeten haben die Leidenschaften allzu wichtig und oft in einem verführerischen Lichte dargestellt. Höchstens machen einige (vornehmlich Shakespeare) hievon eine Ausnahme, deren Darstellungen eine gewisse Ruhe und Überlegenheit der Vernunft über die Affecte zeigen und zugleich im Gemüth des Zuschauers erwecken, und die als ganz treue Abbildungen der Natur für die Vernunft selbst ein freies Interesse haben.

Meine ästhetische Cultur kann mir dermaleinst zu nützlicheren Arbeiten dienlich sein, als zu einem mittelmäßigen Schauspiel oder Roman. — Mein eigenes Leben sei das Kunstwerk, das ich mit der möglichsten Vollkommenheit auszuführen bemüht sein will.

Nachmittags. — Ich las im Reimarus, einem wirklich vernünftigen Schriftsteller (ungeachtet der Einseitigkeit, die ihm von der Schule anhängt), und echten Deutschen.

Nachts. — Wie Franklin gesteht, daß er den Grad von Vollkommenheit, welchen er im Leben erreichte, größtentheils oder ganz seinem Tagebuch zu verdanken habe, so hoffe ich, wird es auch mein Fall sein. — Rechtschaffenheit, Klugheit, Menschenkenntniß, — Alles, was mich wesentlich interessiren kann, findet da eine Stütze und Nahrung.

6. Mai.

Morgens. — „Ich meinestheils glaube, daß alles Edle und Gute durch Übung zu befestigen ist, und vorzüglich die Mäßigung. Denn die Begierden sind mit der Seele in einen Körper gepflanzt und reizen die Seele, der vernunftmäßigen Einschränkung zu entsagen und dagegen ihnen und dem Körper gefällig zu sein." — Xenophon, Apomnemoneumata L. I. C. 2. 23.

Abends. — Unter den Beschäftigungen, die ich mir für meine Mußestunden in diesem Jahr vorsetzte, ist eine der anziehendsten das Studium der Geschichte einzelner großer und tugendhafter Menschen. Ich werde daher insbesondere das Wichtigste, was den Sokrates, den Epiktet und die vorzüglichsten Tugendhelden des Plutarch betrifft, dann die Geschichte Jesu und auch einiger Neueren fleißig lesen. — Der Erste mag Sokrates sein schon deßhalb, weil unter den Alten von ihm die ausführlichsten Nachrichten vorhanden sind.

„Für Arbeit verkauft die Gottheit uns das Glück."

Epicharmos (Xenophon, Apomnemoneumata L. II. Cap. 1.)

7. Mai.

Unter den Neueren, deren Leben ich bald näher kennen lernen will, ist Franklin. Ich habe ihm mit den Entschluß zu danken, dieß Tagebuch zu führen. Auch

hat er ſein Leben ſelbſt beſchrieben und hat ſonſt noch manche Berührungspunkte mit mir.

8. Mai.

Seinen Zweck immer vor Augen haben, iſt das erſte Mittel ihn zu erreichen. Das iſt im Allgemeinen wahr; wie viel mehr aber von dem höchſten Zwecke: moraliſch vollkommen zu werden (in ſich) und das möglichſt größte Gute zu wirken (außer ſich), — den der Menſch ſich ſelbſt ſetzen kann und ſoll!

9. Mai.

Morgens. — Es iſt nöthig, daß ich mich über die Ökonomie des menſchlichen Körpers mehr aufkläre, um ohne Angſtlichkeit und Pedanterie das Schädliche meiden zu können und der Natur gemäß zu leben. Hufelands Buch ſcheint doch manche gute Rathſchläge zu enthalten; ich will es mir alſo verſchaffen.

Daß der Menſch die Fähigkeit hat, in endloſe Fernen (im Raume ſowohl, als in der Zeit) hinauszuſehen, daß z. B. das Syſtem des geſtirnten Himmels mit ſeinen unermeßlichen Kreisbewegungen und deren Zeitperioden (die 26000 Jahre der Vorrückung der Nachtgleichen) wiſſenſchaftlich begründet ſind, das muß wohl auf ſeine höhere Beſtimmung, d. i. auf ſeine Fortdauer nach dieſem Leben hinweiſen. Wozu hätte er ſonſt dieß Vermögen? — Ja, wir ſind unſterblich, wenigſtens, möchte ich ſagen, haben wir die Anlage dazu, und wer ſich nicht ſelbſt zum Thiere erniedrigt, wird mit dieſem thieriſchen Leben nicht aufhören.

Abends. — Sokrates, wie Kant, hatte eine unzerſtörbare Heiterkeit des Gemüths. Was könnte auch eine ſchuldloſe, ſtarke, nur auf das Edle und Große bedachte Seele unmuthig, launiſch oder niedergeſchlagen machen?

O Tugend, du bist die Quelle des reinsten Glückes, und alles Andere ist keines Wunsches werth.

Nachts. — Nie ist ein Mensch etwas Bedeutendes geworden, der nichts auf sich hielt. Man muß sich nicht über die Pflicht (das Ideal, das Gute an sich) überheben wollen, aber man muß sich keinem Menschen (als solchem und außer Pflichtverhältnissen) unterordnen. Ich will aufhören, aus falscher Bescheidenheit zu verkennen, wozu die Natur mich bestimmt hat.

10. Mai.

Morgens. — „Seine Gesellschafter frühzeitig zu guten Rednern, zu Geschäftsmännern und zu practischen Gelehrten gebildet zu sehen, darauf ging sein (des Sokrates) Bestreben nicht, sondern er glaubte, die Bildung einer vernünftigen Denkungsart müsse vorausgehen; denn Diejenigen, welche ohne eine vernünftige Denkungsart solche Geschicklichkeiten besäßen, wären nur desto schlechtere Menschen und desto fähiger Schaden zu thun. Fürs Erste also suchte er ihnen vernünftige Vorstellungen von den Göttern beizubringen." — Apomnem. L. IV. 3.

Das ist wahrhaft weise gedacht und des Sokrates vollkommen würdig. Ich will in meiner eigenen Bildung denselben Weg gehen. Auch das ist ein Sokratischer Gedanke, daß die wahre Weisheit und Tugend auf Wissenschaft gegründet sein müsse. —

Ich will nunmehr die Logik ohne Unterbrechung studiren und dabei den Reimarus der Deutlichkeit wegen zu Grunde legen, oder Jakobs Logik damit vergleichen. Späterhin will ich noch ein neueres Lehrbuch (etwa Tieftrunks), dann zur historischen Vergleichung den Aristoteles, Segner und mein ehemaliges Schulbuch (Feder) nachlesen.

Nachts. — Nach deutlichen Begriffen handeln, heißt ebenſoviel, als die Affecte und Leidenſchaften von der Beſtimmung ſeiner Handlungen ausſchließen. Der Menſch iſt ſelten ſo verkehrt — und ich bin es gewiß nicht — daß er wiſſentlich Böſes thäte oder ſich ſelbſt Schaden zufügte. Aber wir denken nicht, ſondern laſſen uns von dunkeln Vorſtellungen, Gefühlen und Gewohnheiten beſtimmen. — Lerne dich ſelbſt kennen und bedenke wohl, was du thuſt, — das iſt die Summe der menſchlichen Weisheit.

11. Mai.

„Wenn man einzuſehen vermag, was denn Dasjenige für eine geheime Kraft ſei, wodurch das Urtheilen möglich wird, ſo wird man den Knoten (den weſentlichen Unterſchied der vernünftigen und vernunftloſen Thiere) auflöſen. Meine jetzige Meinung geht dahin, daß dieſe Kraft oder Fähigkeit nichts Anderes ſei, als das Vermögen des inneren Sinnes, d. i. ſeine eigenen Vorſtellungen zum Objecte ſeiner Gedanken zu machen. Dieſes Vermögen iſt nicht aus einem anderen abzuleiten, es iſt ein Grundvermögen, und kann, wie ich dafür halte, bloß vernünftigen Weſen eigen ſein. Auf demſelben aber beruhet die ganze obere Erkenntnißkraft.“ — Kant: Die falſche Spitzfindigkeit der vier ſyllogiſtiſchen Figuren Schlußanmerkung. (1762.)

Die Sache der Vernunft (in ihrem theoretiſchen und practiſchen Gebrauche) zu befördern, iſt der höchſte Zweck, den ſich ein vernünftiger Erdenbewohner ſetzen kann. Wie viel jeder an ſeinem Theile zu dieſem großen Zwecke beitragen kann, hängt von ſeinen Fähigkeiten und Umſtänden ab. — Etwas dazu beizutragen (ſei es noch ſo wenig), iſt, hoffe ich, auch jetzt noch meine Beſtimmung.

12. Mai.

Morgens. — Mit Intereſſe und oft mit Befremden las ich jetzt einige meiner jugendlichen Briefe und Aufſätze (darunter einen vom März 1787). Wie ſeltſam war der Gang meiner Entwicklung!

Ich denke meine Jugendgeſchichte zu meiner eigenen Belehrung niederzuſchreiben. Einige alte Rechnungen helfen mir die Zeitordnung beſtimmen und mich an manche vergeſſene Vorfälle erinnern. — Ich will mich durch und durch kennen lernen, welches ohne die Unterſuchung der Vergangenheit nicht möglich iſt.

Nachmittags. — Unter meinen alten Papieren finde ich einige wiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Jahren 1790 und 1791 (darunter das Leben des Bacon, das jedoch größtentheils aus der Biographia britannica genommen zu ſein ſcheint), welche mehr Schärfe und Haltung haben, als das Meiſte, was ich nachher ſchrieb. Es war damals noch ein reines Intereſſe für die Wiſſenſchaften in mir, und meine Seele, wie mein Körper, war ungeſchwächt.

13. Mai.

Morgens. — Am fleißigſten war ich in den Jahren 1789 und 1790. Von dem letzteren habe ich bis jetzt kein beſtimmtes Datum. — Tod des Bruders Gottfried.

Schriftſtellerei: Ende 1791 — Wiener Zeitſchrift; Sommer 1792 — Eiſerne Maske, erſter Entwurf; Anfang 1793 — Bekanntſchaft mit Alxinger; Winter 1793 bis 1794 — Öſterr. Monatsſchrift. — Literariſche Celebrität; Stolz an der Stelle der geckenhaften Eitelkeit.

Die Triebfedern, denen ich im J. 1788 die Erhaltung des Lebens verdankte, waren egoiſtiſch, wiewohl nicht unvernünftig; denn ich hatte meine Selbſtſtändigkeit feiger Weiſe

aufgegeben. Das Studium der Vernunftwiſſenſchaften, das ich damals als Heilungsmittel meines Kopfes zu betreiben anfing, konnte alſo auch keinen Einfluß auf meine moraliſche Bildung haben. Es waren bloße Exercitien für den Verſtand. Die Maxime, den Reiz des Lebens in mir zu erhalten, verdarb gleich damals meine Sitten, und der Haß gegen die Schwärmerei begünſtigte den ſinnlichen Hang.

Nachts. — „Die Philoſophie unſeres Zeitalters in der Kinderkappe.“ — Ein jetzt für mich intereſſantes Buch, ſo wenig eigenen Geiſt und kritiſchen Anſtand es hat; denn ich finde darin eine ziemlich vollſtändige Literatur der Nachfolger und Gegner Kants. — Einer von dieſer großen Menge unbedeutender Schriftſteller würde wahrſcheinlich auch ich geworden ſein, wenn ich, wie ich ſo oft beklagt, durch Verirrungen aller Art nicht von der Schulphiloſophie abgekommen wäre. — Vielleicht bin ich jetzt doch noch zu etwas Beſſerem beſtimmt.

14. Mai.

Morgens. — Die Vernunft-, die Tugend-, die Religionslehre muß ihren Werth und ihre Kraft zuerſt darin zeigen, daß ſie uns ſelbſt vernünftiger, beſſer, gläubig und zufrieden macht. Für mich, zu meiner eigenen Cultur und Erbauung will ich Logik, Metaphyſik und Moral ſtudiren und nicht eher ans Schreiben denken, als bis ich wahrhaft weiſer und tugendhafter geworden und von meiner unerſchütterlichen Überzeugung ganz verſichert bin. Es iſt genug und vielleicht zu viel geſchehen, den Lehren Kants Eingang zu verſchaffen; es wird auch künftig ohne mein Zuthun noch viel dafür gethan werden. Die Welt bedarf mehr der Beiſpiele als der Lehren, um aus ihrem unſittlichen Schlummer geweckt zu werden.

Ich finde unter meinen Papieren das Bruchſtück einer

Fortsetzung meines Tagebuchs vom 1. und 7. Nov. 1798 in französischer Sprache. Es ist eine gute Gesinnung darin. Was hat mich wieder davon abgebracht? Ich fühlte mich damals unglücklich und glaubte in mich selbst zurückgekehrt zu sein. Es war kurze Zeit vor Mumelters Tod. — In welche neue Verirrungen bin ich noch nachher gerathen! — O, es ist die höchste Zeit, daß ich die letzten Spuren davon verwische, daß ich endlich mit mir selbst und mit der Welt in Frieden lebe!

Abends. — Ich fange eine Art Chronik für meine Jugendgeschichte an, worin ich von Jahr zu Jahr und, sowie ich mich nach und nach an die Vorfälle erinnere, Alles eintragen will, was mir begegnet ist, was ich gethan, gewollt, gelitten und genossen habe und wodurch ich im Guten und Schlimmen allmählig wurde, was ich bin. Der erste Brouillon wird nicht anders als sehr unordentlich sein können und viele Lücken haben. Indessen denke ich die Fächer nach und nach auszufüllen.

Nachts. — Der erste rohe Entwurf bis ungefähr ins 16. Jahr ist da. Ich will diese Erinnerungen festhalten. — Was ich bin im Guten wie im Schlimmen, bin ich durch mich. Ich hatte weder Freund noch Erziehung.

15. Mai.

Morgens. — Einen Freund hatte ich: — die Vorsehung; denn nur durch ihre außerordentliche Vermittlung war es möglich, daß ich in so großer Verwirrung nicht unterging.

Nachmittags. — Was könnte jeder Mensch von einigen Fähigkeiten sein, wenn er von Jugend auf einem festen, auf das Gemeinnützige gerichteten Plane folgte! Was könnte ich geworden sein, wenn ich nur seit meinem

zwanzigſten Jahre von Leidenſchaften ungeſtört einen gemeinnützigen, meinen Talenten angemeſſenen Zweck verfolgt hätte! — Darin zeigt ſich die Macht und der Nutzen der Erziehung, die ich zuweilen viel zu gering achte.

16. Mai.

Nachmittags. — Wäre es auch nur, um die oberen Gemüthskräfte, Verſtand und Vernunft, zu ihrer Reife zu bringen, ſo hätte man doch ſchon Urſache genug, die Sinnlichkeit in Schranken zu halten und die Vernunft zur Beherrſcherin der Neigungen zu machen. — Es gibt keine Freiheit als die der Vernunft; die Neigungen bekriegen und unterdrücken ſich wechſelſeitig, ohne jemals zur Eintracht zu gelangen. Aber in der Vernunft iſt Ruhe, Zuverſicht und reine Befriedigung.

Nachts. — Abends hat mich die Erſcheinung des Mars beſonders intereſſirt. — Die Aſtronomie iſt eine herrliche Wiſſenſchaft, von der man das Allgemeinſte jeden, auch nur halbgebildeten Menſchen lehren ſollte. Sie iſt ein erhabenes Vorbild der Ordnung, die wir uns im Denken und Leben vorſetzen ſollten, und eine unerſchütterliche Stütze der allein wahren, vernünftigen Religion.

17. Mai.

Mittags. — Beſtrebe dich, nicht nur gut zu ſein, ſondern auch klug! Die Folgen der Klugheitsfehler haben nur allzu oft auch auf unſer ſittliches Betragen Einfluß. Ändere in dem Plan deines bürgerlichen Lebens ſowenig als möglich, aber verbeſſere ihn unabläſſig! Thue nichts Auffallendes! Erhalte dir deine nöthigen Freunde, vermeide ſoviel als möglich allen Streit, erwirb dir den Ruf eines billigen, ſanftmüthigen, beſcheidenen, aber auch feſten Mannes!

Nachmittags. — Die Grundlage alles menſchlichen

Handelns und Gelingens ist die Ordnung; das gilt im Intellectuellen und Moralischen, wie im Ökonomischen. — Dazu ist ein Tagebuch, wie das gegenwärtige, ein unvergleichliches Hilfsmittel. Und wenn den Menschen ihr geistiger Zustand und ihre Sittlichkeit ebenso wichtig wären, als ihr bürgerliches und physisches Wohl, so würden und müßten alle ordentlichen Leute, die über Ausgaben und Einnahmen genaue Rechnung halten, umso gewisser moralische Tagebücher führen. — Ich wenigstens will, solange ich lebe, nicht mehr von dieser Gewohnheit lassen.

18. Mai.

Morgens. — Der Mensch ist elend, wenn er von der Tugend abweicht. Alle Heiterkeit, alle Zuversicht der Seele verschwinden vor der Schuld; und nur den reinen Herzen ist die Gottheit nahe.

Nachts. — Meine Chronik ist noch nicht ganz zu Ende. Ich bin bei einer meiner letzten großen Thorheiten. — Welchen Aufwand von Zeit und Kraft haben mich diese Thorheiten gekostet, und mit wie viel weniger Mühe (nur etwas mehr Vernunft und Mäßigung) hätte ich mich glücklich machen können!

19. Mai.

Morgens. — Das ist die Grundlage jeder wahrhaft nützlichen und dauerhaften Reform: — erst das Übel deutlich zu erkennen und dann seine reiflich erwogenen Entschließungen standhaft und mit größter Sorgfalt auszuführen. — „Eine vernünftige Denkungsart in den Menschen zu gründen“ — ist das Wesentliche, und wenn diese große Absicht erreicht ist, folgt alles andere gleichsam von selbst.

Der Entwurf meiner Lebensgeschichte bis Ende 1810 ist fertig. Von nun an brauche ich keine Geschichte mehr;

dieß Tagebuch wird ein treuer Spiegel meines Lebens ſein. — Der intereſſanteſte Theil meiner früheren Geſchichte iſt immer der, welcher meine Hypochondrie und die Geneſung davon enthält. Außerdem machen Epochen: das Jahr 1789, die in Jena verbrachten Jahre und die Zeit nach 1805 bis 1810. — Die wichtigſte Epoche aber, hoffe ich, ſoll der 26. December 1810 für mein moraliſches ſowohl, als bürgerliches Leben werden.

Nachts. — Ich leſe Buffons Theorie der Erde, einen Gegenſtand, über den ich in einer academiſchen Prüfung ſchlecht Beſcheid wußte und womit meine Entfernung von den Schulſtudien anfing. — So wichtig dieſer Vorfall für mein ganzes Leben war, ſo kann ich meine damaligen Vergehungen mir doch nicht ſtreng zurechnen, da ich ohne alle Aufſicht und Anleitung war. Aber mein natürlicher Stolz und der urſprüngliche Mangel an moraliſchem Zartgefühl zeigen ſich darin allerdings.

20. Mai.

Morgens. — Die Geſchichte meiner ſelbſt iſt für mich unendlich wichtiger, als die Weltgeſchichte; aber ſie iſt es nur, inſofern ich einen moraliſchen und pragmatiſchen Gebrauch davon mache. — Meine Fehltritte, meine Thorheiten laſſen ſich freilich alle aus äußeren Urſachen erklären. In der früheſten Jugend fühlte ich ſchon, daß ich unrecht that, und nachher hatte ich ganz richtige, ſogar gründliche Begriffe von Pflicht und Recht. Aber meine Moral blieb bloß im Gedächtniß, und endlich verſchwand ſie auch daraus, wie die Geſchichte der zwei letzten Jahrzehnte beweiſt.

Nachmittags. — Es gibt einen Erſatz für ſinnlichen Genuß: — Bewegung und Ruhe, — wodurch die körperlichen Kräfte viel zweckmäßiger, als durch die gemeine Sinnenluſt

rege erhalten werden. Das war die Diät des Sokrates und der echten Stoiker, die das Vergnügen zwar kannten, aber nur nicht zu ihrem Herren machen wollten.

21. Mai.

Morgens. — Ich las den Numa des Plutarchs und lese jetzt dessen Lykurg. Die Beispiele der Tugend, selbst wenn sie an das Fabelhafte grenzen, sind immer nützlich und erhebend. Auch ziemt es sich für einen Mann, welcher der Vollkommenheit nachstrebt, Diejenigen genau kennen zu lernen, die sich derselben am meisten genähert haben. Plutarch selbst ist ein Schriftsteller, der überall eine wahrhaft weise, tugendhafte Gesinnung verräth.

Mittags. — Fremde Lehren und Beispiele sind nützlich; aber das eigene Denken und Wollen ist doch allein eigentlich fruchtbringend.

Abends. — Ich lese mit großem Interesse Reinhards Versuch über den Plan Jesu, ein Buch, das bei manchen Schwächen viel Gutes enthält. — Die pedantische Art, womit der Verfasser das überwiegende Verdienst Christi über alle großen Männer des Alterthums zu erweisen sucht, macht sein Werk ungeachtet des Interesses, das der Gegenstand einflößt, ziemlich langweilig.

22. Mai.

Vernunft, — Klarheit (wie ich es nennen mag, — aber ich verstehe mich selbst), das ist mein höchstes Ziel. Mich selbst will ich erkennen und die Welt. Dasselbe haben alle edleren Geister gewollt, deren Beispiel mich anspricht. Darum will ich mein Leben erhalten und meine Freiheit. Ich war ein Sclave zuerst der Jugendumgebungen, der Erziehung und der angelernten Vorurtheile, dann nach und nach der Furcht, der Eitelkeit, endlich der Verhältnisse. — Ich will mit Gottes Hilfe ein

freier Mann werden und meine ehrliche Überzeugung den Menſchen als mein Erbtheil zurücklaſſen.

23. Mai.

Morgens. — Nach meiner erſten großen Epoche im Jahre 1789, da war der Zeitpunkt, wo ich etwas Großes hätte werden können, wenn moraliſche Triebfedern und nur einige Klugheit in mir wirkſam geweſen wären. Hätte ich nur meine Freiheit zu behaupten gewußt und mich nicht von einem thörichten Verhältniſſe in das andere geſtürzt, ſo würden wahrſcheinlich die übrigen Stürme der Jugend ohne großen Nachtheil vorübergegangen ſein. Die bloß eiteln und ſelbſt die ſogenannten honetten Verbindungen haben mir ſo viel geſchadet. Wie albern habe ich mich durch das unſinnige Heirathsproject mit ..... von der Bahn der Wiſſenſchaften abbringen laſſen! In welche zweideutige Lage hat mich die ehrbare Tändelei mit..... verſetzt; wie viel Zeit hat mich die ſentimentale Koketterie mit der .... gekoſtet! — „Gib den Weibern nicht deine Kraft!“ — Dieſer bibliſche Spruch fiel mir frühe auf, aber leider — ohne allen Nutzen.

Die zweite Art der Verwicklung, die mir ſo gefährlich wurde, war die der ſchriftſtelleriſchen Eitelkeit; die dritte endlich die ökonomiſche. — Von der zweiten bin ich größtentheils zurückgekommen, der erſten — bin ich feſt entſchloſſen, in dieſem Jahre noch ganz und auf immer zu entrinnen, aus der letzten werde ich mich kaum in zehn Jahren völlig durcharbeiten können; aber wenigſtens will ich mich nicht mehr tiefer darin verſtricken.

Nachts. — Es iſt eine große Aufgabe, eine dreißigjährige Verwöhnung, gleichſam den veralteten Roſt der Seele abzulegen; und doch hoffe ich feſtiglich, meinen Vorſatz auszuführen. Ich bin mir des Willens bewußt, ohne

Einſchränkung gut zu werden und Alles aufzuopfern, um den inneren Frieden zu erlangen.

24. Mai.

„Einen Zweck, der ſelbſt Pflicht iſt," — ſoll ich mir ſetzen, und dieſer Zweck iſt: „eigene Vollkommenheit, fremde Glückſeligkeit." — Wie hell wird mir dieſer erhabene Gedanke! Von nun an weiß ich, was ich will und was ich ſoll. Mein Leben hat Bedeutung, und alles mein Thun und Streben ein großes, völlig beſtimmtes Ziel. — Es iſt nichts Willkürliches oder Beliebiges, es iſt ein nothwendiger, von dem Bewußtſein der Vernunft unzertrennlicher Zweck. Und nur dadurch, daß ich mir ihn eigen mache, kann „den pflichtwidrigen Zwecken der Neigung" Abbruch geſchehen. — Wer ganz zwecklos lebt, hat nichts vor dem Thiere voraus; wer einen unvollkommenen, nicht rein moraliſchen Zweck verfolgt, verſtrickt ſich immer mehr und iſt früh oder ſpät verſucht oder genöthigt, dieſen Zweck aufzugeben. Nur wer ſich den einen, höchſten Zweck vorſetzt, iſt einig mit ſich ſelbſt und auf dem Wege der Seligkeit.

25. Mai.

Morgens. — Geſtern vor dem Einſchlafen las ich noch im jüngeren Cato, wie er unermüdet in Geſchäften und Amtspflichten ſeinen Untergebenen und Sclaven ein Beiſpiel der Arbeitſamkeit, ſehr ſtrenge (in Grundſätzen) und doch milde (in der Behandlungsart), und daher ſehr beliebt geweſen ſei. Ein ſolches Beiſpiel demüthigt mich tief; denn ich fühle, welch ein Menſch ich ſo lange war und noch bin: in Trägheit, Zerſtreuung und ſtumpfem Genuß verſunken, ſelbſt in den kurzen Anwandlungen von Thätigkeit nur aus meinem Kreiſe ſtrebend, und entweder mit nichts oder mit dem beſchäftigt, was

mich am wenigſten angeht. — Es iſt Zeit, daß ich aus dieſem träumeriſchen Zuſtande erwache und mich endlich mit Ernſt meinen vernachläſſigten Geſchäften widme.

Nicht bloß einige, noch die niedrigen, alle, ſelbſt die edelſten Neigungen müſſen dem Geſetz der Vernunft unterworfen werden. Mein Trieb zur höchſten Geiſtescultur iſt eine ſolche Neigung; aber ich darf mich ihr nicht ohne große Einſchränkung überlaſſen.

Abends. — Ich habe Abends einen kranken Freund beſucht und alſo eigentlich keine Zeit verloren. Jetzt ging ich über die Baſtei, um noch einige Bewegung zu machen. Mein Gemüth iſt heiter und ich fühle mich geſund. Nie bin ich ſo glücklich geweſen, als (ſeit meiner großen Epoche) ich mich jetzt in einſamen Augenblicken oft empfinde.

Nachts, 11¼ Uhr. — Ich las im Diogenes Laertius die Einleitung und das Leben des Sokrates. — Nun überfällt mich der Schlaf. Gute Nacht denn!

26. Mai.

Morgens. — So unvollkommen die Nachrichten des Diogenes Laert. ſind, ſo viel Gutes finde ich doch darin. Ich las die Artikel: Platon, Xenokrates, Polemon, Antiſthenes, Ariſtoteles und Zenon. Wie arm ſind die Neueren an philoſophiſchen Köpfen mit dem Alterthum verglichen! — Und die Alten bewieſen ihre Philoſophie im Leben, nicht bloß in der Schule. Welch ein trefflicher Mann war ſelbſt Epikur!

Ich denke zur Erheiterung meiner Nebenſtunden mir außer den Philoſophen noch ein paar Lieblingsſchriftſteller zu wählen, nämlich den Horaz und Virgil oder Juvenal, zugleich der Sprache wegen; unter den Neueren etwa Montaigne und Hume. — Den Tacitus muß ich erſt kennen lernen.

Vormittags. — Ein einſamer Augenblick verſchafft mir Erholung und macht mich immer aufs Neue heiter. Die Einſamkeit iſt mein Tusculum; und dieß Landgut habe ich überall, wo ich allein bin, in meinem Zimmer und in der freien Natur, in der Heimath und in der Fremde. — O philosophia, vitæ dux! Gewiß du machſt den Menſchen glücklicher, als Reichthum, Wolluſt und Ehre.

27. Mai.

Morgens. — Wenn nicht wieder ſtrenge Sitten herrſchend werden, wenn nicht irgend eine herzerhebende Lehre unter den Menſchen ſich verbreitet, ſo iſt kein Heil für die jetzige Welt, und eine neue Barbarei muß die ausgeartete Cultur verdrängen, damit Raum für ein beſſeres Geſchlecht ſei. — Du ſiehſt das ein und biſt innigſt davon überzeugt; es iſt alſo deine Pflicht, nicht nur an deiner eigenen, ſondern auch an der Beſſerung deiner Zeitgenoſſen zu arbeiten.

Mittags. — „Eigene Vollkommenheit, fremde Glückſeligkeit", — das ſollte jedes Menſchen ſelbſtgewählter Zweck ſein. Wer kann zweifeln, daß die Erde ein beinahe vollkommen glückſeliger Aufenthalt wäre, wenn alle Menſchen ihre Pflicht erfüllten? — Und wie ſollte ſie der Eine erfüllen, wenn dem Anderen erlaubt wäre, ſich darüber hinwegzuſetzen? — Wie ſoll nur die geringſte Hoffnung entſtehen, daß es mit der Menſchheit überhaupt jemals beſſer ſtehen werde, wenn nicht wenigſtens Jeder, der dieß im Zuſammenhange einſieht, d. i. der denkende Menſch mit ſeiner eigenen Beſſerung den Anfang macht und der Menge durch ſein Beiſpiel vorgeht? — Gewiß, die Verantwortlichkeit der Menſchen, die ihren Verſtand beſonders wiſſenſchaftlich gebildet haben, iſt ſehr groß, und Geiſtes-

cultur ohne Moralität ist ein Schandfleck, den keine auch noch so glänzenden Eigenschaften verlöschen können.

Abends. — Der Artikel: Aristipp im Diogenes Laert. ist einer der gelungensten. Unstreitig war Aristipp ein außerordentlicher Mensch, aber gewiß auch ein arger Sittenverderber, wie besonders die Lehren seiner Nachfolger beweisen. Das ganze System der Selbstliebe, wie es die Neueren, vorzüglich die Franzosen, aufgestutzt haben, läßt sich und zwar weit consequenter aus diesem Artikel ableiten.

28. Mai.

Diogenes hatte sich in der Jugend Allerlei zu Schulden kommen lassen. Als ihm dieß Jemand in seinem reifen Alter vorwarf, sagte er: Damals war ich, was du jetzt bist; was ich aber jetzt bin, wirst du nie sein.

Der größere Theil der alten philosophischen Schulen hatte den großen Fehler, daß sie ihre Anhänger für die Gesellschaft unnütz machten und daß also die Philosophie den Menschen gleichsam isolirte. — Sokrates und die Stoiker machten davon eine rühmliche Ausnahme.

29. Mai.

Abends. — Ich war auf der Bastei unter dem halbbedeckten, überaus schönen Himmel. Meine Gedanken schweiften ohne Ziel umher. Die ökonomische Lage des Landes hat meine Einbildungskraft heute den ganzen Tag, mehr als meine eigene, beschäftigt. Der Geldcours fällt unaufhaltsam (heute bis 1120 und darüber), und Theuerung und Unzufriedenheit nehmen auf eine sehr beunruhigende Weise zu. Es scheint wirklich, daß diese Dinge einen gewaltsamen Ausgang nehmen müssen. Allein ich rede doch zu viel, zu absprechend und zu heftig von den Fehlern der Regierung, welches weder klug, noch streng moralisch

iſt. Nachdenken will ich der Sache reiflich, aber mich behutſamer darüber ausdrücken.

Wer iſt im Stande vorauszuſehen, was Öſterreich, ja was Europa in ein paar Jahren ſein wird? — Die Unfähigkeit der Beamten, die Verderbtheit der Großen, die Schlechtigkeit der Menge ſind offenbar. Die politiſchen Verhältniſſe des feſten Landes ſind aufs Äußerſte geſpannt und verwickelt, die Noth in den meiſten Ländern iſt außerordentlich. Es können und werden wahrſcheinlich noch ſchlimmere Zeiten kommen, als ſchon waren. — In dieſen Umſtänden ſind Vernunft, Tugend, Standhaftigkeit die beſte und einzige Stütze, und Vereinfachung ſeiner Geſchäfte und Verhältniſſe iſt die erſte Maßregel der Klugheit.

Nachts. — Das neue Papier iſt in zehn Wochen (im tiefſten Frieden) dahin gekommen, wohin das erſte in zehn Jahren und während dreier unglücklicher Kriege kam. Es kann, beſonders wenn die Zahlungsverlegenheiten des Staates fortdauern, in zehn weiteren Wochen vernichtet ſein.

30. Mai.

Abends denke ich aufs Land zu gehen. Zum erſtenmal begleitet mich mein Tagebuch dahin. Ich muß mir auch eine Lectüre mitnehmen, wozu ſich ein paar Claſſiker am beſten ſchicken werden. — Jetzt las ich in Kants Grundlegung. Welche tiefſinnige Wahrheit iſt in dieſem Werke!

31. Mai.

(Gerſthof.) Morgens, Halb 6 Uhr.

Pater ipse colendi
Haud facilem esse viam voluit, primusque per artem
Movit agros curis acuens mortalia corda,
Nec torpere gravi passus sua regna veterno.

Ut varias usus meditando extunderet artes

Tum variæ venere artes. Labor omnia vicit
Improbus et duris urgens in rebus egestas.

Quod nisi et assiduis herbam insectabere rastris
Et sonitu terrebis aves et ruris opaci
Falce premes umbram votisque vocaveris imbrem,
Heu magnum alterius frustra spectabis acervum,
Concussaque famem in silvis solabere quercu.

Virgil, Georgica.

Vormittags, Halb 9 Uhr. — Ich bin wieder in der Stadt, ruhiger und ſtärker. Auf dem Wege dachte ich an die Fortſchritte der Menſchen zum Guten, an die Wahrſcheinlichkeit, daß die ſittliche Cultur jemals allgemein werden und auch der gemeine Mann daran theilhaben werde, an die Nothwendigkeit, daß erſt die Gelehrten, die Religions- und Staatsdiener, der Regent und die Vornehmen moraliſch beſſer werden, ehe an die Beſſerung des Volkes, beſonders aus den unterſten Claſſen, gedacht werden kann.

Abends. — Was iſt alle Sinnenluſt gegen das reine Vergnügen, welches uns die Zufriedenheit mit uns ſelbſt gewährt? Wohl hatte Sokrates recht, dem Sophiſten Antiphon zu ſagen: „Daß ich nicht dem Bauche, dem Schlaf und der Wolluſt ergeben bin, glaubſt du, daß ich dazu andere, ſtärkere Gründe habe, als weil ich größere Vergnügungen kenne, die nicht nur durch den Genuß ergötzen, ſondern auch durch die Hoffnung eines immerwährenden Nutzens? Du weißt, wer keinen guten Fortgang in ſeinen Geſchäften ſpürt, empfindet keine Freude, wer aber glaubt, daß ihm ſein Ackerbau, ſein Gewerbe zu Schiffe, oder ſonſt ein Geſchäft wohl von Statten geht, freut

ſich und achtet ſich für glücklich. Glaubſt du aber, daß alle dieſe Dinge ſoviel Freude gewähren, als die Meinung, daß man ſelbſt immer beſſer werde und ſich gebeſſerte Freunde erwerbe? — und dieſe Meinung erhalte ich immer bei mir.“ — So gering auch meine Fortſchritte im Guten ſind, ſo fühle ich doch ſchon die Wahrheit dieſer Gedanken; und unſtreitig gewinnt Derjenige ſelbſt an Vergnügen, der ſeine Abſichten nicht auf den Genuß, ſondern auf ſeine moraliſche Beſſerung richtet.

3. Juni.

Morgens. — Jetzt wird mir ein Mord erzählt, der heute Nachts in Gerſthof begangen wurde. Die Sittenloſigkeit und Wildheit des Volkes nimmt fürchterlich überhand. Der Menſch iſt ein grauſames, zügelloſes Thier, wenn Vernunft und Religion keine Gewalt mehr über ihn haben.

Geſtern Nachts fing ich noch an den Tacitus zu leſen. Welch ein Geiſt! und ich habe ihn nicht gekannt.

Mittags. — Nach einer kleinen Bewegung durch die Gaſſen kehre ich wieder zu meinem Tacitus zurück, wovon ich die zwei erſten Bücher beendigt habe. Lange hat mich keine Lectüre ſo ſehr angezogen; und wie viel Vergnügen verſpricht ſie mir erſt, wenn ich künftig einmal das Original ſelbſt leſen werde.

Abends. — Schon bin ich bis zum 6. B. der Annalen vorgerückt. Obwohl Tacitus größtentheils nur Schandthaten und Greuel beſchreibt, fühlt man ſich doch zu Tugendgefühlen durch dieſe Lectüre erweckt, da überall die ernſte, treffliche Geſinnung des Schriftſtellers durchleuchtet. Oft noch will ich, wenn ich Leben und Muße habe, zu dieſem großen Autor zurückkehren.

Nachts. — Auch noch jetzt beſchäftigt mich Tacitus, dem ich alſo den ganzen Tag gewidmet habe. Ich hoffe, dieß ſoll kein Verluſt, ſondern Gewinn ſein; denn die Bekanntſchaft mit einem ſo außerordentlichen Mann und Zeitalter kann meine intellectuelle und ſittliche Bildung nur erhöhen. — Die weiſen und tugendhaften Männer aller Zeiten (von denen Tacitus ohne Zweifel einer der vorzüglichſten war) ſind meine nächſten Freunde, für die ich immer Zeit und Aufmerkſamkeit übrig haben muß.

4. Juni.

Früh. — Die Geſchichte der erſten Cäſaren iſt die Geſchichte des menſchlichen Herzens; die Meiſten würden in ihren Umſtänden geworden ſein, was ſie waren.

Welche Unthaten ſind durch die Ausartung des Geſchlechtstriebes geſchehen! Faſt überall und zu allen Zeiten ſind die größten Greuel, Meuchelmorde und Revolutionen von Unzucht begleitet und oft verurſacht worden. Durch dieſe Peſt muß erſt die Seele vergiftet und völlig ſtumpf gegen alle beſſeren Gefühle und Antriebe gemacht werden, ehe ſie der Blutgier und Bosheit preisgegeben wird. — Nie hat es eine wahre Tugend gegeben ohne Keuſchheit; und unter zehn moraliſchen Ungeheuern ſind gewiß neun durch die Wolluſt verführt und nach und nach entmenſcht worden.

Abends. — Ich habe die Annalen des Tacitus, mit Übergehung einiger kriegeriſchen Details zum erſtenmal durchgeleſen. — Es iſt eine ſtärkende Lectüre vornehmlich durch die große Geſinnung des Geſchichtſchreibers und die einzelnen Blicke von Tugend und Edelmuth in einem durch Tyrannei und Knechtſchaft höchſt verderbten Zeitalter.

Nachts. — Statt Romane und Schauspiele hätte ich zur Zeit meiner ersten Bildung die großen Geschichtschreiber lesen und immer wieder lesen sollen. Nicht nur mein Verstand, auch mein Charakter würde dadurch gewonnen haben und früher männlich geworden sein. — Ich fahre mit den Geschichtbüchern des Tacitus fort und finde darin beinahe noch ein größeres Gemälde, als in den Annalen.

5. Juni.

Der große Geist des Tacitus, die Stärke seiner Vorstellung, die Schärfe des Urtheils, der feste Sinn und gehaltene Vortrag — alle diese Vortrefflichkeit geht gleichsam aus seinen Schriften in die Seele des Lesers über. Ich empfinde die Unwürdigkeit meines vergangenen Lebens und einen lebhaften Trieb, mich durch Mäßigkeit, Ernst und Arbeit noch in späteren Jahren zu einem nützlichen, ruhmwürdigen Mann zu machen.

Morgens. — Ich las in Müllers allgem. Geschichte den Abschnitt über die Cäsaren wieder und seine Bemerkungen über die Quellen der römischen Geschichte. Auffallend ist sein kaltes Lob des Tacitus; er scheint den Plutarch viel höher zu achten. Auch möchte er der stoischen Philosophie gern Allerlei zur Last legen; „sie hätte die Leidenschaften nicht unterdrücken, nur leiten sollen.“ — Wie seicht! Was der erhabenen Lehre der Stoiker noch fehlte, hat Kant anders gezeigt.

Sitten — Sitten — Sitten! Wollt Ihr die Menschen retten (auch vor leiblichem Untergang), so gebt ihnen gute Sitten! Und kein Theil der Sitten ist folgereicher für die Gesellschaft, als das Verhältniß der Geschlechter. Von den alten Deutschen sagt Tacitus: „Niemand scherzt da mit dem Laster; und verführen und verführt werden, heißt da

nicht Lauf der Welt.“ — „Spät ſchmeckt der Jüngling der Liebe Heimlichkeiten, und darum bleibt unerſchöpft ſeine Manneskraft. Auch mit den Mädchen eilt man nicht. Gleiche Jugend, gleiche Größe, gleiche Kraft vereinigt ſie, und in den Kindern ſpiegelt ſich der Eltern Stämmigkeit.“ — „Die entehrte Dirne erhält nie Verzeihung; nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichthum kann einen Mann ihr auffinden.“ — „So leben die Eheweiber, nicht durch Schauſpiele, nie durch wollüſtige Gaſtereien aufgereizt, in bewährter Keuſchheit. Ehebruch iſt äußerſt ſelten, und ſeine Strafe unverzüglich.“ — Und dann ganz vortrefflich: „Noch zweckmäßiger handeln die Völkerſchaften, wo nur Jungfrauen heirathen und wo Wunſch und Hoffnung Frau zu ſein mit einemmal erfüllt iſt. So bekommen ſie einen Mann, wie einen Leib und ein Leben, damit ihnen kein Gedanke ins Weite hinaus, keine Begierde für die Zukunft übrig bleibe und ſie nicht die Ehe mehr als den Ehemann lieben lernen.“ — Dasſelbe gilt auch umgekehrt vom Manne. Wenn das Geſchlechtsverhältniß jemals ſittlich werden ſoll, müſſen ganz andere Anſichten von dem, was darin erlaubt und unerlaubt, ehrenvoll und ſchändlich iſt, herrſchend werden.

Nachts. — Ich fing an, den Montaigne (das letzte Capitel) zu leſen und lerne darin einen mir neuen, ſeltenen Geiſt kennen. Einige ſehr ſinnliche, auf moraliſchen Indifferentismus abzielende Stellen machten mich ziemlich ſtutzig. Aber der Mann hat auch löbliche Maximen, große Aufrichtigkeit und eine Entſchloſſenheit, die bei ſo viel Skepſis überaus merkwürdig iſt.

7. Juni.

Montaigne iſt ein guter Beobachter und ein Mann von trefflichem Temperament; aber ſeine Moral ſcheint ziemlich locker, und ſeine Philoſophie eine Miſchung von

Epikurismus und Cynismus zu ſein. Offenbar hat er ſehr großen Einfluß auf die Lehrſätze der ſpäteren Popularphiloſophen, ſowie auf die Romanſchreiber und alſo auf den ganzen Zeitgeiſt gehabt.

8. Juni.

Im II. Buche, Cap. 31 ſagt Montaigne manches Gute über den Zorn. Man ſieht, daß dieß eine Leidenſchaft war, die er in ſich ſelbſt zu bekämpfen ſuchte. — Nicht ſo mit der Geſchlechtsliebe, zu deren Beſchönigung er eine Menge Sophismen anführt und zu der ſeine Hiſtörchen und Raiſonnements nur allzu oft anreizen.

10. Juni.

Mittags. — Man könnte die Herrſchaft der Begierden und Leidenſchaften unter den Menſchen den Götzendienſt, und Sittlichkeit und Vernunft den Dienſt des wahrhaftigen Gottes nennen. In der That ſind die alten und neuen Götzen aus der Begierlichkeit der Menſchen entſtanden, und die vernünftige Religion hat ſich nur aus den ſittlichen Begriffen entwickelt.

Abends. — „Wohlan, es iſt Zeit von hinnen zu gehen, für mich um zu ſterben, für euch noch zu leben! Wer von uns dem beſſern Theil entgegengeht, das iſt Allen verborgen, außer Gott.“ — Dieß waren nach Platon die letzten Worte des Sokrates vor ſeinen Richtern. Nichts kann edler ſein, als der letzte Theil ſeiner Apologie bei Platon; denn der Anfang enthält zu viel Spitzfindiges und iſt zum Theil langweilig.

Ich las den Kriton des Platon und fange jetzt den Phädon an. Das iſt die Lectüre, bei der die Seele und ihre guten Vorſätze gedeihen! — Auch Platon, dieſen außerordentlichen Geiſt, habe ich bisher nur vom Namen gekannt.

11. Juni.

Morgens. — Meine Neigung zum Leſen fängt an überwiegend zu werden; ich muß ſie alſo mäßigen, jetzt umſomehr, da meine ökonomiſche Lage die größte Aufmerkſamkeit fordert. Nur den näheren Umgang mit Sokrates will ich inzwiſchen fortſetzen und deßhalb die Hauptdialoge des Platon leſen.

Ich habe Platons Phädon geendigt. Die Charakteriſtik des Sokrates iſt darin vortrefflich, und die Überzeugung, womit der Weiſe ſpricht, ungleich fähiger, den Glauben an Unſterblichkeit zu erwecken, als die Beweiſe ſelbſt, die viel leere Spitzfindigkeiten enthalten.

Nachts. — Über die verächtliche Weltklugheit, welche den Antheil, den wir am Überirdiſchen nehmen, Schwärmerei nennt! Alle Luſt, Ehre, Macht der Erde ſind Tand. Nichts hat einen Werth an ſich, als Vernunft und Tugend, und die Idee der Gottheit iſt das Einzige, dem wir mit Eifer nachſtreben ſollten.

Mit Theilnahme und Freude ſuche und begegne ich im Alterthum und bei berühmten Männern dem Glauben an Sittlichkeit, Gott und Unſterblichkeit. Sokrates und Platon waren zum Erſtaunen weit in der Ahnung der alleinigen Wahrheit. — Die Zuverſicht, mit der Sokrates von der Unſterblichkeit ſpricht, beweiſt mehr für ſie, als ſeine Beweisgründe. Es iſt der moraliſche Glaube, den alle wahrhaft guten und reinen Menſchen immer gehabt haben.

12. Juni.

(Gerſthof.) Nachts, 11 Uhr. — Eine artige Muſik in der Nachbarſchaft hält mich wach. Die Künſte ſind doch auch ein großer Zweck der Menſchheit, nur müſſen ſie von der Weisheit geleitet und angewendet werden.

13. Juni.

Ein überaus ſchöner Morgen, wie auch die Nacht war. Es iſt heute Frohnleichnamsfeſt. Jedermann ergeht und erbaut ſich nach ſeiner Weiſe. Ich aber will hinausgehen in den großen Tempel Gottes, mich zu ſammeln und mein Herz zu erwärmen.

Nein, nicht unſer Wohlbefinden iſt es, wonach wir trachten ſollen, ſondern die Reinigung und Beſſerung unſeres Willens. „Eigene Vollkommenheit, fremde Glückſeligkeit," — nicht das eigene Glück, über das wir noch dazu nie mit uns ſelbſt einig ſind, — ſoll unſer Endzweck ſein. — Nichts iſt ſo wahr, nichts heiliger, als dieſe Lehren; jeder Schritt, um den wir uns von ihr entfernen, führt uns zu Irrthümern, Thorheiten und endlich zu Laſtern.

Gebt nur einer einzigen Neigung nach, geſtattet euch nur eine Ausnahme von der Strenge der Pflicht: und der ganze Schwarm der Lüſte und Leidenſchaften ſtürzt auf euch ein! — Der Widerhaken der böſen Luſt ſteckt in der Seele. Wie treffend iſt dieſes Bild! Wie oft fühlte ichs in meiner eigenen Bruſt!

14. Juni.

Nachmittags. — Ich las Platons Gaſtmahl, das beſonders am Ende viel Intereſſantes zur Charakteriſtik des Sokrates enthält.

Nachts. — Ich leſe Platons Republik. Das zweite Buch enthält vortreffliche Sachen, beſonders eine meiſterhafte hiſtoriſche Entwicklung des Staates und ſeiner Einrichtungen. Manche Ideen über die Staatswirthſchaft ſcheinen ſo deutlich, als Adam Smith's ſeine, ſowie die reine Darſtellung des Gerechten an Kant erinnert. — Und wie ſinnreich iſt die Fabel von dem Ring des Gyges!

Wie wenig, wenn man auf das Moraliſche ſieht, ſind die Menſchen ſeit Sokrates und Platon (alſo ſeit 2200 J.) vorwärtsgegangen! Auch die Fortſchritte der Staats- und Regierungskunſt ſind unbedeutend; und doch haben Mathematik, Naturwiſſenſchaft, Erdkunde und Aſtronomie ſo ungemein zugenommen. Hätten die Griechen unſere Erfahrungskenntniſſe gehabt, ſie würden uns nichts zu erfinden übrig gelaſſen haben, und ihre Sittenſchulen hätten es wahrſcheinlich uns noch ungleich zuvor gethan.

15. Juni.

Morgens. — Am Ende des zweiten Buches der Republik, welches gegen die Dichter gerichtet iſt, kommen ſehr würdige Begriffe von der Gottheit vor. Homer wird da und im dritten Buche ſcharf getadelt wegen der kindiſchen und unſittlichen Vorſtellungen, die er von den Göttern und ſelbſt ſeinen Helden macht. — In der That iſt die moraliſche Anſicht der Dichtkunſt Etwas, das die neuere Kritik ſehr vernachläſſigt hat.

Wie den Dichtern verbietet Platon auch den Muſikern und bildenden Künſtlern das Unſittliche, Wollüſtige und Unedle. — Unter der Gymnaſtik wird auch Koch- und Arzneikunſt mitbegriffen, worin ebenfalls die höchſte Einfachheit empfohlen wird. Kränkelnde Menſchen, die auch keine geſunden Kinder zeugen können, müſſe man, meint Platon, ſterben laſſen und nicht zu ihrem und des Staates Nachtheil erhalten.

Nachts. (Gerſthof.) — Ich leſe Horazens Oden. Es iſt ein ſchöner Geiſt, ſo edel und liebenswürdig, als man ohne hohe Weisheit und Tugend ſein kann.

18. Juni.

Morgens. — Ich habe Platons Republik großentheils beendigt. Es iſt ein höchſt wichtiges Werk und

voll von Schönheiten. Ganz vortrefflich sind die Schilderungen der fehlerhaften Staatsverfassungen und der damit verglichenen menschlichen Charaktere.

Mittags. — Wenn die Cultur des Geistes einer der Zwecke meines Daseins ist, so habe ich in den letzten drei Monaten doch Fortschritte gemacht, erstlich in der Kenntniß meiner selbst und dann durch die Bekanntschaft mit so großen Geistern, als Sokrates, Platon und Tacitus. Nur in der Cultur des Willens — was freilich die Hauptsache ist — bin ich eher zurück- als vorwärtsgegangen.

19. Juni.

Morgens. — Dem Papiergeld scheint eine Katastrophe zu drohen; der Cours ist auf 1300. Ich muß nun dieser äußerst wichtigen Angelegenheit meine ganze Aufmerksamkeit widmen.

Mittags. — „Wenn meine Seele einen festen Ruhepunkt finden könnte (sagt Montaigne, B. III., C. 2.), so würde ich nicht mehr tappen, sondern mich entschließen; aber so ist sie noch immer in Lehrjahren und auf der Probe." — Ich habe diesen Ruhepunkt gefunden; es kommt nur auf die Beharrlichkeit im Entschlusse an.

Nachts. — Um den Tag würdig zu beschließen, will ich noch den Artikel: Sokrates in Anacharsis Voy. lesen. Immer kehre ich mit neuer Liebe zu diesem Weisen — den auch Montaigne überaus hochschätzte — zurück.

21. Juni.

Täglich sehe ich das Sinnbild der Festigkeit, den Polarstern, gerade vor mir aus meinem Schlafzimmer. Sollte in mir nichts eben so Festes sein? — Ich will dieß Zeichen zum Symbol meines Lebens machen.

22. Juni.

Morgens. — Man kann im Schlafe ſchwelgen, wie in anderen Genüſſen. Die Alten führen ihn daher oft an, wenn ſie der ſinnlichen Ausſchweifungen erwähnen. Fünf, höchſtens ſechs Stunden Schlaf ſcheinen im geſunden Zuſtande vollkommen genug zu ſein.

Mittags. — Die Kataſtrophe des öffentlichen Credits ſcheint nahe zu ſein.

24. Juni.

Ich war in der Joſefſtadt und ging dann bei meinem und meiner Familie ehemaligen Häuſern vorbei. Das meinige beſonders ſieht ſehr artig aus. — Ich wäre nach dem jetzigen Maßſtab ein wohlhabender, beinahe ein reicher Mann, wenn ich mir dieſe Beſitzungen erhalten hätte.

25. Juni.

Mittags. — Es iſt abermals ein Patent als Vorläufer der Einlöſungsſcheine herausgekommen. Das Gouvernement ſcheint alſo dieſe Valuta erhalten zu wollen. Wenn der Cours eine Zeit lang ſtehen bleiben oder etwas zurückgehen könnte, ſo möchte dieß (auf ein oder zwei Jahre) auch wohl möglich ſein. Am Ende aber wird die neue Valuta doch ebenſo gewiß fallen, als die alte.

Abends. — Ich blättere im Montaigne, III. B. 9. Cap. Von der Eitelkeit. — „Das Kritzeln und Schmieren kommt mir als ein Zeichen eines verderbten Jahrhunderts vor. Überdem, daß Geiſtescultur in einem Staate nicht gerade Cultur der Lebensweisheit iſt, ſo entſteht dieſer geſchäftige Müßiggang daher, weil ſich jeder mit den Pflichten ſeines Berufes nur nebenher abgibt und ſolche liederlich treibt.“

Welch ein liebenswürdiger Menſch iſt Montaigne doch mit allen ſeinen Schwachheiten!

Als ich dieß Tagebuch anfing, war ſtrenger Winter; jetzt iſt es hoch im Sommer, und wie viel hat die Erde und die ganze organiſche Natur ſchon ſeither gearbeitet! Beſchämt ſehe ich dagegen auf mein kümmerliches Tagewerk zurück. — Aber die Natur ſchreitet nun wieder rückwärts; ich kann und ſoll vorwärtsgehen. Nur Faſſung, mein Freund! Wiewohl ſpät, wirſt du doch noch dein Ziel erreichen.

Nachts. — Wie viel unnütze, ja ſchädliche Sorge hat mir die Valuta gemacht! Die Einlöſungsſcheine ſind jetzt ungefähr da, wo vor einem Jahre die Bancozettel waren.

26. Juni.

Morgens. — Ich ſtieß noch geſtern Nachts auf eine überaus treffende Stelle im Montaigne (B. III., C. 9.). „In me omnis spes est mihi“ (Terentius. Adelphi III. 9). — Es iſt wirklich etwas Elendes und Gefährliches, von Anderen abzuhängen. — Ich beſtrebe mich, es immer höher zu bringen, theils in Rückſicht auf Muth, welches das Beſte iſt, theils in Rückſicht auf Glück, um Etwas zu finden, worauf ich fußen kann, wenn mich ſonſt Alles verlaſſen ſollte. — Könnte ich ſagen, wie er: „O wie danke ich meinem Gott, daß es ihm gefallen hat, mir aus ſeiner Hand unmittelbar Alles zu verleihen, was ich habe, und daß er mich bloß allein zu ſeinem Schuldner behalten hat!“ — „Glückſelige Freiheit, die ſo weit mich führte; möge ſie es auch noch fernerhin thun!“

Nachts. — Es iſt ungeheuer, was jetzt in wenigen Monaten, Wochen, ja Tagen verloren und gewonnen wird. Ob ich die Verluſte, die ich in den letzten 10 Jahren erlitt, überſtehen werde, weiß ich nicht. Aber ich will mich möglichſt in Ordnung zu halten ſuchen.

Ich betrachte das Symbol meines künftigen Lebens, den Polarstern. Fest, wie er, möchte ich sein, und da er mich täglich an das mahnt, was ich sein soll, so hoffe ich es zu werden.

30. Juni.

Alle meine Vermuthungen in Betreff des Courses treffen ein; warum habe ich gleichwohl nicht darnach gehandelt? Nur in der Zeit hat der Erfolg meine Erwartungen übereilt.

1. Juli.

Was macht mich vergnügt und glücklich? — Die Ruhe des Gemüths, die Einigkeit mit mir selbst, Befreiung von Furcht und Schmerz, — meistens auch ein mäßiges Mahl bei dem Gefühl von Gesundheit und die Reflexion über diese behagliche Stimmung, welche die Einsamkeit nach einer kurzen Zerstreuung so schmackhaft macht.

3. Juli.

Nachts. — Soeben tritt mein Gestirn aus einer leichten Wolke hervor. Seit wenig Stunden sehe ich die Lage aller anderen Sterne um ihn verändert; nur er selbst steht fest in ewiger Ruhe. — So im Moralischen: die Idee der Gottheit außer uns und in uns der Wille.

4. Juli.

Morgens. — Ich habe mein Tagebuch vom vorigen Quartal durchgeblättert. Das Streben des Geistes war in diesem Zeitraum mehr auf das Ideale, als auf die Wirklichkeit gerichtet. Desto stärker contrastiren die Momente, in denen die Gegenwart überwog. — Die nächsten drei Monate werden mehr in äußerer Thätigkeit dahingehen.

Mittags. — Es ist so wenig Befriedigung im Genuß; es liegt so viel Glückseligkeit im Entbehren und in der Erfüllung seiner Pflichten!

Digitized by Google

5. Juli.

Nachmittags. — Der Cours iſt auf 300 und darunter gefallen. — Im Ganzen bleibt jedoch der Grundſatz immer wahr: der Cours muß ſich ſo lange verſchlimmern, bis er mit Nichts endigt.

Nachts. — Die natürlichen und offenen Verhältniſſe ſind die beſten. Aber es gibt Umſtände, welche die Offenheit thöricht machen. Da kann nur ein ſtarker Verſtand und Charakter gut machen, was an ſich fehlerhaft iſt.

Was wir ſein ſollen und was wir ſind, — wie unendlich iſt das verſchieden! Und doch wer dieſen Unterſchied deutlich erkennt und nie aufhört, ihn im Auge zu behalten, — der muß endlich werden, was er ſein ſoll. Die Selbſtkenntniß allein führt zur echten Weisheit und Tugend!

7. Juli.

Potentissimus est, qui se habet in potestate. Dieſe Wahrheit behalte ſtets im Auge! Sei eiferſüchtig auf die äußere Freiheit, noch mehr aber auf die innere!

8. Juli.

Ich bin ziemlich heiter geworden. — Ewig wäre es ſchade, wenn ſo viele gute Anlagen (jeder Menſch hat deren), wenn ſo viel Cultur und Verſtand, als ich mir erwarb, ohne Erfolg und Früchte bleiben ſollten. — Erhalte dich ſelbſt! Du biſt gewiß noch zu etwas Beſſerem beſtimmt.

10. Juli.

Mittags. — Der Cours iſt auf 250 und darunter gefallen, noch ſchneller beinahe, als er ſtieg. Sollte er ſich auf dieſem Stande halten oder ſelbſt noch tiefer gehen, ſo hätte ich mich in meinen Erwartungen ſehr getäuſcht; geht er aber wieder in die Höhe, ſo geſchieht nur, was ich ſchon bei dem erſten Zurückweichen für ſehr möglich hielt.

Abends. — Montaigne ist ein großer Freund der Rüstigkeit und scheint seiner Nonchalance ungeachtet selbst ein sehr rüstiger Mensch gewesen zu sein. — In der That ist der Mensch ein elendes Wesen, wenn er das Leben nicht leicht und entschieden nimmt. Nur das Laster muß man fürchten; Tod, Krankheit, Armuth, selbst unverdiente Verachtung sind nicht werth, daß sie uns in Unruhe versetzen. Man muß Schmerz und Leiden schnell abschütteln und selbst das Vergnügen nur im Fluge genießen.

11. Juli.

Wie man von dem Guten abweicht, kommt gleich das Böse von allen Seiten sich unser zu bemächtigen. Die löblichen Gewohnheiten verlassen uns, und wie Kinder müssen wir wieder lernen, was wir leichtsinnig und schnell vergaßen. — Wenig Schlafen und Frühaufstehen kann nur bei Nüchternheit und Mäßigung statthaben. — Es gibt nur eine Tugend und diese besteht im Kampf mit den Lastern, die dagegen in einem ewigen Bunde sind.

Das Größte muß man sich vorsetzen, wenn man auch nur ein Kleines erreichen will. Nüchtern und mäßig wie Sokrates, standhaft wie Cato, entschlossen und rastlos wie Cäsar, — so sollst du werden.

13. Juli.

Es ist abermals ein Börsereglement erschienen, das sogleich nachtheilig auf den Cours wirkte. Montag soll ein Hauptpatent erscheinen mit den Feierlichkeiten des ersten. Was wird aus allen diesen verkehrten Anstalten noch herauskommen?

14. Juli.

Die zunehmende Thätigkeit in meinen Geschäften ist ein mich aufmunterndes Ereigniß. Ich habe eine ungeheuere

Aufgabe aufzulöſen. Aber Entſchloſſenheit, Muth, Beharrlichkeit haben tauſendmal ungleich ſchwerere Dinge in der Welt ausgeführt. Was der Ehrgeiz, die Habſucht, ein wenig Verſtand und Ordnungsliebe ſo vielen Menſchen möglich machen, ſollte dir bei ſo großen und edlen Antrieben nicht möglich ſein? — Der Hang zur Trägheit, die Gewohnheit der Unordnung müſſen überwunden werden; die äußeren Hinderniſſe ſind dann leicht zu heben.

15. Juli.

Nachmittags. — Das Patent, eine bloße Kundmachung von der erſten Ausgabe der Einlöſungsſcheine, iſt mit ſeiner ganzen Heimlichkeit nichts als ein albernes Abderitenſtückchen, das den nahen Untergang der Finanzen unabſichtlich ankündigt; denn unmöglich können die Finanzen eines von ſolchen — Köpfen regierten Staates lange mehr beſtehen.

Abends. — Der aufs Neue ſteigende Cours (eine Folge der immer allgemeiner werdenden Überzeugung von der Nullität aller Creditanſtalten des Staates) beweiſt die Richtigkeit meiner Anſichten. Die Einlöſungsſcheine werden in wenig Monaten noch einmal ſo ſchlecht ſein, als jetzt. Man wird genöthigt ſein, ſie zu vervielfältigen, oder man wird das ganze Papierſyſtem aufgeben müſſen. Eine Realität, die jetzt um 20 m. f. in C. S. bezahlt wird, muß ſonach ſchon in einigen Monaten 30 m. f. und mehr gelten. —

Ein ruhiger und denkender Geiſt findet überall Gelegenheit ſich zu beſchäftigen und zu erbauen.

Es iſt eine herrliche Abenddämmerung. Die größeren Sterne ſind bereits ſichtbar, und darunter glänzt in ſtiller, ſinnvoller Ruhe mein eigenes Geſtirn. Nach tauſend und tauſend Jahren — wenn unſer Planet ſo lange von

Menſchen bewohnt iſt — wird noch irgend Einer meiner Gattung dieſen Stern mit denſelben Empfindungen betrachten und ſich, wie ich, an ſeinem Anblick ſtärken.

16. Juli.

Wie herzerhebend und erfreulich iſt die Bahn der Tugend! Von Tag zu Tag, von Augenblick zu Augenblick ſehen wir das höchſte Ziel mit erneuerter Glorie vor uns aufgerichtet und fühlen die Kräfte, die erſt zu ſchwinden ſchienen, wachſend ſich erneuern und verdoppeln. Mit den Schwierigkeiten wachſen Muth und Hoffnung, in Kampf und Übung finden wir Genuß und Lohn. Nur vorwärts iſt unſer Blick gewendet; und ob wir auf halbem Weg oder im Auslaufen untergehen, ſo haben wir doch unſeren Zweck erreicht, wenn nur die gute Geſinnung und das Bewußtſein unſerer Abſichten uns nie verlaſſen.

20. Juli.

Die natürlichen, einfachen Verhältniſſe des Lebens: Die Ehe, die Familie, Freiheit unter Geſetzen, Treue und Glauben in Geſchäften, redliche Freundſchaft ſind es, worauf eigentlich aller wahrhaft menſchliche Werth und Vorzug beruht. Wiſſenſchaft und Kunſt ſind nur Blüthen des Geiſtes; was wir thun und leiden, das ſind ſeine guten oder böſen Früchte.

21. Juli.

(Gerſthof.) 9 Uhr Abends. — In meiner Nachbarſchaft macht man abſcheuliche Muſik. Was ein paar gedankenloſe Menſchen hundert klügeren ſelbſt durch ihre argloſen Vergnügungen für Verdruß verurſachen! — Ich habe das Singen, Leiern und Muſiciren immer gehaßt.

25. Juli.

Ich las in der geheimen Geſchichte Katharinens II., worin ſich doch manches Intereſſante und mir Unbekannte

befindet. — Ein außerordentliches Weib war sie allerdings, und wie viel fehlt noch, daß die unbeschränkteste Macht sie so verrucht gemacht hätte, als die römischen Cäsaren! Aber da ist auch kein Zug von Moralität, — die überhaupt das Seltenste in öffentlichen Charakteren ist.

26. Juli.

Mittags. — Ich bin ziemlich ernsthaft krank. Heute Nachts glaubte ich in der That in großer Lebensgefahr zu sein. Die größte Besorgniß ist vorüber; doch werde ich eine ordentliche Cur nöthig haben.

Nachmittags. — Montaigne zerstreut und erbaut mich wechselweise. Es war eine aufrichtige Seele!

27. Juli.

Meine Gesundheit bessert sich. — Montaigne unterhielt und zerstreute mich wieder in verschiedenen Stunden des Tages. Seine Ehrlichkeit macht Alles gut, was sonst nicht lobenswerth an ihm ist. — Die Methode sich selbst darzustellen ist vortrefflich; und ein strengerer Charakter, der sich auf dieselbe Weise schilderte, müßte viel Gutes stiften.

28. Juli.

Vormittags. — Ich hatte vielerlei Besuche. Ein Kranker ist ein Centrum für Müßiggänger aller Art.

Die Selbstkenntniß ist der Weg zur Herrschaft über sich selbst, wenn sie auch nicht immer wirklich dazu führt. — Montaigne ist in einem Punkte wenigstens ein Beispiel vom Letzteren. — Spiegle dich daran, so wirst du einen Vorzug vor ihm haben, der Manches seiner Talente aufwiegt!

Der Gedanke, dereinst Betrachtungen über mich und den Menschen überhaupt zu schreiben und bekannt zu machen, hat viel Reiz für mich. Aber ehe in meinem Gemüth, in meinem Leben und meinen Vermögensumständen mehr

Ordnung und Festigkeit ist, ziemt es sich nicht, daß ich davon spreche und Andere belehre, während ich selbst der Lehren noch so sehr bedarf.

Nachmittags. — Collin soll gestorben sein. Ich habe nun schon so Viele: Freunde, Gegner und mir Gleichgiltige in scheinbar voller Gesundheit und Stärke plötzlich verfallen und sterben sehen, während ich und andere Schwächlinge sich erhalten. — Doch wer weiß, wann meine Stunde schlägt!

29. Juli.

Mittags. — Ich habe im Plutarch das Leben des jüngeren Brutus und des Pelopidas gelesen; jetzt las ich in Anacharsis Reisen die Geschichte des Epaminondas und will noch das Leben des Agesilaus nachfolgen lassen.

Nachmittags. — Auch das Leben des Agesilaus habe ich flüchtig durchgelesen. — Welch ein Verlust, daß wir Plutarchs Epaminondas nicht mehr haben! — Ich will diesen wahrhaft großen Mann (den Ersten der Griechen nächst dem Sokrates, wie es scheint) so genau kennen lernen, als es die mangelhaften Urkunden gestatten.

30. Juli.

Schön und herzerhebend ist die Heldenzeit der Griechen, des Miltiades und Aristides, des Leonidas und Themistokles und späterhin des Pelopidas und Epaminondas; aber wir haben Jeder unsere Heldenzeit, wenn wir unsere sittliche Freiheit gegen die Angriffe und die Tyrannei der Laster behaupten. — Herkules hatte keine größeren und schwereren Arbeiten zu verrichten, als jeder Mensch, der seine ganze Pflicht und nichts als seine Pflicht thun will.

31. Juli.

Wenn es keine andere Strafe für Übertretungen und Laster gäbe, als das Bewußtsein derselben, so wäre ein

Menſch, der nicht ganz verhärtet iſt, ſchon dadurch beſtraft genug. Aber ſtatt einer ſind tauſend Strafen über den Sünder verhängt.

1. Auguſt.

Ich fühle mich ziemlich wohl; auch dießmal ſcheint der Strafengel an mir vorbeizugehen.

2. Auguſt.

Morgens. — Ich habe das Leben des Kleomenes (Nachfolger des Agis) im Plutarch geleſen, eines überaus edlen, nur etwas romanhaften Charakters. Das Verhältniß mit ſeiner Frau, der ſchönen Witwe des Agis (der Agiatis) iſt von Plutarch ſehr zart und anziehend dargeſtellt.

Abends. — Nach einem kurzen Spaziergang fing ich die Ethik des Ariſtoteles zu leſen an.

3. Auguſt.

Morgens. — Oft muß ich zu guten theoretiſchen Anweiſungen der Tugend zurückkehren, um meine moraliſchen Begriffe immer mehr auszubilden und mich in den Grundſätzen des Guten zu beſtärken. Ich will von den Alten den Ariſtoteles und Cicero, von den Neueren den Hutcheſon und Ferguſon nächſtens zu leſen trachten. Der wichtigen moraliſchen Schriften ſind ſo viele, daß ich, um in einer mich ſo nahe angehenden Literatur nicht zurückzubleiben, immer ein paar, die ich gar nicht oder zu wenig kenne, zur Hand haben muß.

Abends. — Philoſophie und Geſchichte ſollen meine Muße theilen. In der Letzteren will ich vorzüglich die Beiſpiele von Tugend, Seelenſtärke und Edelmuth aufſuchen und daher das Leben wahrhaft großer Männer zu meinem beſonderen Augenmerk machen. — Soeben las ich den Epaminondas des Cornelius Nepos, welchen Schriftſteller ich auch der Sprache wegen immer zur Hand haben will.

Ehe ich ans Schreiben gehen kann — wenn es mir anders noch bestimmt ist, fürs Publicum zu schreiben — müssen nicht nur mein Gemüth und Charakter völlig ausgebildet, sondern auch meine äußeren Umstände geordnet sein. Ich muß unter den Alten den Platon, Aristoteles, Xenophon, Plutarch, Thucydides, den Cicero, Livius, Sallust, Cäsar, Tacitus, Seneca, Epiktet (nebst den großen Dichtern), unter den Neueren den Machiavell, Hobbes, Rochefoucauld, Hume, Montaigne mehr als einmal gelesen und die großen wissenschaftlichen Geister (Bacon, Kopernikus, Galilei, Newton, Kepler, Leibnitz, Locke, Kant ꝛc.) wenigstens kennen gelernt haben.

4. August.

Das Leben des Phocion im Plutarch gehört zu dem Belehrendsten und Erbaulichsten. Es stellt ihn als eine wahrhaft starke und edle Seele dar. — Mit diesen großen Vorbildern der Tugend muß ich vertrauter werden, als mit meinen Hausgenossen.

In diesem Jahre will ich mich in der Geschichte vornehmlich auf die Griechen und Römer beschränken. Außer den Alten selbst, denke ich nur ein paar neue allgemeine Werke über diesen Theil der Geschichte zu lesen. Zur Einleitung und auch zur Orientirung in der allgemeinen Geschichte vorzüglich Müller. — Ich will mich nicht in das Detail der Begebenheiten verlieren. Anacharsis Reisen ziehen mich wenig an. —

Die Übersicht der früheren Geschichte Griechenlands und Roms im Müller ist vortrefflich. Ich werde sie oft wieder lesen.

5. August.

Die Geschichte des Herodot, die ich zu lesen anfange, ist so märchenhaft, daß man sie vielmehr ein

Gedicht nennen könnte. Aber in Betracht der Sitten und der Meinungen des Autors selbst ist sie doch sehr lehrreich und durch den mannigfaltigen Inhalt ungemein anziehend.

6. August.

Morgens. — Herodot unterhält und belehrt mich; er heißt doch mit Recht der Vater der Geschichte. Wir wüßten von der ältesten Geschichte ohne ihn beinahe gar nichts.

Die Reihe, in der ich die alten Geschichtsschreiber lesen will, ist folgende: Herodotus, Thucydides, Xenophon, Arrianus und Curtius, Diodor von Sicilien; dazwischen Plutarch und Nepos. — Livius, Polybius, Sallustius, Cäsar, Dionysius v. Halicarnaß, Vellejus Paterculus, Tacitus, Suetonius, Dio Cassius; dazwischen den Aulus Gellius und Athenäus, die Briefe des Cicero und Plinius, des älteren Plinius, Strabo, Mela und Pausanias. — Das ist Lectüre genug für dieß und das ganze folgende Jahr; besonders wenn ich daneben den Platon, Aristoteles, die philosophischen Schriften des Cicero, Plutarch und Seneca, den Epiktet und Marcus Aurelius und die didactischen Dichter nicht vernachläßigen will.

Die Tugend, die Vernunft, das wahrhaft Große und Edle im Menschen will ich in der Geschichte aufsuchen. Mich selbst will ich dadurch vernünftiger, besser, starkmüthiger machen.

Mittags. — Das größte Verdienst um die Menschheit ist, ein Beispiel vollkommener Tugend in seinem eigenen Leben zu geben, das nächste hiernach, es würdig zu beschreiben. — Sokrates, Aristoteles, Epaminondas, Phocion haben durch ihr Beispiel mehr Gutes gethan, als alle bloß theoretischen Moralisten zusammengenommen.

Abends. — Ich blättere mehr im Herodot, als ich darin lese. Dieß großentheils märchenhafte Detail ist für den Geographen und Antiquar interessanter, als für den moralischen Geschichtsforscher.

Nachts. — Ich will den Tag mit der Lectüre von Virgils Leben beschließen. — Diese Abwechslung darf ich mir erlauben.

7. August.

Der Charakter des T. Pomponius Atticus, wie ihn Corn. Nepos darstellt, ist einer der schönsten und seltensten in der Geschichte: — ein vollkommen kluger, im Privatstande großer und weiser Mann. — Itaque hic fecit, ut vere dictum videatur: sui cuique mores fingunt fortunam. Neque tamen prius ille fortunam quam se ipse finxit, qui cavit, ne qua in re iure plecteretur. Cap. XI. — Tacitus macht dieselbe Bemerkung über einen ähnlichen Charakter, der sich unter den blutdürstigen Cäsaren durch seine weise Mäßigung erhielt. — (Annal. L. XIV. Cap. 47.) — Dieß ist noch nicht die Bemerkung, die ich meine, aber im 16. Buch der Annalen (Cap. 21—35) kommt die Anklage und Verurtheilung des jüngeren Thrasea, des Soranus und dessen Tochter Servilia vor, welche eine der schönsten und pathetischesten Stellen im Tacitus ist.

8. August.

Morgens. — Für Dichter und unterhaltende Schriftsteller ist Herodot eine Fundgrube. Er ist voll von den seltsamsten Geschichten, Sitten und Meinungen, aus denen der Witz viel machen kann. Vom siebenten Buche an, welches den Zug des Xerxes beschreibt, wird Herodot interessant; ich denke ihn also von da an ganz zu lesen.

Nachts. — Die Persönlichkeit des Herodot ist merkwürdiger, als seine Geschichte. Die Begriffe und Ansichten eines Einzelnen aus so hohem Alterthum zeugen den Stand der Cultur überhaupt, den die Menschen bis dahin erreicht hatten.

9. August.

Morgens. — Ich bin bis zum neunten Buch des Herodot fortgerückt, mit dem ich heute noch zu Ende kommen werde. Morgen will ich dann den Thucydides anfangen. — Geist und Gemüth werden durch solche Lectüre gestärkt.

Was du von den Griechen und Römern für dein Privatleben lernen kannst? — Dasselbe, was die Staaten und ihre Anführer: — daß Weisheit und Tugend, Muth, Vorsicht und Beharrlichkeit alle Hindernisse überwinden und den Menschen allein frei und glücklich machen.

Nachts. — „Das erste Blatt des Thucydides ist der Anfang der Weltgeschichte," — sagt Hume irgendwo, und ich bin lebhaft von der Wahrheit dieses Urtheils getroffen, indem ich von dem märchenhaften Herodot zu diesem großen Geschichtsschreiber übergehe. — Welch ein ungeheuerer Fortschritt von der Kindheit der Kunst zu ihrer männlichen Reife in einem Menschenalter!

10. August.

Sei standhaft, mäßig, klug! Übe alle Tugenden, die du an den großen Vorbildern in der Geschichte kennen lernst, in deinem wenn auch kleinen Wirkungskreise! In deinem Hause, in deinem Geschäft ist dein Athen, Sparta und Rom.

12. August.

Böttiger ist hier; ich will seine Theilnahme festzu-

halten ſuchen. Bei meinen jetzigen Abſichten auf das Ausland kann er mir nützlich ſein.

13. Auguſt.

Morgens. — Das Leben des Themiſtokles im Plutarch, das ich ſoeben las, wird mir nach der Lectüre des Herodot und Thucydides nun erſt recht genießbar. Ohne Zweifel war er einer der größten Geiſter des Alterthums.

Nachts. — Ich las den Perikles des Plutarch, eine ſeiner ſchönſten Lebensbeſchreibungen. Ganz vortrefflich ſind die einleitenden Betrachtungen. Plutarch iſt gewiß einer der liebenswürdigſten Schriftſteller und edelſten Menſchen, die jemals gelebt haben. Es iſt unmöglich, wärmer und anziehender von der Tugend zu ſprechen.

14. Auguſt.

Ich leſe das vierte Buch des Thucydides. Wie lehrreich iſt die Geſchichte auch für den Privatmann! — Der Menſch iſt ſich immer und überall gleich.

15. Auguſt.

Morgens. — Heute iſt Napoleonstag. Wie ſchnell ſind die zwei Jahre vergangen, ſeitdem er hier gefeiert wurde!

Abends. — Ich unterbreche die Lectüre des Thucydides, um den Diodor von Sicilien über den perſiſchen Krieg und die weiteren Begebenheiten bis auf das Zeitalter des Thucydides nachzuleſen. — Im vierten Buch des Letzteren macht der edle Braſidas eine prächtige Figur.

Nachts. — Schon ſehne ich mich wieder zu Thucydides zurück. Welch ein Abſtand von ihm zu dem gemeinen Diodor! — Äußerſt fade iſt die Declamation über die Aufopferung des Leonidas und ſeiner Spartaner. Und wie kindiſch iſt die Rivalität, ſeinen Landsleuten und Gelon

in dem wahrscheinlich großentheils erdichteten Kriege mit den Karthaginensern den Vorrang vor den Griechen verschaffen zu wollen!

16. August.

Ungeachtet seiner Declamationen, seiner wenigen Kritik und schlechten Erzählungsart ist Diodor (in Ermanglung Besserer) ein sehr schätzbarer Schriftsteller. Auf die Zeitrechnung scheint er viel Fleiß verwendet zu haben; und seine synchronistische Geschichte ist doch das erste allgemeine historische Werk der Alten.

Im 12. Buch des Diodor findet sich eine Abschweifung über die Gesetzgeber Charondas (von Thurii) und Zaleukus (von Lokri), die in Betracht der Sitten, besonders der Ehe lesenswerth ist.

17. August.

Morgens. — Ich habe im 6. Buch des Thucydides den Anfang des Sicilischen Krieges gelesen, der meisterhaft beschrieben ist. Voll Verstand ist Nicias' Rede. Man könnte die ganze Politik in einem Commentar über den Thucydides abhandeln.

Nachts. — Ich lese das Leben des Nicias im Plutarch.

18. August.

Morgens, 5¼ Uhr. — Die Morgenstunden sind eine so kostbare, segenvolle Zeit! Geist und Gemüth sind da am freiesten. Ein Mensch, der früh aufsteht, muß sehr verworren sein, wenn er es nicht in dem, woran ihm gelegen ist, weitbringt. Dagegen sind die ersten Stunden nach Tisch meist unnütz und in manchen Umständen gefährlich. Vielleicht wäre es am besten, sie zum Theil zu verschlafen.

Ich habe das 6. Buch des Thucydides beendigt, welches den Anfang des Sicilischen Krieges beschreibt; die

zwei letzten Bücher, die das Intereſſanteſte enthalten, habe ich jetzt nicht. Ich will alſo die Geſchichte im Diodor nachleſen und dann im Plutarch das Leben des Nicias und Alcibiades.

7½ Uhr. — Der wahrhaft tragiſche Ausgang des Sicilischen Krieges macht ſelbſt in dem mageren Diodor einen großen Eindruck. Ganz unübertrefflich ſchön ſind die Wechſelreden des Nicolaus und Gylippus, wodurch das Schickſal der Gefangenen beſtimmt wird.

9 Uhr. — Was nützt alle Lectüre und fremde Weisheit ohne vorher gefaßte eigene Maximen und ohne guten Willen? — An Gelehrſamkeit und äſthetiſcher Bildung kann man gewinnen, aber nie an Cultur der Vernunft und des Charakters. Erſt jetzt fange ich an, wahren Nutzen aus der Bekanntſchaft mit guten Schriftſtellern und mit den großen Männern des Alterthums zu ſchöpfen. Denn ich will ſelbſt das Gute und empfinde das Verlangen, den Beſten gleich zu werden.

19. Auguſt.

Ich habe wieder ein wichtiges Werk eines Alten vor mir. (Xenophons Griech. Geſch.) — Heute endigte ich den Alcibiades des Plutarch. Ein ſehr lehrreiches Beiſpiel der Nichtigkeit aller Naturgaben ohne Vernunft und Sittlichkeit.

20. Auguſt.

Morgens. — Ich blättere im Aulus Gellius. — Wie unwiſſend und unbeleſen bin ich noch! und wie konnte ich das Herz haben, den Schriftſteller zu machen, ehe ich die Alten einigermaßen kannte! — Mich verlangt ſehr, den Epiktet näher kennen zu lernen, von dem ich hier zunächſt einige authentiſche Nachrichten fand.

Nachts. — Ich leſe das 7. Buch des Thucydides. Wie rührend und edel iſt das Ende des Nicias, wie

abscheulich dagegen das Bild des selbstischen, eitlen Alcibiades, des Urhebers so vielen Unheils! Und diese verächtlichen Thoren, die Athenienser, wie vollkommen ist ihre Strafe!

22. August.

Nachmittags. — Ich bin im Xenophon bis zur Einnahme von Athen (2. Buch, 2. Cap.) gekommen und werde nun Abends den Lysander des Plutarch lesen.

Abends. — Epiktets Enchiridion, das ich in Heynes Ausgabe vor mir habe, könnte mich reizen, noch in meinem Alter Griechisch zu lernen. — In der That könnte ich es ohne großen Zeitverlust noch dahin bringen, leichte Autoren verstehen zu lernen, welches bei dem ausnehmenden Interesse, das mir die Griechen einflößen, wohl der Mühe werth wäre.

Ich fahre in der Lecture von Xenophons Geschichte fort, die ich leider in der erbärmlich geschriebenen und gedruckten Übersetzung von Borheck lesen muß. — Zur Erholung lese ich jetzt Plutarchs Lysander.

Es ist Plutarch, der sagt: wer lügt, falsch schwört, gesteht ein, daß er sich vor seinen Feinden (den Menschen) fürchtet, die Gottheit aber verachtet. (Lysander, C. 8.)

Lysander ist einer der bestimmtesten und schlauesten Köpfe, deren die Geschichte erwähnt. — Ein erhabener Zug ist die Antwort des Philokles (eines der gefangenen athen. Admirale) nach der Schlacht bei Ägospotami: „Klage mich nicht wegen Handlungen an, worüber kein Richter vorhanden ist, sondern thue als Sieger, was du als Besiegter erduldet haben würdest.“ Darauf badete er sich, legte einen prächtigen Kriegsmantel um und ging zuerst vor seinen Mitbürgern her zum Tode. (Lysander, C. 13.)

23. August.

Die zwei vollkommensten Menschen, die ich bis jetzt kennen lernte, sind Sokrates und Epiktet. Der Letztere scheint von Schwärmerei noch freier gewesen zu sein, als der Erstere. Sein Handbuch sollte jedem Menschen, dem es Ernst ist, gut und vollkommen zu werden, immer gegenwärtig sein.

24. August.

Morgens. — Die Verhältnisse, in denen der Mensch lebt, bestimmen seine besonderen Pflichten. Ich kann nach dem Beispiele des Sokrates und Epiktet in der Gesinnung die Armuth wählen: aber meine Verhältnisse legen mir die Pflicht auf, Vermögen zu erwerben und mich im Äußerlichen als ein Freund des Reichthums zu betragen.

Abends. (Gersthof.) Es ist nützlich, eine wichtige Lectüre bei einem natürlichen Ruhepunkt zu unterbrechen, um über das Gelesene reflectiren und es dem Gedächtniß einprägen zu können. — Die Geschichte Griechenlands vom persischen bis zum Ende des peloponesischen Krieges, die ich jetzt aus der Quelle (dem Thucydides, Xenophon, Diodor und Plutarch) kennen lernte, macht ein schönes, überaus lehrreiches Ganze. Welche gewaltige Menschen treten darin auf! Miltiades, Themistokles, Cimon, Pausanias, Aristides, Perikles, Brasidas, Nicias, Alcibiades, Hermokrates, Lysander, Thrasybul! — Und wie vergänglich und eitel war doch Alles, was diese Menschen bewirkten, wenn man es mit Dem vergleicht, was Sokrates allein that, dessen Schule bis zum Marc Aurel herab sich in ganzer Kraft erhielt, und dessen Beispiel noch jetzt jedes edle Gemüth erhebt und demüthigt zugleich!

Nachts. — Zuweilen muß man keine oder nur ein paar schon bekannte Bücher haben. Dadurch wird der Geist

von dem Mechaniſchen des Leſens und der Wißbegierde entwöhnt, und man merkt auf die kleinen Schönheiten des Autors, den man nun öfter betrachtet. Horazens Epiſteln und Sermone ſind hier meine ausſchließende Lectüre; denn die Georgica ziehen mich zu wenig an.

26. Auguſt.

Die hiſtoriſche Kunſt ſcheint nach dem Thucydides gleich wieder ſehr zurückgegangen zu ſein. Xenophons griech. Geſch. iſt mit Thucydides verglichen ſchwach geſchrieben. Und dann die elende Überſetzung und Auflage!

27. Auguſt.

Morgens. — Ich habe den Xenophon (griech. Geſch.) flüchtig durchgeleſen, werde nun die dahin gehörigen Biographien im Plutarch und Nepos nachholen und dann zum Diodor zurückkehren, der die Geſchichte des Philipp und Alexander im Zuſammenhange erzählt. — Griechenland war reif, in die Gewalt eines Beherrſchers zu fallen.

Ich leſe im Plutarch die Geſchichte des wackeren und liebenswürdigen Ageſilaus wieder; ſein Charakter hat viel Ähnliches mit Henry des IV. ſeinem. Und welch ein Schriftſteller iſt Plutarch! Welche Ordnung und Klarheit! Welche edle Geſinnung und Denkkraft!

Nachts. — Ich leſe im Diodor die Geſchichte Philipps. Obwohl ich jetzt zu viel Zeit auf Lectüre verwende, ſo hoffe ich doch noch einen mehr als gemeinen Nutzen daraus zu ziehen.

29. Auguſt.

Die Geſchichte Alexanders im Diodor iſt ſo märchenhaft, daß man wieder in Herodots Zeitalter zurückverſetzt zu ſein glaubt. Sehr drollig iſt der Beſuch der Amazonen-

königin Thaleſtris erzählt, der Alexander ihre Bitte gewährt und ihr durch 13 Tage beigewohnt haben ſoll.

Ich habe die Geſchichte der Griechen bis zu ihrer höchſten Spitze (bis Alexander) zwar nur flüchtig, aber aus den Quellen geleſen und danke Gott für das reine und edle Vergnügen, das ich daraus ſchöpfte. — Die Anwendung muß ich in meinem eigenen Leben machen. Auch der Privatmann hat Eigenſchaften und Tugenden nöthig, wie diejenigen, wodurch jene Helden und Staatsmänner groß wurden. Ich kann in meinem kleinen Kreiſe Themiſtokles, Epaminondas und Alexander ſein.

30. Auguſt.

Ich bin im Begriff, das Leben Alexanders im Plutarch zu endigen. Dieſer Menſch iſt das Vorbild der höchſten leidenſchaftlichen Kraft, und vor und nach ihm war nicht ſeinesgleichen. Ich könnte weinen, wie Cäſar, wenn ich bedenke, was er ausgerichtet, ehe er noch 30 Jahre alt war, und daß er in einem Alter ſtarb, wo die meiſten Menſchen ſich ihrer kaum noch recht bewußt werden.

2. September.

Nachts, 11 Uhr. — Ich habe die Mondesfinſterniß von der Straße aus geſehen. Seit mehreren tauſend Jahren haben dieſe Erſcheinungen die Aufmerkſamkeit der Menſchen beſchäftigt, und in den folgenden tauſend Jahren werden ſie die ſicherſten Ereigniſſe ſein, ja beinahe die einzigen, die man mit Gewißheit vorausberechnen kann. Die Aſtronomie könnte den Menſchen beinahe ſtolz machen.

3. September.

Ich war heute heftig bewegt; ſelbſt die Regungen der Tugend ſollten nicht leidenſchaftlich ſein. Indeſſen ſind

ſolche Erſchütterungen doch ſehr heilſam, um uns nicht in Leichtſinn und Weichlichkeit verſinken zu laſſen. — Die Vernunft muß den guten Entſchluß zur Reife bringen.

Ich leſe jetzt mit großem Intereſſe Anacharſis Reiſen. Welche Gallerie von großen Menſchen!

8. September.

Morgens. — Ich leſe in Plutarchs moraliſchen Schriften. Es iſt in der That ein höchſt lehrreicher Schriftſteller von dem liebenswürdigſten Charakter. In ſeiner Gattung könnte ich noch einmal etwas Treffliches leiſten, wenn die Cultur meiner Seele vollendet wird, und mir Gott Leben, Geſundheit und Muße gibt. — Eine der ſchönſten Abhandlungen iſt die über die Gemüthsruhe. B. IV.

„Die Welt iſt der heiligſte und Gott anſtändigſte Tempel.“ — Ebendaſelbſt gegen das Ende.

Wer ſelbſt tugendhaft und zufrieden geworden, mag auch Anderen den Weg der Tugend und Zufriedenheit zeigen. Pfui über den, der die Enthaltſamkeit predigt und ſelbſt nicht enthaltſam iſt! Darum will ich erſt an meiner eigenen Vervollkommnung arbeiten, ehe ich daran denke, Andere beſſer machen zu wollen.

Nachmittags. — Die Einſamkeit macht mir immer Vergnügen. Zwar ſind die Alten bei mir; denn ich leſe die Maximen der berühmten Männer im Plutarch.

Auf einem kurzen Spaziergang dachte ich den beſonderen Verhältniſſen nach, worin ich lebe, und den Pflichten und Klugheitsregeln, welche ſie mir auferlegen. Noch immer iſt nicht genug Klarheit in meinen Vorſtellungen von dieſen Gegenſtänden. Ich will mir das Syſtem meiner Pflichten im größten Detail und ganz deutlich denken. Solange wir

ſie uns nur im Allgemeinen vorſtellen, iſt es uns nicht Ernſt, ſie zu erfüllen.

Abends. — Das ſoll das Werk ſein, woran ich zuerſt und meiner übrigen Geſchäfte unbeſchadet arbeite, das Buch von meinen Pflichten. Sokrates und Epiktet, Ariſtoteles und Cicero, Chriſtus und Kant können mir über das, was meine Pflicht iſt, nichts mehr, nichts ſo Eindringendes ſagen, als meine eigene Vernunft und mein Gewiſſen, wenn ich ſie ehrlich befrage und aufmerkſam anhöre. Ich will niederſchreiben, was ich mir, was ich Anderen ſchuldig bin; ich will meine beſonderen Verhältniſſe, ſelbſt in einzelnen Fällen und mit einzelnen Perſonen durchgehen. So ſei es!

11. September.

Mittags. — Glaube nichts gethan zu haben, ſolange noch etwas zu thun übrig iſt! Verſchiebe nie mehr auf morgen, was gleich geſchehen kann! Laß dich einen, ja viele mißlungene Verſuche nicht abſchrecken, einen neuen Verſuch zu machen! Wende alle Mittel an und laß deine Standhaftigkeit durch nichts ermüden, noch die Heiterkeit deines Gemüths durch was immer ſtören! Nur den Tapferen iſt das Glück günſtig.

Ich habe Vielerlei gelernt, gedacht, beobachtet; ich habe endlich mich ſelbſt kennen gelernt und angefangen, meine Neigungen zu beherrſchen. Es iſt Zeit, daß ich die Früchte ſo vieler Vorarbeiten zu ſammeln anfange. Mein Kopf iſt auch ein Capital; er iſt beſſer als tauſende, die mehr gelten. Ich will ihn künftig gelten machen, was er iſt.

Abends. — „Ruhe nach der Arbeit," ſagt Kant, „iſt das höchſte ſinnliche Gut," und nach keinem Anderen ſollte der vernünftige Menſch ſtreben.

Arbeit aber ist doch eigentlich nur, was zu unserem Hauptzweck führt, und der meinige besteht jetzt im Erwerben. Bei Allem, was ich thue, sollte ich fragen: macht es mich reicher? — und wenn das nicht ist: macht es mich gesünder?

Wie stolz sind gewisse Leute auf ihr Geld und ihren Credit! Es gibt kein Mittel, diesen Stolz niederzuschlagen, als wenn man sich selbst Geld und Credit erwirbt. — Ich verachte den Reichthum in meinem Innern; äußerlich bin ich genöthigt, ihm Achtung zu bezeugen, weil ich arm und abhängig bin. So will ich denn suchen reich zu werden, um meine Geringschätzung offenbaren zu können.

12. September.

Die Vereinigung der Kräfte auf einen Punkt, auf ein Ziel gibt in allen Dingen den entscheidenden Ausschlag. Darum will ich von jetzt an nicht nur meine ganze Thätigkeit auf meine Geschäfte richten, sondern sie auch bloß auf die oberste Leitung derselben beschränken. Meine Antwort, — wenn man mich fragt, was ich eigentlich bin und kann, — soll die des Iphikrates sein: „ich bin der, welcher diesen Allen zu befehlen weiß."

14. September.

Abends. — Ich habe angefangen Xenophons Cyropädie zu lesen. Noch kann ich dem Buche keinen Geschmack abgewinnen.

Nachts. — Das Interesse steigt, der Geist des Sokrates spricht aus dem Buche. — Von Zeit zu Zeit darf, ja soll ich in einem guten Buche lesen, um die Kraft der Ideen in mir zu erhalten und zu nähren. Alle Stärke des Menschen liegt in den Ideen.

15. September.

Nachts. — Vor- und Nachmittags dachte ich öfters daran, daß es nützlich und angenehm wäre, mir vorzusetzen, jährlich einige Bogen (nicht mehr und nicht weniger) moralisch-philosophischen Inhalts zu schreiben und drucken zu lassen. So viel Zeit werden mir meine Geschäfte übrig lassen, und wenn ich noch 10 bis 15 Jahre lebe, kann ich doch Etwas leisten, das der Welt Nutzen bringt. Ich will vor dem Einschlafen etwas im Hume lesen.

16. September.

Ich las Humes Schilderung des Stoikers. Sie ist zu declamatorisch, um ganz ernstlich gemeint zu sein. Und doch gibt es keine andere Weisheit; denn nur diese macht den Menschen frei.

18. September.

Galilei starb 1642 im 78. Jahre; in demselben Jahre ward Newton geboren. — Man muß sich über die Erscheinung dieser begünstigten Geister erfreuen, ohne sie zu beneiden oder erreichen zu wollen. Der moralische Charakter des Galilei war nicht über dem Gewöhnlichen, aber wie der aller wahrhaft wissenschaftlichen Köpfe entfernt von groben Lastern und Niederträchtigkeiten. Er lebte mit einer schönen Griechin außer der Ehe und hatte von ihr einen Sohn und zwei Töchter. Sein Handel mit der Inquisition ist ein ewiger Schandfleck für das Papstthum.

21. September.

Mittags. — Die Course erheben sich wieder, ohne Zweifel ein Resultat der ungarischen Angelegenheiten.

Nachts. — Ich lese Plutarchs Abhandlung über die falsche Scham. Sie ist voll feinen Verstandes und in vielen Stellen sehr passend auf mich.

22. September.

Morgens. — In der Nacht hatte ich erbauliche Gedanken. Die wahre Religiosität geht unmittelbar aus dem moralischen Gefühl hervor, und ich werde, wenn ich redlich fortfahre dieses zu bilden, von Gottes Dasein und der Unsterblichkeit der Seele gewiß nicht weniger als von meinem eigenen Dasein überzeugt werden.

Nachts. — Plutarchs Abhandlung von dem Vorzug der göttlichen Strafen ist voll Vernunft und Tugendgefühl.

23. September.

Abends. — Richardson gab sein erstes schriftstellerisches Werk (Pamela) in seinem 51. Jahre, sein vorzüglichstes (Clarissa) im 59. Jahre seines Lebens heraus. Er trieb ein Geschäft, das dem meinigen ähnlich ist, und strebte der Tugend im Leben nach. — Möchte ich ihm einst gleichen! — (Ich las seine kurze Biographie in Baurs Lebensgemälden, I. Th.)

„Niemand wird erst dann ein Bösewicht, wenn er sich als solcher zeigt." Plutarch, Abh.: von den göttlichen Strafen. — Dieser Schriftsteller ist einer der wenigen Moralisten, die dazu berufen sind, die Moral zu lehren. Welche tiefe Blicke in das menschliche Herz enthält diese Abhandlung, und was für einen edlen Begriff hatte dieser Heide von Gottes Vorsehung! — Das Gesicht des Thespesius (am Schluße) enthält beinahe die ganze christliche Hölle.

Nachts. — Die Biographien merkwürdiger Menschen haben etwas ungemein Anziehendes für mich, und ich denke nach und nach alles in dieser Art Lesenswürdige zu sammeln. — Obwohl Baurs Lebensgemälde wenig historischen Werth haben, will ich mir sie doch des mannigfaltigen Inhalts wegen anschaffen.

24. September.

Ich blätterte in Robert Boyles Leben in Baumgartens Sammlung merkwürdiger Lebensbeschreibungen. (I. B.) Boyle strebte nach der moralischen Vollkommenheit und verdient daher näher gekannt zu werden.

25. September.

Nachmittags. — Addison, dessen Leben in der Brit. Biographie ich soeben las, starb im 45. Jahr, also in dem Alter, in dem ich eben jetzt bin. Aber er hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war überhaupt ein frühreifes Talent. Im Jahre 1702 war er in Wien. Den Zuschauer schrieb er doch erst im 39. und 40. Jahr, wie ich das Sonntagsblatt.

Abends. — Unter Tischzeit las ich zum zweitenmal Plutarchs vortreffliche Abhandlung: Wie man seinen Fortgang in der Jugend bemerken könne. — Ich werde sie noch oft lesen, und Gott gebe, daß ich jedesmal mehr Anzeichen von meinen eigenen Fortschritten im Guten darin finde.

Es fallen mir wieder einige Bruchstücke früherer Tagebücher aus den Jahren 1791, 92 und 93 in die Hände. Aus einer Anmerkung vom August 1791 sehe ich, daß ich erst gegen das Ende 1790 anfing, etwas französisch zu lernen. Meine Jugend verging beinahe ganz in träumerischem Müßiggang.

26. September.

Morgens. — Ich las Cromwells Leben in der Brit. Biographie. — Ich trage mich mit dem Gedanken, ein biographisches Werk nach Plutarchs Muster zu schreiben. Eine solche literarische Arbeit verträgt sich mit meinen Geschäften am besten, und sie kann sehr nützlich werden.

Wenn ich jährlich ein oder zwei, höchſtens drei Leben beſchreibe, ſo kann ich, falls mir Gott noch 15 bis 20 Jahre Leben ſchenkt, ein bedeutendes Werk zuſtandebringen. Es müſſen lauter neuere Europäer und darunter die (in moraliſcher und pſychologiſcher Hinſicht) merkwürdigſten ſein: entweder Vorbilder der Tugend oder lehrreiche Beiſpiele menſchlicher Verirrung. Die Biographien dürfen kaum länger ſein, als die des Plutarch, gründlich, aber ohne gelehrten Prunk. Vielleicht können ſie auch vergleichend (wie beim Plutarch) zuſammengeſtellt werden.

Abends. — Strenge gegen mich ſelbſt, — mild gegen Andere, — das iſt die Hauptregel meines Verhaltens. Ich bin noch immer zu ſtolz und eitel, noch immer zu weich und träge. Das bischen Talent und Cultur, das ich vor Anderen voraushabe, macht es nicht aus. Tauſende, ſelbſt unter denen, die ich ſonſt gering achtete, ſind beſſere, vernünftigere, achtungswürdigere Menſchen, als ich.

27. September.

Vormittags. — Ich nehme mir vor, in dieſem (meinem 44.) Jahr gewiß nichts mehr für den Druck zu ſchreiben, aber noch manches Nützliche zu leſen ſowohl von Alten als Neueren, unter welche Letztere vornehmlich Hume gehört.

Abends. — Die Ungarn halten feſt und werden wahrſcheinlich nichts für das Finanzſyſtem thun. Von der anderen Seite iſt der Krieg im Norden dem Ausbruche nahe. Es wird aller Wahrſcheinlichkeit nach im kommenden Winter große Verlegenheit und Verwirrung entſtehen, auf die ich mich bei Zeiten vorbereiten muß.

Ich leſe Humes Principles of morals. Welch ein klarer und ſtarker Geiſt! Ich finde mit Vergnügen manche meiner eigenſten Gedanken in den ſeinigen wieder.

Nachts. — Die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts — in ſeiner Allgemeinheit — iſt ein fruchtbares und deutliches Princip der Sittlichkeit. Es iſt auch das des Hume, deſſen gerader Verſtand die höchſte Achtung verdient.

29. September.

Morgens. — Ich habe Humes Enquiry durchgeleſen. Das Buch enthält ein Moralſyſtem des geſunden Verſtandes, unabhängig von metaphyſiſchen und religiöſen Grundſätzen. Der Verfaſſer ſetzt einen moraliſchen Sinn in der menſchlichen Natur als ein Factum voraus und deducirt übrigens das Syſtem der Pflichten aus den Begriffen des Angenehmen und Nützlichen in Beziehung auf uns ſelbſt ſowohl, als auf das Allgemeine. Die ganze Strenge der Pflicht, ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit läßt ſich auf dieſem Wege nicht ableiten. Der Sophiſterei der Neigung iſt dabei zu viel eingeräumt; aber immer iſt es erfreulich, die moraliſchen Begriffe eines ſkeptiſchen Beobachters mit der wahren Sittenlehre ſo nahe zuſammentreffen zu ſehen.

Mittags. — Der Vorgeſchmack der Glückſeligkeit, welche das Bewußtſein eines pflichtmäßigen Lebens begleitet, macht mich jetzt öfters überaus vergnügt und heiter. Kein Genuß, keine Befriedigung einer Begierde kommt dem reinen Vergnügen gleich, das aus dem Bewußtſein entſpringt, kein Unrecht, keine Schuld auf ſich geladen und ſo viel Gutes gethan zu haben, als unſere Kräfte und Umſtände erlauben.

1. October.

Die Romane und Theater haben ohne Zweifel großen Schaden in der Welt geſtiftet; und wie ſittenverderblich ſind die erotiſchen Dichter! — Unſere Weiber ſind auf Generationen hinaus von dieſem Gift angeſteckt.

4. October.

Von einer Nachtgleiche zur anderen werde das große Werk meiner moraliſchen Wiedergeburt geendigt. In der zweiten Hälfte meines 44. Jahres habe ſich mein Charakter feſtgeſetzt, damit man einſt ſage: er war ein Mann im ganzen und beſten Umfange des Wortes, enthaltſam, ſtreng gegen ſich ſelbſt, überlegt, entſchloſſen, ſtandhaft, gerecht, milde und großmüthig. Die Tugenden ſeines reifen Alters machten die Verirrungen ſeiner Jugend vergeſſen; und obwohl ſein Leben in dieſer früheren Zeit tadelhaft war, ſo ſtellt es doch ein lehrreiches Beiſpiel auf von dem, was der Menſch, auch in ſpäteren Jahren noch durch Vernunft und Standhaftigkeit über Natur und Gewohnheit vermag.

Wenn Gott mein Leben erhält, wenn ich werde, was ich will und ſoll, ſo iſt es vielleicht auch der Mühe werth, die Welt erfahren zu laſſen, wie ich es ward. Meine Bekenntniſſe könnten dann ein intereſſantes und lehrreiches Buch werden.

7. October.

Es iſt eine Art von Gleichgiltigkeit in mir, die dem Verſtande ſehr zuträglich iſt. Man muß nicht immer geſpannt ſein. Die Redlichkeit gegen ſich ſelbſt iſt das Einzige, was dem Menſchen immer heilig bleiben muß. — Mein Freund Hume ſoll mich heute noch unterhalten.

8. October.

Morgens. — Ein Fehltritt, den man zu beſchönigen ſucht, iſt der erſte Schritt zum Laſter.

Nachmittags. — Ich las die Einleitung zu Humes Enquiry concerning human understanding, ein Werk, welches Kant ſelbſt als den eigentlichen Vorläufer der

Vernunftkritik betrachtet. Die Grundsätze sind bis auf die Ausdrücke beinahe ganz Kantisch. In einer Anmerkung wird Hutchesons als eines Originaldenkers mit großem Lobe erwähnt.

9. October.

Das überaus Treffende im Epiktet macht mich wünschen, daß ich ihn im Original verstünde. Vielleicht finde ich noch einmal Zeit soviel Griechisch zu lernen.

10. October.

Ich bin seit 5 Uhr wach und las — einen Roman. (Nicolais Geschichte eines dicken Mannes.) Das Buch ist ohne ästhetischen, aber nicht ohne moralischen Werth. Ich sehe in den Thorheiten des Helden, in seinem schwankenden, unthätigen, eitlen und eigenwilligen Charakter ein ziemlich treues Bild meines eigenen Lebens.

17. October.

Ich fange an Sullys Memoires und Schillers Einleitung dazu zu lesen. Seitdem ich mich der Lectüre enthalte, bin ich eben nicht thätiger geworden. In einer Gemüthsart, wie der meinigen, muß fremdes Feuer öfters das eigene ersetzen.

19. October.

Morgens. — Die Memoires von Sully interessiren mich ungemein; von diesem edlen und starken Geist und seinem trefflichen Heinrich kann ich viel lernen.

Nachmittags. — Braver Heinrich! Trefflicher Sully! Da lerne ich doch Menschen auch in neuen Zeiten kennen!

Nachts. — Ich will den heutigen Tag mit Sully und Heinrich beschließen. Der größte, ja einzige Vortheil der Lectüre für den Grad meiner Bildung besteht in der Erweiterung meiner Bekanntschaft mit großen und edlen Menschen.

20. October.

Morgens. — In Sullys Memoires habe ich bis zu Ende des erſten Bandes geleſen. Heinrich und Sully wären beide gleich ſehr geeignet, einen der erſten Plätze in den moraliſchen Lebensbeſchreibungen einzunehmen, die ich ſchon öfters im Sinne hatte.

Mittags. — Vortrefflicher Sully! Ehe ich daran denke, dich Anderen kennen zu lehren, will ich ſelbſt durch und durch vertraut mit dir werden. Du hatteſt alle Tugenden, die mir bisher fehlten. Ich will von dir lernen, weiſe, klug, ſparſam und ſtandhaft zu ſein.

Nachmittags. — Ein herrlicher Charakter in Sullys Memoires iſt der Admiral von Villars. Die Geſchichte ſeines Übertritts zu Heinrich hat mich bis zu Thränen gerührt. Wie viel Schönes und Edles liegt doch in der menſchlichen Natur!

21. October.

Ich bin ſeit 6 Uhr wach und leſe im Sully. — Überall finde ich eine Anwendung auf mich und meine Umſtände. Folgende Stelle will ich auszeichnen: „Es iſt einer der Vortheile des Geiſtes der Ordnung und Mäßigung, daß wer ihn beſitzt, wenn er nur lange genug lebt, ſich unvermerkt im Überfluß befinden wird.“

23. October.

Was iſt das in uns, das uns zuweilen aus den kleinlichen Bedürfniſſen, Geſchäften und Sorgen des Lebens aufweckt und in die erhabene Stimmung eines Weſens verſetzt, das über die Grenzen dieſer Zeitlichkeit hinausſtrebt? — Nein, dieſe Ahnungen einer höheren Ordnung der Dinge ſind kein leerer Wahn.

24. October.

Ich lese Reils diätet. Hausarzt, was zwar ein mittelmäßiges Buch ist, mich aber doch über manche Punkte der Diät aufklärt.

Sully (in dessen Memoires ich bis zum 17. Buch gekommen bin) ergötzte und erheiterte mich wieder. Sein Bericht von seiner Ambassade in England ist etwas ruhmredig. Aber was für ein energischer Geist und Charakter zeigt sich in allen seinen Urtheilen und Handlungen!

27. October.

Ich lese Sullys Memoires, worin ich schon bis zum letzten Band fortgerückt bin. Unstreitig gehören die zwei Helden derselben zu den größten Charakteren der neueren Zeiten, und es könnte eine sehr nützliche Arbeit werden, ihr Leben für das große Publicum nach der Art des Plutarch zu beschreiben.

Was für ein erhebender Anblick ist es, einen Mann (wie Sully) zu sehen, der mit sich selbst völlig einig, allen Leidenschaften unzugänglich und ganz Vernunft und Festigkeit ist! Die Alten hatten keinen stärkeren Geist und Charakter, als dieser war.

Alle Kraft des Menschen liegt in der Vernunft — und im Willen, der nichts, als die Vernunft in Thätigkeit ist.

28. October.

Morgens. — Ich bin seit 5 Uhr wach und las im Sully. Das Beispiel seiner Tugenden bestärkt mich in meinen guten Vorsätzen; und obwohl meine Lage sehr verschieden von der seinigen ist, so will ich ihn doch in meinem neuen Leben zum Muster nehmen. Vernunft Ordnung, unermüdete Thätigkeit und die größte Ausdauer und

Festigkeit werden meine Geschäfte gewiß in die Aufnahme bringen, welche dieser Mann den Angelegenheiten seines Vaterlandes verschaffte. Ich bin mein eigener Herr und Diener und also freier als er in der Ausübung des Guten.

Nachmittags. — Ein Gedanke von besonderer Art beschäftigt mich. Wie, wenn ich an der Stelle von Biographien eine Reihe dramatischer Gemälde (im Geschmack von Shakespeares historischen Schauspielen) zur Belehrung und zum Vergnügen des großen Publicums entwürfe? — Sully würde das erste dieser Gemälde in drei oder vier Abtheilungen sein.

Abends. Wir waren im Theater (im Augenarzt). Diese Unterhaltung wird mir immer gleichgiltiger. —

Für die Einbildungskraft wäre die oben erwähnte Form der Biographien freilich sehr anziehend und vermuthlich auch leichter in der Ausführung (da weniger historische Kritik dazu erfordert werden würde, als zu einem streng geschichtlichen Werk); aber ich fürchte, diese Arbeit würde mich allzu sehr in das Gebiet der Dichtkunst zurückführen.

29. October.

Morgens. — Ich bin seit 6 Uhr wach und endigte die Memoires von Sully. Zu viele Liebe zu Reichthümern und Pracht, Stolz auf Rang und Würden waren Sullys Hauptfehler. — Er überlebte Heinrich 32 Jahre und wurde 82 Jahre alt.

Der Geschichtschreiber muß durch die Reinheit seiner eigenen Grundsätze und Gesinnungen die Mängel merklich machen und ersetzen, welche seinen Helden anhängen. Dadurch ist Plutarch ein so moralischer Schriftsteller, und darin besteht der größte Vorzug der Geschichte vor der Poesie Sie zeigt den Menschen zugleich wie er ist und wie er sein

ſoll. — Ein biographiſches Werk, das wahren und allgemeinen Nutzen ſtiften ſoll, muß übrigens nicht bloß einige, ſondern eine ganze Gallerie merkwürdiger Charaktere umfaſſen. Ein Leben, worin ſich keine herrſchende Idee zeigt, das weniger ein freiwirkendes Gemüth darſtellt, als eine Verkettung ſeltſamer Ereigniſſe oder ein loſes Spiel der Leidenſchaften, das Leben ſolcher Menſchen verdient gar keine Stelle in dieſer Gallerie. Sie muß lehren: Quid virtus et quid sapientia possit.

Abends. — Um mich nicht zu ſehr zu zerſtreuen, werde ich gut thun, die Männer bald zu wählen, deren Leben ich beſonders ſtudiren will. Von großen Staatsmännern bezeichne ich vorläufig außer Sully unter den Franzoſen: L'Hopital, Richelieu und Colbert.

30. October.

Nachmittags. — Bis vor ein paar Jahren längſtens waren Eitelkeit und Stolz in mir vorherrſchend. Selbſt das Sonntagsblatt iſt noch ein Product dieſer Eitelkeit. Ich las und lernte nichts mehr, um mich zu belehren, noch weniger um mich practiſch zu beſſern. — In dieſer Rückſicht wenigſtens glaube ich jetzt auf dem rechten Wege zu ſein. Aber ein Fehler des Charakters, der uns ſo lange anhing, iſt noch immer gefährlich. Ich habe noch alle Urſache, gegen die Eitelkeit auf meiner Hut zu ſein.

Abends. — Nebſt den Leben der vorzüglichſten Neueren, die ich mir vornehme zu beſchreiben, will ich übrigens die größten Muſter moraliſcher Vollkommenheit nicht vergeſſen, welche das Alterthum aufſtellt. Ich denke vier oder ſechs Tugendhelden des Alterthums (Sokrates, Epaminondas oder Phocion, Cato den jüngeren oder Scipio, Epiktet und Marcus Aurelius) nach meinen Anſichten darzuſtellen.

Nachts. — Nur die vollkommenen Menschen sind werth, daß ihr Andenken erhalten werde. Diese aber sollte Jedermann kennen. Es ist ein Verdienst um das menschliche Geschlecht, die großen Vorbilder der Tugend zu Jedermanns Kenntniß zu bringen. Immer und überall sollten ihre edlen Gestalten erscheinen.

31. October.

Abends. — Ich blätterte in einigen Romanen, die sich zufällig unter meinen Büchern finden. Was für eine heillose Lectüre! Und beinahe überall findet die Begierlichkeit Nahrung. Gewiß, diese elenden Bücher haben mehr geschadet, als die guten Werke Nutzen stifteten.

Nachts. — Ich fange an Brantômes Memoires zu lesen, worin ich unter Anderem einen Artikel über L'Hopital fand. — Der Verfasser ist ein schwatzhafter Höfling, der aber von den Begebenheiten und Personen seiner Zeit gut unterrichtet war.

1. November.

Abends. — Unter den Zeitgenossen Heinrichs IV. ist einer der edelsten Franz de la Noue. Montaigne und de Thou geben ihm das rühmlichste Zeugniß. Siehe seine Memoires in Schillers Sammlung, 13. Band.

Nachts. — Den Abend brachte ich ganz mit der Schiller'schen Sammlung der Memoires zu, die zusammen ein höchst belebtes Gemälde der französischen Geschichte von Heinrich II. bis Ludwig XV. ausmachen. Jetzt lese ich die von Pontchartrain. — Der Gedanke, wenigstens ein großes histor. Schauspiel (Heinrichs IV. Leben und Tod) zu liefern, zieht mich aufs Neue sehr an. Diese Arbeit würde mir unstreitig viel Vergnügen machen.

3. November.

In der Nacht las ich David Humes und August Hermann Franckes Leben (in Baurs Lebensgemälden, 3. Th.). Beide waren in ihrer Art Helden der Tugend; der Letztere (Stifter des Waisenhauses) einer der reinsten, frömmsten und thätigsten Menschen; er starb 63 Jahre alt.

Joh. Fried. Wilh. Jerusalem, geb. 1709, gest. 1789. Er hatte nicht Franckes brennenden Eifer, aber auch er war einer der edelsten, thätigsten Beförderer des Guten und ein Muster von liebenswürdiger Lebensweisheit.

Th. G. v. Hippel; ein wirklich origineller (zum Theil doch affectirter) Kopf und starker Charakter, aber ohne reines Tugendgefühl und vorherrschende Vernunft. Er starb 55 Jahre alt.

Fieldings Leben ist ein lehrreiches Gegenstück zu Richardsons seinem. Die Grundlage alles wahren Glückes wie der Größe sind Ordnung und Enthaltsamkeit. — Welch eine edle Natur ging in Fielding durch Unordnung und Ausschweifungen zu Grunde; er wurde nur 47 Jahre alt.

Was für arme Stümper sind wir, wir Halbgelehrte und halbe Geschäftsleute! Ich las den kurzen Abriß von Kleinjoggs Leben im Baur. Welche Einheit und Consequenz, welche Sicherheit und Seelenstärke! — Ich muß mir seine Lebensbeschreibung von Hirzel wieder anschaffen.

4. November.

Morgens. — Eine Auswahl moralisch merkwürdiger Lebensbeschreibungen soll meine Muße beschäftigen und, wenn mir Gott Gesundheit und längeres Leben schenkt, dereinst zum Nutzen der Welt, wie ich hoffe, erscheinen. Der Einfall einer poetischen Bearbeitung taugt nichts. Die Wahrheit, die historische Beglaubigung macht eigentlich den größten Werth der Beispiele aus.

Mittags. — Wer nicht irgend einen großen, edlen, würdigen Zweck sich vorgesetzt und ihn wenigstens zum Theil erreicht hat, wer nicht an sich selbst gearbeitet und seine Talente oder seinen Charakter mit freier Thätigkeit ausgebildet hat, dessen Leben ist keiner Aufmerksamkeit werth und gar kein Gegenstand meiner Auswahl. Der höchste, ehrwürdigste Zweck aber ist und bleibt die Sittlichkeit im ganzen Umfange des Worts. Ich will sowie mich selbst, auch Andere, ihre Verdienste und ihren eigentlichen Werth strenge beurtheilen und deßhalb einige der berühmtesten Männer (z. B. Rousseau, Voltaire, Goethe) einer scharfen Prüfung unterwerfen. Den falschen Ruhm will ich bekämpfen, die wahre Tugend aber hoch und heilig halten.

5. November.

Ich lese Pontchartrains Memoires — ein trockenes, aber sehr glaubwürdiges Tagebuch. Wer diese Suite von Memoires mit Verstand liest, kennt die große Welt, die Höfe und den Geist der neueren Staatsverhältnisse vollständig. Noch immer kehrt mir die Idee zurück, ein großes dramatisches Gemälde von diesen Zeiten zu entwerfen. — Doch das ist allenfalls auf bessere Zeiten aufgespart.

6. November.

Ich finde in diesen Memoires mehrere Winke über Sullys Betragen während der Regentschaft Mariens, welche seine Verbindungen mit Condé und übrigen mißvergnügten Großen anzeigen. — Sully und Richelieu — welche Gegenstände für die historische Kunst! — Ich hoffe noch Kraft und Muße zu finden, diese Gegenstände zu bearbeiten.

8. November.

Morgens. — Ich bin seit halb 5 Uhr wach und las in Heinrichs Geschichte von Frankreich. Ehe ich daran

denken kann, eine Auswahl merkwürdiger Biographien zu treffen, muß ich mehr allgemeine Geſchichte kennen lernen. Heinrichs Handbücher ſind dazu brauchbare Hilfsmittel.

Plutarch ſoll mein Vorbild ſein. Wie er, will ich die Tugend in den Annalen der Geſchichte aufſuchen und, wenn mir Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, der Welt in einer großen Gallerie von Lebensgemälden zur Nacheiferung aufſtellen. Mein Plan muß auf die Geſchichte des neueren Europa beſchränkt werden.

Nachmittags. — Unter Tiſchzeit las ich den Beſchluß der Geſchichte der Merovinger und Karls des Großen Leben. Dieß iſt die erſte von Biographien, die in meinen Plan gehört.

Abends. — Ich leſe die verworrene Geſchichte der Karolinger. In dieſem ganzen Zeitraum iſt kein Mann, den ich zu meinen Abſichten brauchen könnte, als etwa Hugo der Große, von dem aber zu wenig Particularitäten bekannt ſind. (Er war eigentlich der Stifter der Dynaſtie Capet und zeichnete ſich durch Kraft und Mäßigung aus.)

9. November.

Der Abt Suger von St. Denis, Miniſter Ludwigs VI. im Anfang des 12. Jahrhunderts gehört zu den erſten edlen und weiſen Staatsmännern ſowie dieſer König ſelbſt einer der beſten franzöſiſchen Könige war. — Stephan Boileau (Prévôt des marchands) unter Ludwig IX. iſt die erſte berühmte Magiſtratsperſon, die in der franzöſiſchen Geſchichte vorkommt. Ludwig IX. (der Heilige) ſelbſt, über deſſen Leben wir Joinvilles Memoires haben, ſcheint ſeiner großen Gerechtigkeitsliebe wegen in meinen Plan zu gehören.

10. November.

Morgens. — Um 6 Uhr machte ich mir Licht und las in der Geschichte von Frankreich. Guesclin und Carl V. sind in diesem ganzen Abschnitte die einzigen für meinen Plan tauglichen Charaktere.

Wie wenig Vernunft und Rechtschaffenheit zeigen sich in den großen Welthändeln! Und doch sind die wenigen Spuren, die man davon in der Geschichte findet, das Einzige, was den guten Menschen aufrechthält und was — nebst der Vorsehung, die sich der Leidenschaften und Laster der Menschen selbst zu ihren Absichten bedient, den Untergang der Gesellschaft, der Cultur und der menschlichen Gattung selbst bisher verhindert hat und hoffentlich immer verhindern wird.

Mittags. — Endlich komme ich in der französischen Geschichte auf einen Charakter, der in moralischem Betracht lehrreich ist — auch persönlich für mich, denn er ward durch Widerwärtigkeiten gebessert — auf Ludwig XII. Der gute König fand auch einen brauchbaren Minister, den Cardinal d'Amboise.

Abends. — Der ungarische Landtag ist beendigt; man droht in einer beinahe unerhörten Sprache mit Gewalt und dem Schwert. — Was wird der Ausgang aller dieser falschen, unverständigen Schritte sein?

11. November.

Die drohenden Erklärungen des Hofes werden zurückgenommen oder desavouirt. Die letzte scheint vielleicht unecht gewesen zu sein. — Dem sei, wie ihm wolle: wir sind in den Händen erbärmlicher Menschen.

12. November.

Indem ich die Beispiele der Tugend in der Geschichte

aufſuche, will ich meine Aufmerkſamkeit zugleich auf die Urſachen und den Fortgang des ſittlichen Verderbens der Nationen und Zeitalter richten. Insbeſondere will ich den Ausartungen des Geſchlechtstriebes nachforſchen, der nebſt der Ehr- und Habſucht die Hauptquelle der unendlichen Verwirrungen iſt, welche die Welt zerrüttet haben.

Die allgemeine Geſchichte der Sitten hat noch wenig Bearbeiter gefunden, ebenſo die der wahren Religioſität. Ich will verſuchen, Beiträge dazu zu liefern.

13. November.

Ich leſe die Memoires von St. Simon, die ſehr unterhaltend ſind. — Morgens las ich in Joinvilles ſeinen. Welche überaus edle Erſcheinung in der franzöſiſchen Geſchichte iſt Ludwig IX.! Es gibt ein neueres deutſches Werk über ihn, das ich mir anſchaffen will.

14. November.

Morgens. — Ich bin ſeit 5 Uhr wach und leſe St. Simons Memoires. Es iſt ein ſehr lehrreiches Buch; nie habe ich einen großen Hof ſo vollkommen kennen gelernt. Welch ein Menſch iſt dieſer Ludwig XIV.! — Und überall beinahe iſt die elende Schwäche für das Geſchlecht die Urſache der größten Übel und Verwirrungen der Familien ſowohl, als des Staates. Die Ausartung dieſes Triebes iſt vielleicht das größte Hinderniß alles Guten in der Welt. Religion, Moral, Erziehung, äußere Geſetze, — Alles ſollte zuſammenwirken, um dieſe Peſt in der menſchlichen Geſellſchaft einzuſchränken und womöglich auszurotten.

Nachts. — Ich leſe das 13. Buch von St. Simons Mem., welches den Tod der Dauphine und des Dauphin nebſt deren Charakteriſtik enthält. Es iſt eine der intereſſan-

testen Scenen in der ganzen Geschichte und sehr gut erzählt. — Hierbei fällt mir ein, daß eine historische Chrestomathie — nach meinem Plane bearbeitet — ein ungemein nützliches Buch für die Jugend werden könnte.

15. November.

Die Geschichte des Dauphin (Enkels Ludwig XIV.) ist ein höchst merkwürdiges Beispiel von der Macht der Erziehung und der Religion. Aber was für eine edle Seele mußte es auch im Grunde sein, worin die Ideen in so zartem Alter dieses Übergewicht und diese Alles bezwingende Gewalt erlangen konnten! — Wie unrein, schwach und verächtlich erscheine ich mir dagegen, der ich in so reifen Jahren der erkannten Wahrheit den Sieg so schwer mache!

18. November.

Nachts. — Den Beschluß des Tages will ich mit meinem Freund Plutarch machen. Wenn ich bedenke, daß ich Tacitus, Platon, Epiktet und selbst Sokrates vor diesem Jahre kaum kannte, so kann ich dieß Jahr doch nicht für verloren halten.

19. November.

Morgens. — Seit $^3/_4$6 Uhr bin ich wach und las nach einigem Kampf mit dem Schlaf Plutarchs Titus Quinctius Flamininus. — Nebst der Geschichte Frankreichs will ich die römische (letztere aus Quellen) zum Hauptgegenstand meiner Lectüre in den Nebenstunden dieses Winters machen. Außerdem will ich noch ein paar Moralphilosophen näher kennen lernen.

Die Ankündigung von Schlegels Museum hat die alte Autoreitelkeit wieder ein wenig in mir aufgeregt. In diesem Punkte muß ich Selbstverleugnung üben. Vor ein paar Jahren darf ich durchaus nicht ans Schreiben denken,

ſowohl meiner Geſchäfte, als meiner eigenen Cultur wegen, die in der Zwiſchenzeit hoffentlich erſt ihre beſtimmte Richtung und Reife erlangen wird.

Nachmittags. — Ich will ein wenig ruhen. Überſpannung iſt gefährlich; nur die Vernunft muß nie einſchlummern. — Meine Ruhe darf nur die der Muſen ſein. Ich fange Fergusons Unterſuchungen über die Fortſchritte und den Verfall der römiſchen Republik (franzöſiſch) zu leſen an.

24. November.

Das größte Ereigniß im Leben eines Menſchen iſt der Übergang aus der Herrſchaft der Neigung zur Freiheit oder zur Herrſchaft der Grundſätze. — Das höchſte Glück des Lebens iſt mir begegnet. Ich habe den Werth der Grundſätze kennen gelernt und die Tugend in ihrer wahren Geſtalt erblickt.

25. November.

Ich leſe Fergusons Recherches L. I. C. 3 u. 4. Es iſt ein verſtändiges und nützliches Buch, aber ohne großen Geiſt und beſondere Ordnung. — Die Überſicht der röm. Geſchichte bis zum erſten puniſchen Krieg iſt mit Recht ſehr kurz. Hier fängt das Werk des Polybius an, welches eines der erſten iſt, die ich kennen lernen muß.

26. November.

Ich las im Ferguſon bis zum Ende des zweiten puniſchen Krieges. Hannibal und Scipio — welche Männer! Der Letztere insbeſondere gehört zu den großen Helden des menſchlichen Geſchlechts. Wie klein ſind wir, und wie erbärmlich unſere Eitelkeiten, Sorgen und Angelegenheiten! Numerus sumus et fruges consumere nati.

Im Unglück zeigten ſich die Römer am größten;

dadurch wurden sie die Herrn der Welt. — Nichtswürdig ist, wen die Noth nicht antreibt, sich selbst zu übertreffen.

28. November.

Abends. — Ich las den Anfang des II. Buches von Ferguson, welches die Zerstörung von Carthago enthält. — Müdigkeit macht meine Aufmerksamkeit stumpf und die Phantasie zu üppigem Umherschwärmen geneigt. In solchen Träumereien konnte ich mich sonst verlieren. Sie sind der Tod aller Tugend und vernünftiger Thätigkeit.

29. November.

Ich lese im Ferguson bis zum Tode des Tiberius Gracchus. Die schönste Zeit der Republik ist da bereits vorüber.

1. December.

Morgens. — Ich habe den Anbruch des ersten Tages dieses überaus wichtigen Monats mit der Lectüre von Kants Tugendlehre gefeiert und will diese Lectüre in den nächsten Tagen und Wochen fortsetzen. Die Wahrheit und Reinheit dieser Lehre wird mir immer einleuchtender, je mehr ich practischen Sinn für die Tugend erlange. Die Grundsätze des Guten müssen fortwährend deutlicher in uns werden, wenn sie unsere alleinige Richtschnur werden sollen. Es sei eine Aufgabe für diesen Winter, nebst den moralischen Schriften von Kant selbst, auch ein paar seiner besten Commentatoren, sowie einige alte (Aristoteles und Cicero) und neuere (Hutcheson und Ferguson) Sittenlehrer zu lesen. Kenntniß und Übung müssen sich wechselseitig unterstützen, wenn man wahre Fortschritte in der Tugend machen soll. Und so denke ich, wenn ich das Leben habe, denselben Cursus nach drei bis vier Jahren zu wiederholen.

Mittags. — Ich denke mir nach und nach eine vollständige moraliſche Bibliothek anzuſchaffen, welche Alles, was ſich in dieſem Fache irgend auszeichnet, enthalten ſoll. Sie wird deſſenungeachtet nicht ſehr groß ſein; denn ſo viele moraliſirende Schwätzer es auch gibt, ſo wenig gibt es doch eigentliche Moraliſten. Dasſelbe iſt der Fall mit der Religionslehre, die im Grunde nur einen Theil der Moral ausmacht.

Nachts. — Sylla (im Ferguſon) hat mich ſtets intereſſirt ungeachtet ſeiner Laſter und Ungerechtigkeiten. Wo ſich immer Charakter zeigt, ein deutlicher Begriff und feſter Wille, da nimmt unſer Verſtand theil. So bei Lyſander und unter den Neueren bei Richelieu.

2. December.

Es iſt Pflicht, ſich über die Art, den Umfang und die Gründe ſeiner Verpflichtungen aufzuklären, und ohne Zweifel iſt die deutliche Einſicht und Kenntniß ſeiner Pflichten der größte Antrieb zur Erfüllung derſelben. Keuſchheit iſt eine Tugend und Unkeuſchheit ein Laſter; hierüber findet kein Zweifel ſtatt. Aber wo ſind die Grenzen jener Tugend und dieſes Laſters? — Daß man ſelbſt in der Ehe im höchſten Grade unkeuſch leben könne, wird allgemein anerkannt. Die Kantiſche Idee von der gegenſeitigen Erwerbungsart der Geſchlechter in der Ehe ſcheint eine ſeltſame Spitzfindigkeit zu ſein. Die Übereinſtimmung der Herzen und die gegenſeitige Abſicht, Kinder zu erzeugen, kann den Geſchlechtsgenuß allein rechtfertigen. Ein Vertrag über die wechſelſeitige Nutznießung der Geſchlechtseigenſchaften däucht mir eine barbariſche und zugleich unſittliche Vorſtellungsart zu ſein. Die Maxime der Zenobia und der Swiftiſchen Houyhnhnms iſt allein echt keuſch.

Es ſind Fälle denkbar, worin die Vielweiberei erlaubt und ſittlich rathſam iſt; die Vielmännerei kann es nie ſein. Der Grund liegt in der Möglichkeit der Zeugung. Jede Vereinigung der Geſchlechter, wobei die Zeugung abſichtlich vermieden wird, iſt H—rei.

3. December.

Morgens. — Um halb 7 Uhr machte ich Licht und las in Humes Eſſays. Dieſer verſtändige und gemäßigte Schriftſteller zieht mich ſehr an. Überhaupt haben die Engländer eine Reihe moraliſch-politiſcher Schriftſteller, denen wir Deutſche beinahe gar nichts an die Seite ſtellen können. Ich will mir ſie nach und nach alle anſchaffen: Shaftesbury, Hutcheſon, Smith, Ferguſon; Swift und Addiſon nicht zu vergeſſen. Es war doch nützlich, daß ich ſo viel Engliſch lernte, um dieſe Autoren im Original zu verſtehen. Auch das Lateiniſche (und vielleicht das Italieniſche) will ich wieder mehr betreiben.

Mittags. — Und wenn es keinen inneren Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter gäbe, ſo müßten die Menſchen dieſen Unterſchied aus freier Wahl feſtſetzen. Ruhm und Ehre müſſen ewig nur die Tugend, Tadel und Schande nur das Laſter treffen. Möge auch dieſes Leben unſer ganzes Daſein begrenzen, möge keine vergeltende Gerechtigkeit über den Sternen walten (und ſie iſt ſo gewiß, als die Sterne ſelbſt ſind), ſo muß doch das Recht auf der Erde heilig ſein, und die Würde der Menſchheit begründet und erhalten werden.

4. December.

Ich las vor dem Einſchlafen und heute nach dem Erwachen in Kants Tugendlehre und überzeugte mich aufs Neue von dem großen Nutzen, ja von der Nothwendigkeit,

welche die wiſſenſchaftliche und ſchulgerechte Kenntniß unſerer Pflichten in Abſicht der Ausübung derſelben behauptet.

5. December.

Morgens. — Das größte, das unſterbliche Verdienſt von Kant iſt unſtreitig der Gedanke, die Vernunft als ein rein practiſches Vermögen aufzuſtellen und ſie zur alleinigen Quelle des Pflichtbegriffs zu machen. Ich zweifle, ob es vor ihm eine wiſſenſchaftliche Moral gab, und ich hoffe, daß nach ihm ein Syſtem der Sitten entſtehen wird, das allen Angriffen des Skepticismus Trotz bietet. Es muß eine Zeit kommen, wo es kein Witz, keine Zweifelſucht, keine Neigung noch Verkehrtheit des Herzens mehr wagen darf, ſich gegen die heilige, allgemein verbindende Stimme der Pflicht aufzulehnen, und wo ſelbſt der Laſterhafte ſich und Anderen ſeiner Nichtswürdigkeit geſtändig werden muß. Was ſoll eine Sittenlehre für eine Kraft zur Beſſerung der Menſchen haben, die mit ſich ſelbſt nicht einig iſt und von dem Geſtändniß ausgeht (wie Humes ſeine), daß man ſchon halbwegs tugendhaft ſein müſſe, um für ihre Vorſchriften empfänglich zu ſein, d. h. ſie für verbindend zu halten? — Was das Chriſtenthum durch das Gefühl gewirkt, das muß Kants Sittenlehre durch die Vernunft bewirken, wenn ſie durch geſchickte und moraliſch geſinnte Bearbeiter nur erſt die wahre Deutlichkeit und Popularität erhalten hat.

Abends. — Ich fange an, Ciceros Werk über die Pflichten in Garves Überſetzung zu leſen. Nachdem ich 25 bis 30 Jahre in den Wiſſenſchaften geſtümpert habe, fange ich in ſchon ſehr vorgerücktem Alter und bei wenig Muße endlich an, diejenigen, welche fähig ſind uns beſſer zu machen, einigermaßen kennen zu lernen.

6. December.

Morgens. — Um halb 6 Uhr machte ich Licht und las bis jetzt im Cicero de officiis, wovon ich das erste Buch gleich endigen werde. Es ist eine Lectüre, zu der ich auch der Sprache wegen noch oft zurückkehren werde.

Nachmittags. — Ich habe einen Theil von Ciceros philosophischen Schriften im Original vor mir. Sie werden künftig meine Nebenstunden öfters beschäftigen; denn ich denke, wenn mir noch ein längeres Leben bestimmt ist, auch noch ziemlich viel Latein zu lernen.

Abends. — Ich war Nachmittags auf dem Glacis und beschäftigte mich beinahe allein mit dem Projecte meiner künftigen Autorschaft. Es fiel mir ein, vom November des künftigen Jahres an unter dem Titel Winterabende von Th. W. jährlich moralisch-philosophische Versuche in wochentlichen (oder monatlichen) Nummern, im Ganzen 12—20 Bogen, herauszugeben und damit in den folgenden Wintern fortzufahren. — Bei weiterer Überlegung werde ich wohl finden, daß jener Zeitpunkt noch zu nahe angesetzt ist und daß ich mich leicht wieder in literarische Eitelkeiten verwickeln könnte. — Doch Alles hängt von den Fortschritten ab, die ich in der Ordnung meines äußeren Zustandes sowohl, als in meiner Geistes- und Charakterbildung mache.

7. December.

Morgens. — Das Größte, was in diesem Jahr geschah, ist die lebendige Überzeugung, die ich mir erwarb, daß ohne Grundsätze kein Heil ist, und daß ich anfing, mir Grundsätze zu machen. Die Grundsätze selbst aber haben keinen anderen Vereinigungspunkt, als in der reinen Sittlichkeit. Dieses obersten Grundsatzes glaube ich

nun versichert zu sein, und ich kann, wie ich zu Gott hoffe, auf der Bahn des Guten nicht mehr zurück-, sondern nur vorwärtsgehen. Welche erhebende Aussicht für die Zukunft! — Unendlich sind die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden habe, um mein großes Ziel wirklich zu erreichen oder mich ihm wenigstens zu nähern. Aber das Schwerste ist doch geschehen; denn ich bin aus der Anarchie der Affecte, Gewohnheiten und Leidenschaften unter die Herrschaft der Vernunft übergegangen.

Mittags. — Allerdings habe ich Ursache, mich vor Autor-Eitelkeit in Acht zu nehmen. Das Project, dessen ich gestern erwähnte, kommt wenigstens noch ein Jahr zu früh, und überhaupt ist es dabei zu viel auf bloße Schöngeisterei abgesehen.

8. December.

Morgens. — Die Stoiker, denen Cicero in seinem Buche von den Pflichten durchaus folgt, hatten bewundernswürdig richtige und edle Begriffe von der Heiligkeit des Rechts. Schade, daß der unglückliche Versuch, die Identität des Nützlichen und der Gerechtigkeit in allen Fällen erzwingen zu wollen, ihrer Lehre so oft ein widersinniges Ansehen gibt.

Ich habe das Werk des Cicero zum erstenmal durchgelesen. Unstreitig enthält es sehr viel Gutes, wiewohl es als ein Ganzes schlecht ist und Cicero selbst gar kein philosophischer Geist war. — Was mir bei dieser Art von Lectüre aber überhaupt das Merkwürdigste ist, das ist der Eindruck, den sie auf mein Gefühl macht. Die bloße Beschäftigung mit solchen Gegenständen bessert unmerklich auch unser moralisches Urtheil und unser Herz. Daß ich mich so gedankenlos so manchen Verirrungen überließ, daran war die Entfernung schuld, worin ich von allen moralischen

Betrachtungen blieb. Hätte ich ſtatt der Dichter und politiſchen Schriftſteller zuweilen ein moraliſches Werk geleſen, ich würde nicht ſo in Gleichgiltigkeit verſunken ſein.

Nachmittags. — Der Gedanke, daß wir (ich) in allen Verhältniſſen mit Menſchen, mit Freunden, Dienern, Oberen, ſelbſt mit Fremden und Gegnern immer nicht unſere ganze Schuldigkeit thun und dagegen zu viel von Anderen verlangen, iſt dieſen Mittag (während eines Geſprächs) ſehr lebhaft in mir geworden. Die Regel der Vernunft und Sittlichkeit iſt: Thue zuerſt deine ganze Pflicht; — das, was Anderen obliegt, erwarte jedoch nie als die Bedingung deiner eigenen Handlungsweiſe!

Jetzt denke ich noch eine Stunde in Garves Anmerkungen zum Cicero zu leſen. Das iſt einer der wenigen deutſchen Schriftſteller, die ſich für die Moral ernſthaft intereſſirten.

Abends. — In den Anmerkungen Garves zum 2. Buch Ciceros de officiis finden ſich Betrachtungen über das Verhältniß der Religion zur Moral, die aus einem ſehr edlen, warmen Herzen gefloſſen ſind. Ohne viel Neues und Tiefſinniges zu enthalten, ſind ſie reich an klaren, vernünftigen Gedanken und fähig, ähnliche gute Geſinnungen einzuflößen, als der Verfaſſer äußert.

10. December.

Morgens. — Um 7 Uhr machte ich Licht und las ſeither Ciceros 1. Buch der Tusculanae disputationes. Als Kunſtwerk ſteht dieſe Schrift weit über der von den Pflichten. Und welch ein Schatz von Gelehrſamkeit!

Nachts. — Es iſt eine Freude zu ſehen, wie hoch Cicero über die gemeinen Genüſſe des Lebens hinweg iſt.

11. December.

Abends. — Ich las flüchtig das 5. Buch der Tuscul., welches bei Weitem nicht leiſtet, was es verſpricht. Es iſt eine Declamation über das Glück des Tugendhaften und ein ſeichtes Gemiſche ſtoiſcher, epikuriſcher und anderer Lehrſätze ohne Ordnung und beweiſende Stärke.

Nachts. — Ich habe Ciceros Werk über das höchſte Gut zu leſen empfangen. Es enthält, wie es ſcheint, eine genauere Darſtellung der Moralſyſteme der Alten, als irgend eine andere auf uns gekommene Schrift. Die Kenntniß derſelben gehört weſentlich zum Plan meines Selbſtunterrichts.

12. December.

Morgens. — Das 1. und 2. Buch von Ciceros Werk über das höchſte Gut, welches die Darſtellung der Lehre des Epikur und ihre Widerlegung enthält, iſt vortrefflich und das Beſte, was ich bis jetzt von Cicero las. Welche edle, großmüthige Geſinnungen und wie viel Verſtand! Gewiſs, die Neueren haben die Moral nicht weiter gebracht, wenn Kants Lehre nicht vollkommen gegründet iſt. Denn alle anderen Syſteme der Neueren ſind bei den Alten ſchon conſequenter da geweſen.

Nachmittags. — Da ich jetzt das 1. und 2. Buch des obig. Werkes beendigt habe, ſo finde ich mich in der Meinung beſtärkt, es bei Weitem für das Beſte der drei philoſ. Werke des Cicero zu halten, die ich bis jetzt (wiewohl nur flüchtig) kennen lernte. Einen großen Genuß verſpreche ich mir von dem 3. Buche, welches die Lehre der Stoiker darſtellt.

Abends. — Das ſtoiſche Syſtem (in Ciceros Darſtellung) befriedigt mich nicht. Es iſt voller Spitzfindigkeiten. —

Ich lege alle Lectüre bei Seite, die nicht interessant genug ist, mich aus der Zerstreuung zu wecken, worein ich verfiel. — Der halbe Tag ist verloren; denn ich bin ohne energische Gedanken und Empfindungen.

Nachts. — Kants Kritik der practischen Vernunft soll mich in mein Inneres zurückführen. Ein gesetzter Geist, wie Kant, theilt uns von seiner Zuversicht mit.

14. December.

Morgens. — Seit 6 Uhr habe ich Licht und lese die Kritik d. pr. V. Immer deutlicher wird mir dieß allein wahre System, immer überzeugter werde ich, daß ein rein guter Wille das Höchste in und außer der Welt, und diesen in uns zu gründen, unsere oberste Pflicht ist.

Abends. — Ich lese den herrlichen Abschnitt in der Kritik: Von den Triebfedern der reinen practischen Vernunft. — Jedes Wort ist gewogen, ernst, edel, voll tiefer Wahrheit.

Nachts. — Moral muß Wissenschaft sein. Ohne streng erwiesene Grundsätze ist alle Sittenlehre nur ein gleißnerisches Geschwätz. Ich will wissen, was und warum ich es mir zur Pflicht mache.

15. December.

Ist es zu wundern, daß (bei dem damaligen Zustande meiner Geistesbildung) meine erste Bekanntschaft mit Kants Schriften so wenig bleibenden Einfluss auf meinen Charakter hatte, da diese Schriften seit den 25 bis 30 Jahren, seit denen sie in Deutschland so vielfältig gelesen, erläutert, bestritten und vertheidigt wurden, selbst bei ihren erklärtesten Anhängern keine bekannt gewordene auffallende Sinnesänderung bewirkt haben und da, soviel man sieht, dadurch ganz und gar keine merkliche Revolution in der

Denkart und Moralität, ich will nicht ſagen des Volkes, ſondern auch nur des Lehrſtandes bewerkſtelligt worden? — Beweiſt dieß gegen Kant oder gegen ſeine Leſer und Nachfolger? — Wenn ich in mein eigenes Herz greife: unſtreitig nur gegen die Letzteren.

16. December.

Ich las Goethes Biographie vor und will nun den erſten Theil für mich durchleſen. Dieſer Schriftſteller hat viel Einfluß auf meine Bildung und Verbildung gehabt. Es iſt intereſſant zu ſehen, wie er ſich ſelbſt verbildete; denn leider hat er ſeine herrlichen Talente aus Mangel eines moraliſchen Princips verhältnißmäßig nicht viel beſſer angewandt, als ich meine mittelmäßigen

17. December.

Morgens. — Goethes Selbſtbiographie iſt ſehr intereſſant und lehrreich. Da ſehe ich in glücklichen Umſtänden ein wahres Talent ſich entwickeln. — Wie dumpf, unbeſtimmt und unglücklich war dagegen das Thun, Sinnen und Treiben meiner Jugend! Daß ſich endlich Vernunft aus meinem zweckloſen Leben entwickelt, iſt ein Ereigniß, welches kaum gehofft werden konnte. Lauter falſche Antriebe ſetzten mich von Kindheit auf in Bewegung.

Mittags. — Die Klarheit und Ruhe, welche in Goethe ſchon ſo früh ſich offenbarten, waren die Wirkung einer genialiſchen Naturanlage. Nur die Moralität kann in gemeinen Gemüthern dieſe Einheit und Heiterkeit des Bewußtſeins hervorbringen.

19. December.

Ich leſe Kants Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten, worin mir noch Manches nicht deutlich iſt, aber auf jeder Seite beinahe, bei jedesmaliger Betrachtung neue

Wahrheit und größere Überzeugung entgegenleuchten. — Die Vernunft allein — jedes Vernunftweſen — iſt Zweck an ſich und hat einen abſoluten Werth. Alles, was die Natur umwölkt und ſtört — Affect, Leidenſchaft, Genuß — iſt ein Hinderniß dieſes abſoluten Werths, iſt ſein Widerſpiel, — und das Hingeben an dieſe Hinderniſſe — Nichtswürdigkeit.

20. December.

Die letzteren Abſchnitte von Kants Grundlegung ſind mir, wie ich nun finde, noch wenig bekannt und es wird nützlich ſein, dieſe Schrift bald wieder durchzuleſen. — Alle anderen Philoſophen, die ich bis jetzt kennen lernte, ſind doch mit Kant verglichen bloß mehr oder weniger geiſtreiche Schwätzer. Wie ſträflich bin ich, daß ich mich von dieſem Schriftſteller ſo ganz entfernte, da ich ihn doch ſchon vor 20 Jahren auch als Moraliſten kannte!

21. December.

Freunde zu erwerben, iſt — nach der Meinung des Sokrates — die größte und nützlichſte Kunſt. In ſeinem Sinne (nur auf meine Umſtände angewendet) will ich dieſe Maxime ausführen. Ich will einen Kreis von Menſchen um mich bilden, denen ich und die mir nützlich ſein können. — Dazu, nicht zur Celebrität, die ganz eitel iſt, will ich meine Talente und Kenntniſſe verwenden. Es ſind die Elemente zu ſehr fruchtbaren Verhältniſſen um mich vorhanden; mit Weisheit und Klugheit kann ich noch viel leiſten.

22. December.

Morgens. — Platons Apologie des Sokrates enthält Stellen von der rührendſten Wahrheit, Stärke und Schönheit. Ich werde noch oft zu dieſer herzerhebenden Lectüre (und zu allem dem, was den Sokrates betrifft)

zurückkehren. Die großen Vorbilder der Weisheit und Tugend müſſen mir immer gegenwärtig ſein.

Abends. — Herrlicher Platon! Welche Gedankenfülle, welche Beredſamkeit, welche erhabene Geſinnung! — Ich leſe den Phädon wieder.

23. December.

Ich las aus Goethes Leben vor. — Die letzteren Bücher intereſſiren mich auch bei der zweiten Lectüre. Welche ſchöne Einheit iſt in der Entwicklungsgeſchichte dieſes Mannes! Das iſt der Vorzug des Genies. Gemeine Naturen können nur durch Sittlichkeit zu dieſer Eintracht mit ſich ſelbſt gelangen.

25. December.

Um 7 Uhr machte ich Licht und las im Phädros des Platon. Es ſind einige erhabene Gedanken unter einem Schwall von Spitzfindigkeiten und ſchwärmeriſchen Bildern. Wie kann man uns den Platon wieder erwecken wollen und damit der Philoſophie zu helfen glauben! — Man muß von den Alten lernen, aber nicht verkennen, worin es ihnen an Erfahrung und deutlicher Kenntniß fehlte. Der Schluß iſt ſchön und enthält ſehr weiſe Betrachtungen über den Vorzug des mündlichen (eigentlich practiſchen) Unterrichts vor dem Schreiben. — „O Pan und ihr anderen Götter dieſes Ortes, (ſagt Sokrates beim Abgehen) gewähret mir von Innen ſchön (edel, gut) zu werden, daß alles Äußere, was ich habe, dem Inneren befreundet ſei, und daß ich für reich den Weiſen halte! Goldes ſei mir ſoviel, als dem Mäßigen und nur ihm genüget! — Sollen wir noch um etwas Anderes bitten, Phädros? Mir iſt dieſes Gebet hinreichend.“

26. December.

Morgens. — Ich las im Platon und bin nun auf das intereſſanteſte ſeiner Geſpräche (den Gorgias), ſoweit ich ſie jetzt kenne, gekommen. Der Gegenſtand iſt rein moraliſch und alſo ungleich freier von Spitzfindigkeiten.

Geſegnet ſei der Tag, an dem ich beſchloß, dieſes Tagebuch zu führen und mir Rechenſchaft von meinen Handlungen und Geſinnungen zu geben! Es iſt der heutige.

Abends. — Ich habe den Gorgias des Platon geendigt. Er iſt (wenige dialectiſche Spitzfindigkeiten ausgenommen) ein unübertreffliches Meiſterſtück, voll der edelſten Grundſätze und ſtärkſten moraliſchen Wahrheiten. Nirgends erſcheint Sokrates größer, weiſer, mit einem rührenderen Ernſt und Tugendeifer. Und welche herrliche Form hat das Ganze! — Ich werde dieß ſchöne Werk oft, jährlich mehr als einmal leſen.

29. December.

In adversis vultum secundae fortunae gerere, moderari in secundis. — Ich durchleſe mein Tagebuch ſeit November. Es iſt viel Leben und Arbeit in dieſer kurzen Zeit in meinem Inneren geweſen. Sehr ſchlimm iſt es, daß ich nach jeder größeren ökonomiſchen Anſtrengung bisher gleich wieder davon abkam. Vom 26. November bis 15. December war ich (dem Tagebuch nach) beinahe bloß Gelehrter; ſo ſehr vertiefte ich mich in die Lectüre ſei es auch an ſich nützlicher Werke. Wie kann ich mich wundern, daß meine Geſchäfte nicht vorwärtsgehen, da ich im Grunde ſo wenig anhaltenden Fleiß daran verwende?

31. December.

Ich ward um 6 Uhr wach und las nach einigen Betrachtungen gemiſchter Art John Wesleys (Stifters der

Methodiſten) Leben im Baur. Vor dem Einſchlafen hatte ich noch unſeres Bürgers Leben geleſen. Beide ſind, beſonders als Gegenſatz, ſehr lehrreich. —

Und ſo ſchließe ich den erſten Jahrgang dieſes Tagebuchs mit dem feſten Willen, es bis zum Ende meines Lebens fortzuſetzen, und in dem Vertrauen, daß ich von Jahr zu Jahr weniger Schlimmes und mehr Gutes von mir ſelbſt darin zu ſagen haben werde. Das nächſte Jahr kann in ökonomiſcher Rückſicht ſehr traurig für mich werden, in moraliſcher aber wird es, wie ich zu Gott hoffe, erfreulicher ſein, als jedes, das ich bisher durchlebte.

1812.

1. Jänner.

Ein Jahr voll unabläßiger Arbeit und Sorge erwartet mich, voll ernster Pflichten und Prüfungen, vielleicht voll Trübsal. Was an mir liegt zu thun, um Unglück von mir und den Meinigen abzuhalten, das ist Pflicht; und wenn ich es nur daran nicht fehlen lasse, so wird wenigstens mein Geist unter den Schlägen des Schicksals nicht ganz erliegen. Was ich auch erleiden mag, ich leide es nach der Gerechtigkeit. —

5. Jänner.

Morgens. — Ich bin seit 6 Uhr wach und las nebst Anderem Gibbons Lebensbeschreibung im Baur. Auch er hielt einen großen Theil seines Lebens hindurch ein Tagebuch.

Abends. — Was gibt so vielen mittelmäßigen Menschen eine Überlegenheit in ihren Geschäften? — Nichts als dieß, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit darauf beschränken, daß sie durch keine anderen Gegenstände, durch keine Liebhabereien und Leidenschaften davon abgezogen werden. — Was hat mich in den meinigen so sehr zurückgebracht? — Nichts als Fahrläßigkeit, Zerstreuung, Mangel an Consequenz und Ordnung.

9. Jänner.

Ich habe in der Nacht und heute früh Schlegels Museum, erstes Heft, gelesen, worin Manches (auch im

guten Sinne) bemerkenswerth ist, das Merkwürdigste aber die christliche Philosophie des Herausgebers. — Wahrlich, diese Meister werden mich nicht von Sokrates und Kant abwendig machen!

10. Jänner.

Mittags. — Es ist ein schöner, milder Wintertag; ich war eine halbe Stunde auf der Bastei. — Ich fühle mich gesund, aber ohne wahre Energie. Offenbar war ich in den letzten Tagen zu zerstreut; auch bedarf ich der Beispiele und fleißiger Wiederholung der guten Lehren und Grundsätze, um nicht in sittliche Gleichgiltigkeit zu verfallen. Ich darf mich daher nicht, wie in den letzten Wochen, aller Lectüre enthalten.

Abends. — Ich lese Xenophons Abhandlung von der Haushaltungskunst. Der Geist des Sokrates ist darin merkbar; ich fühle mich besser, so oft ich mich diesem Geiste nähere.

11. Jänner.

Die ökonomischen Zwecke des Lebens, wie dringend sie auch sein mögen, füllen den menschlichen Geist nicht aus; und gewiß, es sind nur untergeordnete Zwecke. Sittlichkeit, — Charakterstärke, — Cultur der Vernunft, — das sind die höchsten Zwecke des Lebens; — ich darf diese nicht gleichsam auf bessere Zeiten aufschieben.

Die Vernunft will man uns verleiden, um uns in die Arme eines blinden Glaubens zu werfen. Ihr Thoren! wenn ihr nicht vielmehr Betrüger seid; — wonach unterscheidet ihr denn die wahren und die falschen Propheten, deren Wort wir glauben sollen, wenn es nicht nach der Vernunft geschieht? Gott hat sich den Besten zu allen Zeiten — in ihrem Innern (durch Vernunft und moralisches

Gefühl) geoffenbart und wird ſich ihnen auch künftig offenbaren.

13. Jänner.

Ich leſe Jean Pauls Katzenbergers Badereiſe Zuweilen darf (ja ſollte) ich mich durch eine ſo leichte Lectüre zerſtreuen und erfriſchen.

16. Jänner.

Ich las Kants Idee zu einer weltbürgerl. Geſchichte wieder, ein Aufſatz, der mich immer ſehr wohlthätig anregt. Das Intereſſe der Vernunft, das größte menſchliche, hat nie einen größeren Beförderer gehabt, als dieſen Philoſophen. Dieß Intereſſe auch an meinem geringen Theile zu befördern, iſt mein höchſter Wunſch in dieſer Welt.

Selbſt vernünftig zu leben, iſt der geradeſte Weg, die Vernunft überhaupt bei Ehren und Anſehen zu erhalten. Alles Anpreiſen der Vernunft ohne eigene Anwendung und lebendige Beiſpiele hilft nichts. Ich werde alſo ſelbſt in weltbürgerlicher Abſicht nichts Beſſeres thun können, als die nächſten Jahre hauptſächlich auf meine eigene Cultur und Beſſerung zu verwenden und es der Vorſehung anheimzuſtellen, ob ſie mich ſpäterhin würdigt, als Schriftſteller oder, wie es ihr ſonſt gefällig iſt, auch auf das Ganze zu wirken.

17. Jänner.

Morgens. — Schon in der Nacht und früh nach dem Erwachen las ich Humes Dialogues concerning natural religion. Ich glaube meiner Grundſätze genug ſicher zu ſein, um mich an dieſe Lectüre wagen zu dürfen.

Von Zeit zu Zeit darf ich der Lectüre einige Stunden widmen, ja ich ſoll es thun, um den Grad von Geiſtes-

Cultur, den ich erreichte, zu erhalten. Aber nur die vorzüglichsten Werke kann und will ich lesen.

Mittags. — Ich möchte irgend ein ausführliches Buch, das die Pflichtenlehre in ihrer größten Strenge behandelt. Es ist den Menschen so wenig Ernst mit der Erfüllung ihrer Pflichten. Staat und Kirche thun beinahe nichts für die wahre Sittenbesserung; und wie schal und leichtfertig sind selbst die meisten Moralisten von Profession.

Abends. — Ich lese die Geschichte des Kardinals Ximenes von Buchholz. Es ist einer der kraftvollsten Männer der neueren Zeiten. Grundsätze und fester Wille sind die Grundlage aller Größe.

Ximenes war 77 Jahre alt, als er die Regentschaft übernahm. Mein eigenes Gemüth, der Kreis meiner Geschäfte ist mein Königreich — und ich bin erst 44 Jahre alt.

19. Jänner.

Mittags. — Ich lese in Voltaires Essais historiques. Es ist eine geistreiche Übersicht, die auch zum Vorlesen geeignet ist. Die allgemeine Geschichte gehört zu den Studien, welche ich nicht vernachläßigen darf.

Nachmittags. — Wenn Gott mein Vorhaben segnet, wenn ich in diesem Jahr meine Geschäfte noch in einige Ordnung bringe, so möchte ich wohl 8 bis 10 Bogen (Winterabende, I. Jahrgang) drucken lassen, um auch Etwas für die Welt zu thun und nicht stumm das Leben zu verlassen. Künftige Jahrgänge (wenn mir Gott das Leben erhält) sollten dann den Fortgang und die weitere Entwicklung meiner Ideen enthalten. —

Die kurze Geschichte Mahomeds und seiner Nachfolger ist von Voltaire vortrefflich behandelt. — Auch Mahomed ward 40 Jahre alt, ehe er aus der Dunkelheit hervortrat.

Nachts. — Ich las Voltaires Essai sur les moeurs vor und fand in der Wiederholung neben manchem geistreichen Zug doch viel Seichtigkeit und freigeistisches Geschwätz. — Ein Geschichtsschreiber ohne Ernst und Unparteilichkeit ist eine widrige Erscheinung.

22. Jänner.

Morgens. — Vor dem Einschlafen und nach dem Erwachen beschäftigte mich Ludwigs XV. Lebensbeschreibung im Baur, ein Gemälde der schändlichsten Indolenz und Wollust. — Die Laster haben überall gleiche Wirkungen, im Staat wie im Privatleben.

Vormittags. — Der Plan meiner ökonomischen Regeneration ist noch nicht fest und deutlich, aber er liegt bereits dunkel in meinem Kopfe.

Nachts. — Aus diesem Tagebuch (wenn ich überhaupt lebe und mich erhalte) wird sich nach und nach meine Geschichte entwickeln. Wie merkwürdig ist sie schon jetzt, um wieviel mehr muß sie es werden, wenn ich noch zehn, vielleicht zwanzig Jahre lebe.

23. Jänner.

Morgens. — Ich las im Baur Dr. Bahrdts Leben. Welch ein Spiegel für Leichtsinn und Charakterlosigkeit! — Möge mir doch so viel Zeit vergönnt sein, um das Beispiel einer wahren Charakterbesserung zu geben!

Abends. — Ich habe ein interessantes Buch (Jacobi, über die göttlichen Dinge und ihre Offenbarung) erhalten, dessen Durchlesung mich heute und vermuthlich auch morgen in meinen Freistunden beinahe allein beschäftigen wird. Der erste Aufsatz über eine Weissagung Lichtenbergs ist mir großentheils unverständlich. Die bilderreiche Sprache schadet dem Sinn, und im Ganzen ist keine Ordnung.

„Nur das höchste Wesen im Menschen zeugt von dem Allerhöchsten außer ihm; der Geist in ihm allein von einem Gott. Darum sinkt oder erhebt sein Glaube sich, wie sein Geist sinkt oder sich erhebt.“ —

Der Hauptaufsatz (die Recension des Wandsbecker Boten) ist, soweit ich ihn bis jetzt kenne, deutlich gedacht und vortrefflich geschrieben. Es ist wahrer Glaube, echtes Tugendgefühl in diesem Schriftsteller. Ich will ihn näher kennen lernen.

Nachts. — Jacobi zeigt, in dieser Schrift wenigstens, wahre Achtung für Kant. Es macht mir herzliche Freude, diesen talentvollen Mann am Ende seiner Laufbahn noch so vernünftig, wahr und warm zugleich zu finden.

24. Jänner.

Morgens. — Ich habe in der Nacht und Morgens Jacobis (fast durchaus) treffliche Schrift ganz ausgelesen. Sein Glaube ist größtentheils auch der meinige und (wenn er recht verstanden wird) selbst Kants Glaube.

Zwei neuere Schriftsteller, die er anführt, Fries und Bouterwek, muß ich näher kennen lernen. (Immanuel Kant, ein Denkmal von B. 1805 und neue Kritik der Vernunft von Fries, 3 Th.) Die deutsche Philosophie scheint wieder eine erfreulichere Gestalt zu gewinnen. Etwas zu ihrer völligen Begründung beizutragen, ist vielleicht meinem höheren Alter aufbehalten.

Abends. — Ich habe die berufene Abhandlung über das österreichische Papiergeld in den Europ. Annalen vor mir und soll sie heute noch durchlesen. Es fehlt viel, daß sie leistete, was man von ihr sagte.

Nachts. — Der Aufsatz hat wenig Werth. — Ich will mich zum Beschluß des Tages noch mit einer gemüthlichen Lectüre ergötzen.

26. Jänner.

Ich habe die Apologie des Sokrates in der Bearbeitung von Claudius vorgeleſen und bin ſelbſt bis zu Thränen gerührt worden.

Sokrates, Epiktet — als Lehrer und Vorbilder — Platon und Kant — als wiſſenſchaftliche Lehrer —, das ſind die Geſandten Gottes und die Genien der Menſchheit!

27. Jänner.

Ich habe den Kriton und (mit Abkürzungen) den Phädon vorgeleſen. Auch ſie machten vielen Eindruck. Groß iſt die Macht des Beiſpiels. — Mein Umgang mit den edelſten Geiſtern des Alterthums erweitert ſich. Ich habe Marc Aurels Betrachtungen gekauft und werde morgen anfangen ſie zu leſen.

28. Jänner.

Morgens. — Außer der Sittenlehre, die ich wiſſenſchaftlich betreiben will, werde ich mich in dieſem Jahr auf die nähere Kenntniß des Sokrates, Epiktet und Marc Aurel großentheils beſchränken, da es in practiſcher Abſicht ſehr wichtig für mich iſt, fürs Erſte nur mit den allerreinſten Charakteren (als Vorbildern) vertraut zu werden. In die ſpeculative Philoſophie mich zu vertiefen, will ich vermeiden und außer Kant bloß ein paar ſeiner Erklärer und neueren Nachfolger (Tieftrunk, Fries, zum Theil Bouterwek) leſen.

Abends. — Ich habe angefangen, Marc Aurels Tagebuch zu leſen. Wie lehrreich, wie erbauend iſt es! — Wo dachte ich hin, was wollte ich, daß ich nur um diejenigen Bücher mich nie bekümmerte, aus denen ich wahren Nutzen hätte ſchöpfen können? — Daß ich überhaupt ſo gleichgiltig

gegen die wahre Bildung und das Heil meiner Seele war! Ich dachte gar nicht, ich träumte nur.

Nachts. — Darin ſtimmen alle denkenden, großherzigen Menſchen überein: — frei von Begierden und Eigennutz, auf einen edlen Zweck muß die Seele gerichtet ſein, wenn das Leben überhaupt einen Werth haben ſoll. — Und wie das Leben, ſo das Denken; — die Geſinnung, die Handlungsweiſe muß durch die Philoſophie beſtimmt werden, oder ſie iſt nur ein eitles Geſchwätz. Wenn die deutſche Philoſophie zu Ehren kommen ſoll, ſo muß ſie ihre Kraft in der Bildung reiner und ſtarker Charaktere zeigen.

29. Jänner.

Ich habe in der Nacht und Morgens einen großen Theil des Marc Aurel geleſen. Viele ſeiner Maximen paſſen auf meine perſönlichen Verhältniſſe. Er war ein Geſchäftsmann und hatte alſo (aus Pflicht) gegen den Hang zur Speculation und zu den Büchern zu kämpfen. Die Kürze des Lebens, die Eitelkeit des Ruhmes waren ihm ſtets gegenwärtig. — „Thue deine Pflicht, nichts als deine Pflicht, bleibe in dem Kreis der Wirkſamkeit, der dir angewieſen iſt!“ Es iſt auch eine Eitelkeit, „ein Muſter für Andere ſein zu wollen;“ — ſei erſt dir ſelbſt genug!

31. Jänner.

Nur meinen Geſchäften darf ich in Zukunft leben. Der eingehende Monat muß darin Epoche machen. — Pflicht, Ehre, Zufriedenheit ſtehen auf dem Spiel. — Hinweg mit den Planen der Eitelkeit! In meinem Gemüth, Haus und Geſchäftskreis iſt Alles eingeſchloſſen, was mich angeht. Alles Streben, das darüber hinausgeht, iſt Thorheit.

3. Februar.

„Weſſen Lebenszweck nicht ſtets ein und derſelbe iſt,

der kann auch selbst nicht sein ganzes Leben hindurch einer und eben derselbe sein." — „Und nur einen aufs allgemeine Wohl gerichteten Zweck darf man sich vorsetzen." — Der ganze Gedanke ist Kantisch. „Wer alle seine Bestrebungen auf diesen Zweck richtet, der wird dadurch seinen Handlungen Gleichförmigkeit geben und selbst immer derselbe sein." Marc Aurel. XI. 21.

4. Februar.

Ich lese Reches Commentar über den Marc Aurel.

Nicht eher will ich schreiben und noch weniger drucken lassen, als ich meiner wiedererrungenen Freiheit gewiß bin; auch nicht eher, als bis ich die großen Alten, die ich oben nannte, sowie Kants Moralsystem vollkommen kenne. Es ist schon allzu viel über Moral geschwatzt worden; ein Moralist dessen Leben seinen Lehren widerspricht, ist ein Ärgerniß.

5. Februar.

Reches allgemeine Anmerkungen zum Marc Aurel haben viel Verdienst. Die wahren (practischen) Stoiker, wie Epiktet und Antonin waren der Vollkommenheit sehr nahe. — In homine optimum quid est? Ratio. Hac antecedit animalia, deos sequitur. — Hace vocatur virtus. Hoc est honestum et unicum hominis bonum. Seneca 76. — Auch den Seneca will ich in diesem Jahre noch kennen lernen.

7. Februar.

Ich las eben noch einmal Schlegels Recension der Jacobischen Schrift über die göttlichen Dinge. Da ist Mangel an Denkkraft, Klarheit und vielleicht auch an Aufrichtigkeit. Aber der Grundfehler aller dieser Vernünftler und Träumer scheint in dem moralischen Indifferentismus zu liegen. Nur der pflichtergebene Mann kann ein Weiser, ein wahrer Philosoph sein.

9. Februar.

Ich lese im Cicero über das höchste Gut. — „Glückselig ist, wem es noch im Alter zutheil wird, die Weisheit und die wahren Meinungen zu erlangen.“ (de finibus, V. 21.)

11. Februar.

Ich las im 7. Theil des Wandsbecker Boten, der unter Anderem Auszüge aus Bacons Werken das Christenthum betreffend enthält. Der Ton der Überzeugung, mit dem so viele große Köpfe von dieser Religion sprachen, ist doch sehr merkwürdig. — Aber auch Sokrates konnte sich von der Volksreligion nicht genug freimachen; und die Geheimnisse des Christenthums haben ungleich mehr Vernunftmäßiges.

13. Februar.

Ich lese Hutchesons Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend in einer leider sehr schlechten Übersetzung. — Auch diesen ausgezeichneten Kopf habe ich bisher nicht gekannt.

14. Februar.

Morgens. — Ich bin seit 5 Uhr wach und habe nur wenig geschlafen. Vorher und nach dem Erwachen las ich in Hutchesons Untersuchung. Es ist ein gründlicher Beobachter; in mancher Hinsicht ein Vorläufer des Kantischen Moralsystems. Die Seichtigkeit des angeblich allgemeinen Princips der Selbstliebe wird von ihm hinlänglich dargethan. Aber der Schritt von dem Begriffe einer uneigennützigen Tugend (aus Gefühl) zu dem der Pflicht ist noch sehr groß.

Nachmittags. — Hutcheson ist wirklich einer der gründlichsten und liebenswürdigsten Moralisten, und ich denke ihn bald ganz kennen zu lernen. „Die Wohlfahrt der

vernünftigen und empfindenden Weſen" iſt eigentlich nach ihm der Zweck und das Weſen der Tugend. Auf denſelben Grundſatz hat mich ſchon früher der geſunde Verſtand gebracht. Auch Kant ſcheint viel von ihm gelernt zu haben.

Abends. — Ich leſe wieder im Hutcheſon. Hätte ich doch ſolche Schriftſteller ſtatt der Dichter und witzigen Köpfe, denen ich ſo lange nachäffte, zu den Geſellſchaftern meiner jüngeren Jahre gemacht! Es iſt unmöglich, mit vernünftigen und tugendhaften Menſchen vertraut zu werden, ohne ſelbſt beſſer und vernünftiger zu werden.

15. Februar.

Morgens. — Wenn ich noch ein paar Jahre an meiner eigenen ſittlichen Bildung arbeite und nebenbei die großen moraliſchen Schriftſteller genauer kennen lerne, ſo werde ich wohl im Stande ſein, einen nützlichen Tractat über die Moral zu ſchreiben. Nicht neu, noch glänzend, ſondern wahr, einfach und eindringend wünſche ich zu ſchreiben. — Unter den Neueren ſind die Engländer bei Weitem die Wichtigſten an guten moraliſchen Schriften: Shaftesbury, Hutcheſon, A. Smith, Clarke, Hume, Ferguſon, Wollaſton, (unter den älteren Hobbes und Cumberland) ſind ſämtlich einer näheren Bekanntſchaft werth. — Grotius, Puffendorf, Leibnitz und Wolf darf ich ebenfalls nicht übergehen. — In zwei bis drei Jahren kann ich den Plan des Werkes entwerfen, zwei oder drei Jahre werde ich brauchen, um es zu vollenden; vor meinem 50. Jahre wird es alſo auf keinen Fall erſcheinen, und in der That iſt dieß auch das rechte Alter zu einem ſolchen Unternehmen.

Nachmittags. — Ich hatte vor Tiſch eine Commiſſion bei der Stadthauptmannſchaft, wo mich die perſönliche Achtung, die man mir erwies, nicht wenig ergötzte. Rechtlich-

keit, Verstand, ein gewisser Grad von Talenten erwirkt unvermeidlich Achtung und Zuneigung.

Abends. — Der Cours ging bis 286—90. Wir sind also beinahe, wo wir waren, und meine Calculs im vorigen Sommer waren nicht so unrichtig.

Nachts. — Hutchesons System ist der moralischen Gesinnung günstig, weil es die Selbstsucht ausschließt und das Factum einer freien sittlichen Beurtheilung vielfältig beleuchtet; aber der strenge Pflichtbegriff ist nicht daraus abzuleiten, und die gute Gesinnung ist darnach mehr eine Sache des Geschmacks als der eigentlichen Sittlichkeit.

16. Februar.

Ich lese das 7. Buch in der Ethik des Aristoteles, welches über Enthaltsamkeit und Unenthaltsamkeit sehr weise und verständliche Bemerkungen enthält. — Unenthaltsamkeit ist Schwäche, nicht eigentlich Laster; denn das Laster handelt nach einem verkehrten Princip (der Wille ist böse), die Schwäche aber handelt dem guten Princip entgegen. Das Laster ist häßlich, Schwäche verächtlich.

„Der Mäßige flieht die Vergnügungen und der Kluge strebt weit mehr nach Schmerzlosigkeit, als nach Vergnügen." Noch mehr: „Die Vergnügungen sind Hindernisse für die Tugend der Klugheit und desto größer, je lebhafter sie selbst sind. Daher keine ärgeren Feinde eines vernünftigen Betragens, als die Freuden der sinnlichen Liebe; denn diese erlauben dem Menschen gar nicht einmal zu denken." VII. 125.

Aristoteles beschränkt und berichtigt in den folgenden Capiteln die zwei ersten der obigen Sätze; und selbst von den körperlichen Vergnügungen sagt er: „nur Derjenige

ſündigt, welcher ſie nicht auf die gehörige Weiſe, unter den Einſchränkungen der Sittlichkeit, genießt.“ Cap. 15.

Welch ein Geiſt iſt Ariſtoteles! Welche Klarheit, Schärfe und Nüchternheit! Und ich habe ihn (zum Theil ſeine Poetik ausgenommen) gar nicht gekannt, obwohl ich den Schriftſteller, ſogar den Philoſophen machte! Bisher habe ich in der Ethik nur geblättert. Ich will ſie in dieſem Jahre noch einigemal durchleſen.

17. Februar.

Ich leſe im 2. Hefte des Muſeums Aufſätze von Schlegel und A. Müller. Dieſe Schriftſteller haben wirklich viel Sprachtalent, aber wie wenig beſtimmte Gedanken und wie wenig Wahrheit! — Was insbeſondere dieſer A. Müller will? — Es iſt nicht der Mühe werth, es zu errathen.

18. Februar.

Das 5. Buch der Ethik, welches von der Gerechtigkeit handelt, enthält neben manchem Wahren und Schönen auch viel leere Spitzfindigkeiten; aber das 6. Buch über die Klugheit iſt voll reifer Einſicht und Verſtand.

20. Februar.

Morgens. — In der Nacht las ich noch ein Capitel des Ariſtoteles über die Freundſchaft. — Ohne Annehmlichkeit des Umgangs gibt es keine Freundſchaft. Es iſt Pflicht, unſere Sitten liebenswürdig zu machen.

Nachmittags. — Ich las Lerchmanns Vorrede zu Hutcheſons Sittenlehre der Vernunft, welche Nachrichten von dem Leben und den Schriften dieſes „Sokrates der Schottländer“ enthält. Und dieſer vortreffliche Mann ſtarb im 53. Jahre. — Nos numerus sumus et fruges consummere nati.

Abends. — Mit Recht habe ich Hutcheſon den Vorläufer Kants genannt. Niemand vor ihm hat den eigentlichen Charakter der Sittlichkeit und Tugend ſo genau beſtimmt. Selbſt die Stoiker laſſen das Princip der eigenen Glückſeligkeit mit dem der Tugend zu ſehr in einander laufen. Hutcheſon zeigt mit großer Klarheit, daß etwas ganz Anderes iſt, tugendhaft ſein und ſein eigenes (auch erlaubtes) Glück befördern.

Ich eile in meiner Lectüre zu einem Gegenſtand voraus, der mich beſonders anzieht: Buch III., Cap. 1. Dieſer Abſchnitt enthält ungemein vernünftige Gedanken über die Ehe.

Nachts. — Ich bin heute auf dem Spaziergang wieder auf meine Winterabende gekommen. Vielleicht wäre es das Beſte, die drei Charaktere von Weſt, Brink und Palmer als Vehikel der Meinungen, die ich vorzutragen habe, vollkommen auszubilden. Brink müßte der reuige Sünder, Palmer der ſchuldloſe Menſch, Weſt der abwiegende Beobachter ſein. — Dieſe Charaktere können erſt durch eine ſolche Anwendung einigen ſchriftſtelleriſchen Werth erhalten.

21. Februar.

Morgens. — In der Nacht und heute früh (nach 6 Uhr) las ich im Hutcheſon. Es iſt ein vortrefflicher Schriftſteller, von dem ich viel lernen kann. Ich denke zuerſt die Überſetzung und dann nach einiger Zeit das Original ohne andere Unterbrechung zu leſen. Es iſt Pflicht, meine moraliſchen Begriffe immer mehr aufzuklären und mich durch Lehren und Beiſpiele in den guten Grundſätzen zu beſtärken. Hätte ich in früherer Zeit ſolche Bücher geleſen, gewiß würde ich manchen Fehltritt nicht begangen, von manchem mich eher wieder aufgerichtet haben.

Abends. — Der 9. Abschnitt des ersten Buches in Hutcheson enthält nebst einer gut gerathenen Ausführung des physikotheologischen Beweises einen verunglückten Versuch einer Theodicee. Kant hat dargethan, warum überhaupt kein solcher Versuch gelingen kann. Aber Hutcheson hatte auch noch keinen deutlichen Begriff von der eigentlichen Bestimmung des Menschen. Wenn Freiheit und Tugend das oberste Gut sind, so kann gar nicht mehr Frage sein, warum der Mensch so vielen Übeln ausgesetzt ist.

23. Februar.

Abends. — Ich bin in der Lectüre Hutchesons über den allgemeinen Theil vorgerückt. Es ist ein großer Übelstand in diesem Werke, daß die Rechts- und Tugendlehre darin vermengt vorgetragen werden. Ein guter Commentar über Kant kann mir hierüber ungleich nützlicher sein. Ich werde, bis ich etwa einmal mehr Zeit habe, nur einzelne Abschnitte von Hutchesons 2. und 3. Buche lesen. Interessanter möchte für mich seine Abhandlung über die Leidenschaften sein.

Die wenigsten Menschen denken auch nur daran, daß sie Pflichten haben, die über die gemeinen Verhältnisse des Lebens hinausgehen. Dachte ich doch selbst so lange nicht daran. Es ist die erste Pflicht, den ganzen Umfang seiner Pflichten kennen zu lernen.

Nachts. — Zuweilen meine ich, daß es nur auf die Entschließung ankomme thätig zu sein, dann finde ich wieder, daß dieses nur eine nach und nach erworbene Fertigkeit sein kann. — Träume nicht länger, handle! —

24. Februar.

Morgens. — Die meisten Menschen sterben an den Folgen ihrer Unmäßigkeit. Sehr schwache Constitu-

tionen können durch Mäßigkeit lange erhalten werden. Ich werde — das hoffe ich zu Gott — noch lange genug leben, um auszuführen, was mir Vernunft und Pflicht als nothwendig vorschreiben. — Kein Zustand ist so schlecht daß er sich nicht besser machen ließe.

Abends. — Welch ein Mann ist Aristoteles! Die ruhige Klarheit seines Geistes geht auf den Leser über. In allen Stimmungen ist eine solche Lectüre wohlthätig.

25. Februar.

Abends. — Nicht was Andere von dir denken, — laß dich kümmern, sondern was du bist! Es ist ein edler und kühner Muth in dir, wenn du ihn nur nicht selbst sinken läßt. Sei klug, standhaft, großherzig! Verachte den Stolz in Anderen wie in dir! Erhebe dich über Niemand, aber dulde auch nicht, daß sich Jemand über dich erhebe! — „Wer sich selbst zum Wurme macht, kann dann nicht klagen, wenn er mit Füssen getreten wird."

Nachts. — Ist es nicht eine Schande, daß der große Verstand (die Kenntniß und Kunst des Lebens) dem kleinen Verstande (der Kenntniß und Kunst des Geldmachens) dienstbar sein soll? O der wahre, große Verstand ist es nicht! Denn Der vermeidet arm zu werden oder versteht es zu sein.

26. Februar.

Nachts. — Wir kommen aus dem Theater (den Katakomben). Nach so langer Entfernung war mir diese Zerstreuung angenehm. Das Stück ist nicht ganz schlecht.

28. Februar.

Es ist immer Schwäche, wenn uns die Meinung, die Andere (auch ungerechter Weise) von uns haben, beunruhigt. Epiktet und Antonin haben hierüber sehr

weiſe gedacht. — „Sollteſt du dich nicht ſchämen, daß du deine Seele einem Jeden, der dich beſchimpft, preisgibſt, ſo daß ſie in Unruhe und Verwirrung geräth?“ Epikt. Enchir. 28. — Nicht der Schimpf, ſondern unſere Meinung davon iſt es, was uns beleidigt.

4. März.

In zwei bis drei Jahren könnte ich ein Kaufmann im eigentlichen Sinne des Wortes ſein; zum Krämer bin ich nicht gemacht, aber alle Eigenſchaften des wahren, beſſeren Kaufmannes laſſen ſich erwerben. Der Credit in der Entfernung iſt eine ſchöne Sache. Warum ſollte ich nicht noch einmal in Paris, Amſterdam, ja in London und Conſtantinopel ſo viel gelten, als jetzt ...? Aber da müßte ich irgend einen großen Handlungszweig ausfindig machen oder durch eine außerordentliche Operation Geld und Credit zugleich gewinnen. Nathan — iſt keine Fabel!

Der große kaufmänniſche Geiſt iſt der, welcher kein Fach hat und keine Einſchränkung duldet. Landwirthe, Fabrikanten, Kleinhändler ſind alle mehr oder weniger — glebae adscripti; ſelbſt der Banquier und gewöhnliche Großhändler ſind es in gewiſſer Art. Man muß mit wenig oder viel Capital, mit ſchlechten oder guten Waren in allen Zeiten und Ländern ein großer Kaufmann ſein können. Der Eigenſinn, die Beſchränktheit ſind das einzige Hinderniß, durch den Handel reich zu werden. Ich will in dieſem Jahre noch Großhändler werden. Geldcredit iſt ſchwer zu erlangen, Warencredit ſehr leicht, und ich kann nur mit dem Credit Fond machen.

5. März.

Ich blättere in Novalis Schriften. Ohne Geiſt und Talent war er nicht; aber wie leicht iſt es auch Geiſt

zu verrathen, wenn man keine Ungereimtheit ſcheut, und jeden erſten Einfall kühn herausſagt! — Der Witz und die Phantaſie des jungen Mannes ſpielten übrigens auch ziemlich oft mit dem Geſchlechtsgenuß. — Gewiß iſt es eine ſchädliche Lectüre. —

Es muß leitende Ideen geben, die den Menſchen im Denken wie im Handeln in Ordnung erhalten, ſonſt ſchwärmt er in Thorheit und Laſtern umher. Der Noth und dem Bedürfniß entgegenzuarbeiten, Gerechtigkeit zu üben und Wahrheit zu verbreiten, die Würde und die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts zu befördern, — das ſind die Ideen, die uns im Leben wie in der Schriftſtellerei auf die Bahn des Guten, Edlen und Großen führen. Ohne Vernunft und Sittlichkeit haben alle Talente keinen Werth.

12. März.

Morgens. — Abends vor dem Einſchlafen und heute früh las ich im Wandsbecker Boten. Es iſt doch wirklich viel Gemüth und fromme Geſinnung in dieſem Schriftſteller. Auch hat er unter manchen Ziereреien und Poſſen hin und wieder wahren Humor.

Mittags. — Ich leſe die erſten Bücher der Ethik des Ariſtoteles. Es iſt eine ſtärkende Lectüre.

Nachts. — Mäßigung iſt das Öhl des Lebens, wie ſie das Element der Vernunft iſt. Auch übertriebene Arbeit und unzeitige Sorge muß ich meiden.

13. März.

Man ſpricht wieder von einer Veränderung im Finanz-Miniſterium. Wenn ein zweiter Umſturz der Valuta erfolgen ſollte, ſo kann ich mich nicht halten.

14. März.

Ich habe gestern Nachts und heute Morgens wieder in dem ehrlichen Montaigne geblättert. Seine Urtheile über die alten Schriftsteller (II. 10.) sind anziehend und naiv.

15. März.

Nachmittags. — Ich lese in Diogenes Laertius das Leben der sogenannten sieben Weisen. Unter den Sprüchen, die ihnen beigelegt werden, sind manche wahres Gold, z. B.

Thales aus Milet (überhaupt einer der merkwürdigsten):

„Man fragte ihn: was sehr schwer sei? — Sich selbst kennen. — Was leicht sei? — Andere warnen. — Wie man aufs Beste und Gerechteste leben könne? — Wenn man unterläßt, was man an Anderen tadelt. — (Kenne dich selbst!)“

Solon.

Zu seinen Gesetzen wird gezählt: „Wer seinen Ältern den Unterhalt versagt, der soll ehrlos sein; ebenso der, welcher das väterliche Vermögen durchgebracht hat.“

Von seinen Sprüchen: „Herrsche, wenn du gelernt hast, dich beherrschen zu lassen (selbst zu beherrschen)!“

Wie die Menschen am wenigsten ungerecht sein würden? „Wenn das Unrecht, das Andere erleiden, so von ihnen empfunden würde, als erlitten sie es selbst.“ (Nie zu viel!)

Chilon (aus Lacedämon).

„Beherrsche deine Zunge; bedrohe Niemanden, denn das ist weibisch! — Gehe zuerst zum unglücklichen Freund, dann zum glücklichen! — Scheue den Schaden weniger, als schändlichen Vortheil; denn das ist ein immer-

währender Schaden! — Habe Acht auf dich ſelbſt; lerne deinem Hauſe gut vorſtehen!“ —

„Am Prüfſtein wird das Gold, am Golde aber werden die Menſchen erprobt.“ (Bürge, willſt du Verluſt!)

Pittacus (aus Mitylene).

„Wahrhaft gut zu ſein, iſt das Schwerſte!“ (Nimm die Zeit in Acht!) „Der verſtändige Mann ſucht das Unglück zu verhindern, ehe es erfolgt; der herzhafte Mann ſucht es zu nützen, wenn es erfolgt iſt.“ — „Wirf Niemand ſein Unglück vor; fürchte die Nemeſis!“

Bias (von Priene).

„Unglücklich iſt, wer das Unglück nicht ertragen kann.“ — „Geh langſam an das, was du thun willſt, haſt du es aber einmal angefangen, ſo halte feſt dabei aus bis ans Ende!“ — „Was du Gutes thuſt, das rechne den Göttern an!“ — (Von ihm wird die witzige Rede im Sturm gegen die Bethenden erzählt: Schweigt, damit die Götter nicht gewahr werden, daß ihr hier ſeid! — Sein Spruch war: Die meiſten ſind böſe.)

Kleobul (nach Einigen aus Karien).

Sein Spruch war: Die Mittelſtraße iſt die beſte. — Die übrigen, die Diogenes anführt, ſind nicht beſonders ſinnreich.

Periander (aus Korinth).

„Die Alten ſind nicht einig, ob der Tyrann und der Weiſe einerlei Perſon ſeien.“

„Die Geſinnung der Beherrſchten, nicht Waffen ſind die ſicherſte Leibwache des Beherrſchers.“

(Alles fordert Übung; Übung vermag Alles.)

Anacharſis.

„Wie kann man das Lügen verbieten, wo der Handel erlaubt iſt?“ — „Der Weinſtock trägt drei Früchte: Ver-

gnügen, Trunkenheit und Traurigkeit.“ — Auf ſeinen Statuen findet ſich die Inſchrift: „Beherrſche die Zunge, den Bauch und die Schamtheile!“

Abends. — Die erſten Grundſätze der Moral und der Klugheit finden ſich ſchon bei dieſen Weiſen und beim Pythagoras, und inſoferne iſt die Erſcheinung des Sokrates weniger wunderbar. — Was die Menſchheit aufrecht erhält, iſt die Einſicht und das Gefühl dieſer höchſten practiſchen Grundſätze. Wenn dieſe erſchlaffen, fängt die Barbarei an. Unſer Zeitalter iſt in practiſcher Rückſicht offenbar in Verfall.

Abends. — Anaxagoras (etwa 100 Jahre ſpäter als Thales) zeigt ſehr erhabene Geſinnungen und eine größere Kenntniß der Natur, als irgend Einer ſeiner Vorfahren. Perikles gehörte zu ſeinen Schülern.

16. März.

Morgens. — Ich las im Diogenes die Geſchichte der Sokratiker und darunter die des Ariſtipp und ſeiner Schüler, der Cyrenaiker.

Pythagoras — eine ſtarke Seele — antwortete auf die Frage, wann man der Liebe pflegen dürfe: — „wenn du dich ſchwächen willſt.“ — Ich leſe die Geſchichte der Pythagoräer, der ich die des Heraklit und der übrigen großen Geiſter vor Sokrates folgen laſſen will.

Vormittags. — Iſt es Natur, iſt es Verwöhnung, was uns ſo gewaltig ergreift und unſere edelſten Vorſätze erſchüttert? — Die Krankheit, ja die Furcht des Todes ſelbſt vermag nichts gegen dieſen unglücklichen Hang.

Mittags. — Ich las die (angeblichen) Bruchſtücke aus den Schriften der Pythagoräer im Anhang zum Diogenes Laert. — Von wem ſie auch herrühren mögen, es iſt echte Tugendgeſinnung darin. — „Ich wäre erlegen, wenn es keine tugendhaften Menſchen gegeben hätte.“ — Kehre immer

zu den großen Muſtern zurück und genüge dir nie, ſolange du ihnen nicht gleichſt! — „Es iſt ſchwer, wahrhaft gut zu ſein;“ — aber eben darum iſt es das ſchönſte, edelſte Ziel.

Nachmittags. — Der Krieg iſt dem Ausbruch nahe. Guldener erzählt mir, daß Berthier und die Equipagen von Napoleon in Frankfurt angekommen ſind. — Vielleicht führt er zur Abkürzung des allgemeinen Elends der Zeit.

Ich las das Leben des Antiſthenes und Diogenes. Es waren doch herrliche Menſchen! „Der wahre Bettler iſt allein der wahre König!“

Abends. — Auch Zenon der Kittier iſt ein herrlicher Charakter. Er war ſchwächlich von Körper und doch Stifter der ſtoiſchen Schule.

17. März.

Ciceros Sprache hat ſehr viel Reiz. Da ich die Griechen im Original nicht leſen kann, ſollen mir wenigſtens die Lateiner auch durch ihre Sprache nützlich werden. Wenn nur erſt das Schwerſte überſtanden, die größten Fehler in meinem Charakter verbeſſert, und meine ökonomiſche Lage zum Theil geſichert iſt, ſo wird mir immer ſo viel Zeit übrig bleiben, um die ſchönſten und nützlichſten Studien zu betreiben und dereinſt etwas Gutes zu ſchreiben. In meinem fünfzigſten Jahr etwa könnte ich meine ganze Reife erlangen. — Ich leſe im Cicero, deſſen philoſophiſche Schriften ich in dieſem Jahr auch der Sprache wegen zu einem meiner Handbücher machen will.

19. März.

Das zweite Buch von Ciceros de officiis iſt für uns wenig intereſſant. Es iſt mehr eine Rhapſodie über die Staatsklugheit für römiſche Große, als eine Abhandlung der Moral.

20. März.

Mittags. — Nichts übereilt, nichts zweckwidrig, nichts zwecklos zu thun, — den Neigungen und Leidenschaften gar keinen Einfluß auf unsere Handlungen zu gestatten, — das ist der Anfang und die Summe der wahren Klugheit. Ich will es mir zum Grundsatz machen, nie ohne reife Überlegung zu handeln, einen Entschluß lieber erst morgen als heute zu faßen, aber wenn er einmal gefaßt ist, keinen Augenblick zu versäumen, um ihn auszuführen.

Nachmittags. — Der Gedanke, mein bischen Talent zur Schriftstellerei auch zu meinen zeitlichen Zwecken zu nützen und schon im nächsten Winter etwas drucken zu laßen — Winterabende von Th. W. — wird nach und nach zum Entschluß. Es ist erlaubt und vernünftig, sich um die Aufmerksamkeit und Achtung der Verständigen zu bewerben, und ich habe kein besseres Mittel dazu, als eine bescheidene Autorschaft. Wenn ich jährlich sechs, acht bis zehn Bogen schreibe, so ist es genug.

Abends. — Ich lese den Tristram Shandy. Eigentlich sollte ich mir keine solche Zerstreuung machen. Indessen will ich noch eine halbe Stunde daran wenden.

21. März.

Die Skizze meiner Winterabende ist fertig, ich kann nun nach Zeit und Umständen zur Materialiensammlung und endlich zur Ausarbeitung fortschreiten.

22. März.

Morgens. — Ich las seit dem Erwachen im dritten Buch von Ciceros de officiis. Dieß Buch enthält viel Interessantes. Die Alten hatten schon die reinsten Tugendbegriffe. Es war mir unmöglich, den Tr. Shandy weiterzulesen. Für einen männlichen Geist und Geschmack ist diese manierirte Schreiberei etwas sehr Schales.

Nachmittags. — Da ich mit Ciceros Libr. de officiis fertig geworden, habe ich seine Quest. Tuscul. zur Hand genommen. Diese Lectüre ist meiner Stimmung, meinen Umständen und Absichten gleich sehr angemessen. Ich lese das zweite Buch de tolerando dolore. — Auch als Sprachübung ist sie mir nützlich.

Abends. — Das vierte Buch der Tusculan. Untersuchungen (von den Leidenschaften überhaupt) ist ein Meisterstück. Wie viel habe ich zu lernen versäumt! Und ich wagte es, Schriftsteller zu sein!

23. März.

Morgens. — Patiamur nos sanari. — Ja, die Philosophie, die echte, ist die Heilkunde der Seele; und die Krankheiten, von denen sie uns befreien kann und soll, sind Begierden und Leidenschaften! Vernunft, Grundsätze, — sie allein müssen uns regieren.

Abends. — Die größte Zerstreuung machte mir eine neue Schrift von Schelling über Jacobi. Ich will diese heute noch beendigen.

24. März.

Morgens. — Schellings Schrift ist wohl lesenswerth, wenigstens streitet der Verfasser für den strengen Gebrauch der Vernunft; aber ein Philosoph (im practischen Sinn) ist er gewiß nicht, und sein Gott ist doch ein gar seltsames Wesen.

Nachmittags. — Ich will Engels Geschichte von Ungarn durchblättern, die doch besser zu sein scheint, als ich glaubte. —

Engels Geschichte ist nichts weniger als schlecht, wie ich heute sehr voreilig urtheilte. Noch immer bin ich zu leichtfertig im Urtheilen und Reden. Sei redlich und ein Mann!

Abends. — Ich habe den zweiten Abſchnitt der ungariſchen Geſchichte beendigt und finde darin viel Gutes und Lehrreiches. Es iſt ein Werk und hat großen Fleiß und Beharrlichkeit gekoſtet. Wie verächtlich muß ich mir dagegen mit meiner ſchriftſtelleriſchen Tändelei ſelbſt erſcheinen! Ein ſolches Werk zu ſchreiben, hatte ich Talente genug. Nur die Fehler meines Charakters haben mich zu allen nützlichen Beſchäftigungen untauglich gemacht.

25. März.

Ich leſe die Geſchichte Ungarns, die unſtreitig ſehr intereſſant iſt. Was ein gebildeter Menſch von der Geſchichte überhaupt und von der ſeines Vaterlandes insbeſondere wiſſen muß, will ich noch lernen. Es iſt eine Schande ein Fremdling in ſeiner eigenen Heimat zu ſein.

26. März.

Ich leſe den Gorgias des Platon wieder. Der Geiſt der Alten umſchwebe mich am letzten Tage meines 44. Lebensjahres, in dem ich zuerſt mit ihnen bekannt wurde! Und ſo eröffne ſich mir in ihrer Geſellſchaft auch das neue, das morgen anfängt, das wichtigſte, welches ich noch erlebte, da es beſtimmt iſt, mich in der Tugend zu befeſtigen und den Grund zu meiner äußeren Ruhe und Unabhängigkeit zu legen! —

Und ſo geht mein 44. Lebensjahr zu Ende, nicht ſo thatenreich und nützlich für meinen Zweck, als ich hoffte, aber doch nicht ohne Hoffnung für die Zukunft.

27. März.

Morgens. — Ich trete heute in mein 45. Jahr. Es iſt nach dem Laufe der Natur das Jahr der vollen männlichen Reife. Aber die Mannheit beſteht in vollendeter

Stärke der Vernunft und des Willens. Wie vieles fehlt noch zu dieser Stärke! In Allem ernstlich nach ihr zu streben, steht in meiner Macht, und das will ich.

Abends. — Ich las Platons Menon in der (freilich schlechten) Übersetzung von Kleuker. Der Dialog ist in Betracht der Sokratischen Methode merkwürdig, aber an Ideen weniger reich als andere. Das Resultat ist: „daß die Tugend durch ein göttliches Geschick denen ertheilt zu werden scheint, bei welchen man sie findet." — Eine seltsame Äußerung im Munde des Sokrates!

29. März.

Abends, 7 Uhr. — Ich habe Platons Philebus (über die Wollust) gelesen, nur flüchtig zwar und in einer Übersetzung, die den Sinn häufig verstellt und verwirrt. Dennoch fand ich viel Schönes darin. — Ich will mir nach und nach alle deutschen und französischen Übersetzungen des Platon, auch Tennemanns System der platon. Philosophie anschaffen, um mit diesem großen Autor so vertraut zu werden, als es ohne Kenntniß des Griechischen geschehen kann.

8 Uhr. — Die Übersetzung des Protagoras, die ich jetzt zu lesen anfieng, ist ungleich besser als die früheren, die ich von Kleuker las. Der Dialog selbst ist sehr anziehend; — vielmehr vortrefflich nach Inhalt und Form. Ich will noch öfter darauf zurückkommen.

30. März.

Morgens. — Laß uns erst für uns selbst sorgen, ehe wir daran denken dem Publicum zu nützen! Einer von den Hunderttausenden zu sein, die für die Motten in den Bibliotheken arbeiten, welch ein thörichter Wunsch!

Nachmittags. — Der Sophist des Platon, den ich flüchtig las, enthält außer der oft witzigen Schilderung

dieſes Charakters dialektiſche Übungen, die ſehr ermüdend ſind. Indeßen will ich mich mit dieſem großen und edlen Geiſte doch immer näher bekannt machen.

Abends. — Auch die Fortſetzung des Sophiſten (der Politiker) iſt wenig mehr, als eine dialektiſche Spielerei. Gleichwohl iſt es der Mühe werth, einen ſo außerordentlichen Geiſt, als Platon auch in ſeinen Ausſchweifungen kennen zu lernen. —

Sanftmuth und Stärke, — Überlegung und Muth, — das iſt nach Platon der königliche Charakter. Im Privatſtand wie im öffentlichen Leben iſt es die Vereinigung der Kraft und Milde, was den vollkommenen Menſchen ausmacht. — Dieſem großen Vorbild ſtrebe denn auch du nach! Sei weiſe, ſei entſchloſſen und ſtandhaft! Es wird eine Zeit kommen, hoffe ich, wo du dein Haupt aufrecht unter den Menſchen tragen darfſt.

31. März.

Ein höchſt unerwarteter, plötzlicher Todesfall (des Baron J. v. Lederer) mahnt mich ſtark an die menſchliche Hinfälligkeit. Wie troſtlos wäre unſere Exiſtenz ohne Religion!

3. April.

Ich leſe Platons Gaſtmahl und die beiden Alcibiades zum zweitenmal. Es ſind wahrhaft vortreffliche Dialoge, und ich lerne und werde ſtets daraus lernen. Welch ein Mann war Sokrates! Und die Kunſt des Geſpräches kann man nur von Platon lernen.

4. April.

Ich habe vor dem Einſchlafen und nach dem Erwachen Plutarchs Abhandlung über die Bezähmung des Zorns durchgeleſen (3. B.). Sie iſt vortrefflich; ich werde noch oft zu ihr zurückkehren.

5. April.

Dem Verdruß unzugänglich zu werden, iſt das Erſte; das Nächſte daran, ihm auszuweichen. Entziehe der Leidenſchaft die Nahrung, und ſie wird erlöſchen! — Wie thöricht iſt es, ſich von fremder Unbeſcheidenheit, Unvernunft oder Bosheit um ſeine Ruhe bringen zu laßen!

6. April.

Morgens. — Der Vernunft, der Pflicht und Tugend gehört alle Kraft des Menſchen. Was wir den Leidenſchaften entziehen, wächſt dieſen Schutzgeiſtern des Lebens zu.

Abends. — Plutarchs Abhandlung „wie man einen Freund vom Schmeichler unterſcheiden ſoll“ zeigt ihn mir von einer neuen Seite. Sie hat viel guten Witz.

8. April.

Seltſam iſt dieß Treiben und Drängen in uns; und nicht zu unterſcheiden, was der Natur und der Gewohnheit, dem Gefühl und der Phantaſie davon angehört.

9. April.

Das vierte Heft von Schlegels Muſeum iſt erſchienen, ſehr dürftig an Inhalt, aber wieder voll frömmelnder Beziehungen. So ſind, wie ich höre, auch ſeine Vorleſungen. — Ich will mich vorbereiten, dieſes neue Pfaffenthum dereinſt mit Erfolg zu bekämpfen. — Göttliche Vernunft, heiliger Glaube, wie ſehr wirſt du entweiht!

10. April.

„Zeige mir einen Mann, der frei von Leidenſchaften iſt, und ich will ihn in mein innerſtes Herz verſchließen!“ — Der Anfang alles Guten iſt die Leidenſchaftloſigkeit. Niemand weiß, welche Kraft in Vernunft und Willen iſt, der von Neigungen und Affecten beherrſcht wird.

Die Tugend ist Kampf; sie schlummert ein, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit durch Gefahren und Schwierigkeiten geweckt wird.

12. April.

Morgens. — Ich lese Tiedemanns erste Philosophen Griechenlands. Ich muß mir alle Schriften von Tiedemann anschaffen. Sie enthalten einen Schatz von Gelehrsamkeit und Kritik. — Die Geschichte des Pythagoras ist vortrefflich von ihm bearbeitet.

Nachmittags. — Tiedemann denkt groß von Pythagoras, und unstreitig war Pythagoras einer der außerordentlichsten Menschen, die jemals gelebt haben.

Abends. — Pythagoras ist der erste wahrhaft große Moralist, den die Geschichte nennt. Seine Lehre ist nicht bloß rein, sondern eindringend und im höchsten Grade practisch. Die Stoiker dachten nicht erhabener, Sokrates nicht menschlicher und edler. Ich will sein Andenken ehren, als das des ersten Priesters der wahren Gottheit.

13. April.

Ich blättere in Ad. Müllers vermischten Schriften. Was will dieser Autor? — Es ist ein widriges Gemenge von dunklen und halbklaren Vorstellungen und Bildern, voll Anmaßung und Eigendünkel. Und diese ekelhafte Frömmelei!

14. April.

Zu der vorbereitenden Lectüre, ehe ich schreibe, gehören auch die Modeschriftsteller, sowie die recensirenden Journale. Ich will daher, wenn ich Zeit finde, die letzten Jahrgänge der Literaturzeitungen, die philosophischen und politischen Journale und die neuesten Compendien der Philosophie und Moral nachlesen, um nicht wie ein Fremdling in Israel zu erscheinen.

16. April.

Morgens. — Im Pythagoreiſchen Syſtem finden ſich ſchon die Keime der chriſtlichen Philoſophie, deren Geſchichte ich näher kennen lernen muß.

Im Timäus kommt das ewige Wort (λογος) und der Sohn vor. (Tiedemann, Lehren des Pythagoras.) Noch mehr Aufſchluß darüber muß die Geſchichte der Neuplatoniker geben.

Abends. — Molitor (der Maler) iſt heute früh geſtorben. Ein großer Verluſt! —

Tiedemanns Syſtem der ſtoiſchen Philoſophie iſt ein jugendlicher Verſuch. Wenn ich damit fertig bin, will ich ſein Hauptwerk (Geiſt der ſpeculativen Philoſophie) leſen.

17. April.

Die Logik und Metaphyſik der Stoiker (Tiedemann, erſter und zweiter Theil) will ich flüchtig, die Moral aber aufmerkſam und daher zweimal leſen.

18. April.

Morgens. — Ich bin in Tiedemanns ſtoiſchem Syſtem zu der herrlichen Moral dieſer Schule gekommen. Dieſe herzerhebende Lehre will ich aus den Quellen ſtudiren, und mir deshalb zunächſt noch Senecas und Arrians Schriften anſchaffen.

Mittags. — Ich habe zwei Werke von meinem Freunde Kant, die ich ſeit Langem nicht mehr geleſen, (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft und die Kritik der Urtheilskraft) gekauft und freue mich kindlich über ihren Beſitz. Nun will ich die Lectüre des ſtoiſchen Syſtems ausſetzen, bis ich wenigſtens das erſtere durchgeleſen habe.

Nachmittags. — Wenn mir Gott Leben, Gesundheit und einiges Glück in meinen Geschäften gibt, so denke ich in diesem Jahre das Kantische System vollkommen durchzuarbeiten und hieruächst die Geschichte der Philosophie der Alten näher kennen zu lernen. Auch will ich mich mit dem Christenthum und dem Moralsystem der Briten mehr bekannt machen. — Etwas Mathematik und Physik denke ich noch zu studiren.

Abends. — Schon habe ich den ersten Abschnitt in Kants Religionslehre gelesen. Wie tändelnd, schwankend und unwahr scheint mir alles Andere, was über diesen großen Gegenstand geschrieben ist, wenn ich es mit Kants Ideen und ernster Sprache vergleiche!

19. April.

Fast habe ich meine Lectüre geendet. Wie erhebend und lehrreich ist sie! — Ja, diese Religion, keine andere ist und sei auch die meinige! In meinem Herzen will ich sie erst gründen und dann, soviel an mir liegt, an der Ausbreitung arbeiten. Mein edler, wahrheitsliebender, tugendhafter, weiser Freund! Möge es mir vergönnt sein, dir in Beispiel und Lehre nachzueifern!

Es ist lauter Vernunft, Tugendgefühl und wahre Gottseligkeit, was mich aus dem nun ausgelesenen Buche anspricht. Wie froh bin ich, die Aufrichtigkeit meines edlen Lehrers auch hier bewährt zu finden.

21. April.

Nach längerer Unterbrechung habe ich heute meine Haus- und geheimen Rechnungen nachgetragen. Man muß unaufhörlich auf seiner Hut sein, um nicht wieder in eine langgewohnte Unordnung zurückzufallen.

23. April.

Ich fange Kants Kritik der Urtheilskraft zu lesen

an, deren Inhalt mir beinahe fremd ist. Die Einleitung däucht mich sehr schwer, und die Schreibart hat nicht Kants gewöhnliche Klarheit. Eine zweite Lectüre wird sie mir schon deutlicher machen.

Desto klarer ist die erste Abtheilung des Werkes selbst (die ästhetische Urtheilskraft), die auch größtentheils trefflich geschrieben ist.

24. April.

Nachmittags. — Die Autoreitelkeit regt sich von Zeit zu Zeit in mir. Es ist erlaubt und in mancher sittlichen Absicht gut, seinen Talenten einen gegründeten Ruhm zu erwerben. Aber nie darf dadurch näheren Pflichten ein Abbruch geschehen. Zudem bin ich noch so wenig vorbereitet, und meine Talente selbst sind so zweifelhaft, daß es wohl am besten sein wird, mich noch lange, wo nicht auf immer der Schriftstellerei zu enthalten.

Nachts. — Wenn ich einst wieder für das Publicum schreibe, so soll es meine erste Regel sein, alles Manierirte zu vermeiden und nach der größten Einfachheit der Gedanken zu streben. Der humoristische Ton, den ich als Thomas West annahm, war mir nicht natürlich.

26. April.

Morgens. — Ich las in Kants Kritik der teleologischen Urtheilskraft. Der Gegenstand ist mir neu und schwer; aber ich glaube hin und wieder das Licht durchscheinen zu sehen, das mich einmal erleuchten wird.

Abends. — Ich habe die flüchtige Lectüre der Kritik der teleolog. Urtheilskraft beendigt. Welch ein Riesengeist! Und Alles führt zu einem großen Endzweck, zur Begründung wahrer Sittlichkeit.

28. April.

Ich las in Tiedemanns stoischem System. Gewiß,

dieſe wackeren Männer waren der Wahrheit ſehr nahe. Das elende Glückſeligkeitsſyſtem der Neueren hat den Sitten unendlich geſchadet.

30. April.

Man erzählt mir, daß Schlegel in ſeiner heutigen Vorleſung mit Geringſchätzung von Kant geſprochen habe. Armer Unverſchämter!

1. Mai.

Die Moral als Wiſſenſchaft iſt noch einer großen Vervollkommnung fähig. — Das bloße Geſchwätz über Pflicht und Tugend führt zu nichts; aber die Wiſſenſchaft der Sitten iſt von der größten Wichtigkeit.

3. Mai.

Mittags. — Es gibt einen Punkt im Leben, wie in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft, von dem man ſicher iſt, nicht mehr zurück-, ſondern nur vorwärtszugehen. Was diesſeits dieſes Punktes bleibt, iſt lauter Stümperei; aber Der, welcher ihn erreicht hat, darf deshalb noch nicht hoffen, es bis zur Meiſterſchaft zu bringen. Nur muß jeder Verſuch, den er von da an macht, ihn dem Ziele näher führen, das vor ihm aufgeſteckt iſt.

Abends. — Ich denke in dieſem Jahr außer dem Studium der Moral das Kantiſche Syſtem im Ganzen durchzuarbeiten, ſeine Nachfolger aber nur hiſtoriſch kennen zu lernen. Zur letzteren Abſicht können mir Fries, Berch und Wendel dienlich ſein. Fichte, Schelling und Wagner will ich für das nächſte Jahr aufſparen. —

Ich habe die Kritik der reinen Vernunft wieder zu leſen angefangen. Die Kantiſche Lehre von Raum und Zeit hat für mich etwas unendlich Überzeugendes und ſcheint mir den Schlüßel des ganzen Syſtems zu enthalten. Raum und Zeit ſind an ſich nichts; welch ein Gedanke! Und welch

eine Aussicht in eine höhere Ordnung der Dinge (die moralische), vor der die ganze Natur verschwindet!

Nachts. — Wenn ich Kant wieder aufwecken will, so muß ich seine Nachfolger, die ihn bei dem großen Haufen verdrängt haben, kennen lernen. So ganz verächtliche Köpfe können es nicht sein, die so viel gewirkt haben.

Alle Philosophie, die einen Werth haben soll, muß übrigens auf das Practische gehen und die Menschen besser machen. Diesen großen Vorzug hat die Kantische; von der seiner Nachfolger ist nichts dergleichen bekannt.

4. Mai.

Abends. — Eine neue Lectüre (Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie) beschäftigt mich. Es ist eine geistreiche Skizze ohne strenge Methode oder Form. Welche Reihe trefflicher Köpfe findet sich unter den Moralphilosophen der Engländer! Ich will nun zunächst auch Adam Smith und Shaftesbury kennen lernen. Das elende Princip des Eigennutzes hat großen Abbruch durch diese Reihe edler Männer (Shaftesbury, Hutcheson, Hume, Ferguson, Smith) erlitten.

Nachts. — Wir sahen aus meinem Fenster durch das Teleskop die Venus und den Jupiter mit drei Trabanten. Herrliche Wissenschaft! Hätten die Alten die Entdeckungen in der Astronomie und der Naturkunde gemacht, die wir besitzen, welchen ganz anderen Gebrauch würden sie davon gemacht haben. Die Moral muß neue Kraft und Nahrung aus so erhabenen Kenntnissen schöpfen.

5. Mai.

Ich lese im Ferguson. Der Geist der Stoa belebt sein Werk. Es ist ein treffliches, auf die guten Gesinnungen wirkendes Buch. Der Autor, gewiß ein tugendhafter Mann, interessirt durch seine Persönlichkeit. Ich will auch seine Geschichte der Menschheit lesen.

6. Mai.

In wenig Tagen ſind die Bäume grün geworden; alles fühlt die verjüngende Kraft des Frühlings. Was für ein herrliches Geſchöpf wäre der Menſch, wenn er ſein wollte, was er ſein kann! —

Ich habe die erſte flüchtige Lectüre Fergusons geendigt. Inhalt und Vortrag ſind aphoriſtiſch, aber voll Geiſt und wahrer Tugendgeſinnung.

7. Mai.

Ich leſe Kants transcendentale Logik, die ich immer am ſchwerſten fand und auch jetzt noch nicht verſtehe; dennoch muß ich einmal hindurch, wenn ich überhaupt ein Urtheil über ſein Syſtem und das ſeiner Nachfolger haben will.

Um in dieſer ſchweren Materie beſſer fortzukommen, will ich Jakobs Darſtellung der Kategorien zu Hilfe nehmen.

8. Mai.

Es iſt wohl der Mühe werth, die Geſchlechtsneigung in allen ihren Beziehungen, Folgen und Ausartungen zu ergründen. Noch gibt es meines Wiſſens kein gutes Buch weder in phyſiſcher, pſychologiſcher noch in moraliſcher Hinſicht über dieſen Gegenſtand. Es müßte mit ebenſoviel Aufrichtigkeit, als Ernſt und mit keuſchem Sinn geſchrieben ſein.

9. Mai.

Ich habe neue Nahrung für meine Einſamkeit angeſchafft, darunter Arrians Epiktet und die Briefe des Seneca; auch die Moral des Pufendorf und Auguſtins Confeſſionen. Es bleibt dabei. Noch zwei Jahre will ich mich der Schriftſtellerei enthalten. Erſt ſelbſt mehr werden, was ich ſoll, und dann Alles, was in den moraliſchen Wiſſenſchaften wichtiges geſchrieben iſt, kennen lernen!

10. Mai.

Morgens. — „Du fragſt, um was ich weiter-gekommen bin? — Ich habe angefangen, mein Freund zu ſein.“ — Eine herrliche Maxime! Auch bewundert ſie Seneca, der ſelbſt ſo reich an trefflichen Maximen iſt. — Ich habe dieſen Schriftſteller (in Kayſers Überſetzung) zu leſen angefangen. Nächſtens muß ich mir das Original anſchaffen. Sokrates, Epiktet, Antonin, Seneca, Plutarch, Cicero (in ſeinen ſtoiſchen Schriften) ſollen mein täglicher Umgang werden. — O was habe ich verſäumt, daß ich dieſen Umgang ſo lang entbehrte! —

Wünſche nicht, ſondern handle! Nicht Das macht uns glücklich, was wir haben, ſondern was wir thun, was wir entbehren und ertragen können. — Vom Glück möchteſt du erhalten, was du von dir ſelbſt erlangen kannſt! Sei enthaltſam und ſtandhaft! Sustine et abstine!

Mittags. — Seneca wird einer meiner Lieblings-ſchriftſteller werden. Es iſt ein rüſtiger, hochgeſinnter, klarer Geiſt. Schade, ewig ſchade, daß ich ihn ſo ſpät kennen lerne!

Abends. — Ein Werk, das ich künftig einmal ſchreiben möchte, iſt die Kritik der Schriftſteller in moraliſcher Beziehung (Über die Moralität der Schrift-ſteller) von Homer angefangen bis auf unſere Zeiten. Der Gegenſtand iſt ſo wichtig, daß ich von jetzt an meine Lectüre darnach einrichten will und z. B. den Homer in der Hinſicht leſen will, welchen moraliſchen Einfluß er auf ſeine Leſer gehabt haben kann und noch hat. Für das Gedächtniß will ich mir ein Excerpten- und Anmerkungsbuch zu dieſem Behufe anlegen. —

Nachts. — Ich leſe in Feders Handbuch der pract. Philoſophie, worin die Seichtigkeit und der gemeine Empi-rismus das Merkwürdigſte ſind. Das war unſer Lehrer!

11. Mai.

Morgens. — Seit 6 Uhr leſe ich im Seneca. Ungeſäumt muß ich mir die Werke dieſes großen Autors anſchaffen. Da iſt Nahrung für den Geiſt, das Gemüth, den Charakter. Hinweg mit allen eitlen, zweckloſen Leſereien! Nur was unmittelbar auf das Tugendgefühl wirkt, verdient Aufmerkſamkeit. — Nicht zu lernen brauche ich mehr, was Tugend iſt, ſondern wie ich ſie erwerbe.

Vormittags. — Sokrates und Epiktet haben gelebt und gelehrt, und die Menſchen ſind nicht beſſer geworden, nicht enthaltſamer noch weiſer! — Aber ſie ſelbſt wurden es, und ſo auch Manche, die ihrem edlen Beiſpiel folgten. — Gehe hin und thue desgleichen, für die Menſchheit aber laß Gott ſorgen!

Mittags. — Ein neuer Freund iſt in mein Haus gezogen. Ich habe die Werke des Seneca im Original gekauft. — Die Abhandlung de ira hätte heute ſchon ihre Anwendung finden können.

Abends. — Epiktet zieht mich mehr an, als Seneca. Ich leſe zum erſtenmal ſeine Reden von Arrian.

Ich habe nun mit allen großen Moraliſten des Alterthums vorläufig Bekanntſchaft gemacht. Vor einem Jahre kannte ich noch keinen. In dieſem Jahre will ich vertrauter mit ihnen werden, zugleich aber auch die wichtigſten Neueren, die mir noch fremd ſind, kennen lernen.

12. Mai.

Morgens. — Das iſt eine der größten Strafen des pflichtwidrigen Lebens, daß, wenn wir beſſer zu werden anfangen, uns Geſundheit und Kräfte verlaßen haben und wir unſeren Pflichten nur mit ſchwachem Beſtreben folgen können. Doch auch in dieſes Unglück ſich zu fügen, iſt Pflicht.

Abends. — Eine der erhabenſten Stellen in Epiktets Reden iſt der Schluß der achten Rede im zweiten Buch. — „Einen Gott trägſt du in dir herum, du Elender! und du weißt es nicht. — Er (Gott) hat dich dir ſelbſt übergeben und geſprochen: Trage mir Sorge für dieſen, daß er bleibe, wie er von Natur iſt, empfindlich für das Schöne und Gute, treu und wahrhaft, erhabener Seele und fähig, ſich über Erſtaunen, Furcht, Zorn und alle Leidenſchaften hinwegzuſetzen.“ — Und die Begeiſterung im ganzen Schluſſe! Sokrates und Epiktet! Nicht ruhen will ich, bis ich ſie kenne, wie mich ſelbſt.

13. Mai.

Vor dem Einſchlafen und nach dem Erwachen beſchäftigte mich Epiktet. Dieſer Freund wird mich nicht verlaßen, wenn ich unglücklich werde; er wird mir nicht ſchmeicheln, wenn mir das Glück günſtig iſt. So will ich denn ſeinen Umgang ſorgfältiger pflegen, als jeden anderen. —

Sokrates und Epiktet! Noch einmal gelobe ich es mir, ſie zu den Schutzgeiſtern meines Lebens zu machen!

Ein treffliches Capitel iſt das 22. des dritten Buches: über den Egoismus. — „Der wahre Bettler iſt allein der wahre König.“ — Es iſt die vernünftigſte Anſicht und Lobſchrift des echten Cynikers.

15. Mai.

Die vierte Rede des vierten Buches Epiktets gegen die Eitelkeit des gelehrten Lebens iſt für mich ſehr lehrreich und tröſtend.

17. Mai.

Nachmittags. — Morgen ſoll die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer ſtatthaben, und der Krieg ſcheint im Begriff auszubrechen. Ich lebe in einer intereſſanten Zeit; aber wie ungleich intereſſanter iſt mein inneres Leben!

Abends. — Ich habe die Confessionen des heil. Augustin zu lesen angefangen. Sie sind sehr interessant und in Betracht der Ascetik von manigfaltigem Nutzen.

19. Mai.

Morgens. — Ich habe den Suetonius zu lesen angefangen. Die Geschichtsschreiber sollen nächst den Moralphilosophen meine vorzüglichste Lectüre sein.

Nachmittags. — Eine Literatur wenigstens wünsche ich noch gründlich kennen zu lernen, und da wäre die römische wohl die zweckmäßigste. Zu diesem Behufe muß ich mir auch eine ausführliche lateinische Grammatik anschaffen.

Nachts. — Ich lese das Leben Augusts im Suetonius. Die Progression des Bösen in der Geschichte der Cäsaren ist wirklich höchst merkwürdig. Wer diese Geschichte gründlich kennt, kann den größten Theil der übrigen Regentengeschichten ignoriren.

20. Mai.

Morgens. — August war ein großer Regent, welchen Verbrechen er auch die Alleinherrschaft zu danken haben mochte. — Sein Leben ist absichtsvoll und auf große Zwecke gerichtet. Cäsar wurde dagegen größtentheils durch Leidenschaft regiert.

Nachts. — Ein paar unbedeutende Fallimente sind ausgebrochen, und ein großes Falliment scheint zu drohen. Große Fassung und Klugheit sind nöthig, um den Credit zu erhalten.

21. Mai.

Morgens. — Der Sturm weckte mich um halb 6 Uhr. Seitdem las ich Suetons Tiberius. — Die fleischlichen Laster schaden noch im Andenken; die Ver-

achtung und der Abscheu, mit denen sie erzählt werden, entkräften das Gift keineswegs, das ihnen eigen ist. —

Ich lese den Caligula. Welches Scheusal! — Die so gewöhnliche Verbindung der Grausamkeit mit der Wollust verdient eine gründliche Untersuchung.

Abends. — Ich habe die Geschichte des Nero im Suetonius gelesen. Der Charakter hat viel innere Wahrscheinlichkeit und Übereinstimmung. — Das ist der Mensch ohne Vernunft, Pflicht und Glaube, — wenn er Gewalt hat zu thun, was ihn gelüstet! In uns Allen steckt etwas von Neros Natur. —

Es ist von großem Nutzen, die Geschichte der menschlichen Verkehrtheit in ihrem Äußersten neben der der größten Vollkommenheit aufzustellen; und sowie ich es mir vorbehalte, dereinst den Sokrates, Epiktet, Antonin und andere Tugendhelden des Alterthums darzustellen, so möchte ich auch die großen Verbrecher jener alten Zeit, vornehmlich die Reihe der Cäsaren bis Nero als die Kehrseite der Menschheit in einem ernsten Gemälde vereinigen.

Zu diesem Behufe will ich die römische Geschichte überhaupt, vorzüglich aber das Zeitalter von Cäsar bis zu den Antoninen in den Quellen studiren.

22. Mai.

Morgens. — Die römische Geschichte von den bürgerlichen Kriegen bis zu den Zeiten der Antonine erläutert zugleich die Geschichte der neueren Stoa und läßt sich auch mit der Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christenthums in Verbindung bringen, die beide für meine Absicht sehr wichtig sind.

Mittags. — Zur Sittengeschichte des Zeitraums, den ich mir gewählt habe, ist Juvenal eine vorzügliche Quelle.

Ich will mir ihn daher nächſtens anſchaffen, ſowie den Dio Caſſius.

Abends. — Vellejus Paterculus, den ich zu leſen angefangen, iſt ein geiſtreicher und zierlicher Schriftſteller. — Beſchämt geſtehe ich mir, daß die Anmaßung, mit der ich in Sachen der Literatur vordem urtheilte und ſchrieb, ohne etwas gelernt zu haben, eine ſtrengere Beſtrafung als die Vergeſſenheit verdient hätte. Die claſſiſchen Autoren hätte ich doch alle wenigſtens einmal, die vorzüglichſten drei- bis viermal geleſen haben ſollen. — Ich will heute noch die Lectüre des Suetonius endigen.

Nachts. — Juvenal hat den Sueton verdrängt. Zwar leſe ich ihn mit Mühe und verſtehe Vieles gar nicht. Aber das Feuer des tugendhaften Dichters theilt ſich in halbverſtandenen Worten mit. Juvenal wird einer meiner Lieblingsſchriftſteller werden.

23. Mai.

Nachts, halb 12 Uhr — Meine Sonnabend-Geſellſchaft verläßt mich zum Theil erſt jetzt. — Ich habe wieder Bücher angeſchafft, darunter: Kants Leben und Shaftesbury. Welch ein Vergnügen gewähren uns die Wiſſenſchaften!

24. Mai.

Morgens. — Das Leben meines großen Freundes (von Borowſky) beſchäftigte mich und wird mich heute einen großen Theil des Tages beſchäftigen.

Ich habe Kants Leben ſchon durchgeleſen und fange nun die Schrift desſelben Verfaſſers über Kants letzte Lebensjahre zu leſen an. Obwohl Borowſky einer ſolchen Aufgabe nicht gewachſen iſt, ſo muß er doch als eine Hauptquelle betrachtet werden. — Nicht ſo, wie ich nun

bemerkte; der Verfaſſer dieſer Schrift heißt Waſianskÿ, ebenfalls ein Königsberger Geiſtlicher.

Mittags. — Auch Waſianskys Schrift habe ich beendigt. Sie iſt höchſt intereſſant und rührend. Habe Dank, braver Mann, für deine edle Liebe und den Dienſteifer, mit dem du meinem erhabenen Lehrer bis an ſein Ende beiſtandeſt! — Guter, trefflicher, liebenswürdiger Kant! Laß mich deiner würdig werden! —

Ich habe heute wieder mehrere Gäſte, darunter den Prof. Reichenberger. (Ein etwas platter Herr.)

Nachmittags. — Das lange Tafeln iſt mir unerträglich. Darin kann ich mit Kant nicht übereinſtimmen. Aber der große Mann ſcheint alle müßigen Stunden und das freie Spiel der Einbildungskraft in dieſen Zeitraum verwieſen zu haben und war zudem geſund.

Abends. — Petron, den ich zu leſen anfing, ſcheint nur frivol und liederlich zu ſein. Dieſe Lectüre könnte leicht ſchädlich werden. — Es iſt nun bald Zeit, ins Theater zu gehen.

Nachts, halb 11 Uhr. — Erſt jetzt kommen wir aus dem Ballet. (Dupat und die Neumann tanzten.) Es iſt artig, aber wie ganz anders erſcheint mir nun die Sittlichkeit dieſer Kunſt! Überhaupt, wo iſt das Vernünftige, das Gute, das Pflichtmäßige in unſeren Einrichtungen und Gewohnheiten? — Strengere Sitten müſſen herrſchend werden, wenn die Menſchen beſſer werden ſollen. Vielleicht führt uns die Armuth dem Ziel näher.

25. Mai.

Morgens. — Auch eine griechiſche Grammatik habe ich mir angeſchafft. In ein paar Jahren kann ich ohne großen Zeitaufwand immer noch ſoviel Griechiſch lernen, um leichte Autoren zu verſtehen. Latein aber denke ich noch

ziemlich viel zu erlernen. Es ziemt ſich für einen Mann, der einſt als Schriftſteller auftreten will, nicht in dieſen Stücken ganz unwiſſend zu ſein. Auch in der Geometrie muß ich mir wenigſtens Elementarkenntniſſe verſchaffen.

Abends. — Mein Einfall Griechiſch zu lernen, beſchäftigt mich ſehr. Wie thöricht bin ich noch immer, welche Plane mache ich noch immer! Habe ich denn eine Zeit übrig? Vielleicht habe ich nur mehr ein paar Jahre zu leben, vielleicht nur wenige Monate. Die Friſt, die mir vergönnt iſt — ſie ſei kurz oder lang — gehört meinen nächſten, dringendſten Pflichten. Meine Geſchäfte zu ordnen und mich zu allem Guten rüſtig zu machen, das iſts, was mir obliegt, nicht — Griechiſch zu lernen.

27. Mai.

Ich las in Pufendorfs Werk de officio hominis et civis. — Es hat Verdienſt. Auch den Grotius will ich bei guter Zeit kennen lernen.

28. Mai.

Morgens. — Ich bin ſeit 6 Uhr wach und las Carl des XII. Leben im Baur. Welch ein Mann, wenn er ſich von Vernunft hätte leiten laſſen! An Willenskraft gab es Wenige ſeinesgleichen.

Im Petron las ich zwei ſehr lascive, aber geiſtreiche Geſchichten. Ein Theil des Werkes, wie ich es vor mir habe, ſcheint unecht zu ſein. Die lateiniſche Sprache wird mir geläufiger. Wenn ich die Grammatik zuhilfe nehme, werde ich ohne viel Zeitaufwand bald ziemliche Fortſchritte in der röm. Literatur machen.

Nachmittags. — Die Geſchichte der Circe und des Polyänus im Petron iſt meiſterhaft erfunden und erzählt und (wie dieſer Autor überhaupt) das Original zu allen

lubriken Romanen der Neueren. In dieſer Rückſicht verdient Petron gekannt zu ſein. —

Die erſte flüchtige Lectüre iſt beendigt, und nun will ich mich ihrer entſchlagen. Ohne Zweifel iſt Petron ein ſchädlicher Schriftſteller, was man auch von der Abſicht ſeiner angeblichen Satire ſagen mag. — Vielleicht finde ich mich aber einmal berufen, über dieſe reiche Quelle der Verführung (die üppigen Schriftſteller) ein ernſthaftes Wort zu ſagen, und dann iſt es nöthig, das Haupt derſelben kennen zu lernen.

Abends. — Ich blätterte im Juſtinus, deſſen allgemeine Geſchichte mir noch ganz unbekannt war. Als ein Leſebuch der alten Geſchichte und zugleich eine Sprachübung iſt ſie mir intereſſant. Auch den Eutrop., Aurel. Victor und Florus will ich kennen lernen. Wegen des Eindrucks, den Petron in mir zurückließ, will ich jetzt Spaldings Beſtimmung des Menſchen leſen. —

Eine kleine Abhandlung (der Werth der Andacht), die der Schrift über die Beſtimmung des Menſchen angehängt iſt, hat beinahe noch mehr Verdienſt, als dieſe ſelbſt. Ein überaus edler Ernſt herrſcht darin. In dieſem Ton möchte ich ſelbſt einmal von Gott ſchreiben.

Vortrefflicher Spalding! Dein Andenken ſoll wieder erweckt werden, wenn mir Gott Leben und Geſundheit gibt! Ich will auch ſeine Predigten und übrige Schriften, wie die von Jeruſalem, kennen lernen.

29. Mai.

Nachmittags. — Ich habe den Shaftesbury zu leſen angefangen. Dieſer Autor ſcheint der originellſte Moralphiloſoph der Briten und der Neueren überhaupt zu ſein.

Nachts. — Shaftesburys Inquiry concerning virtue thut die Unabhängigkeit der Rechtſchaffenheit und

Tugend von religiösen Begriffen dar und beweist, daß wir gar keine würdige Vorstellung von der Gottheit haben können, wenn nicht vorher die Begriffe von Recht und Unrecht an sich, Sittlichkeit und Tugend festgestellt sind. — Die ganze Abhandlung ist voll Geist und edler Gesinnung.

31. Mai.

Morgens. — Ich habe Shaftesburys Abhandlung über die Tugend durchgelesen und also einen Begriff von der Denkart und Manier dieses wichtigen Schriftstellers. Mein weiteres Urtheil will ich verschieben, bis ich mehrere von seinen Aufsätzen kenne.

Nachts. — Ein ernsthaftes, strenges Buch über die Geschlechtsverhältnisse möchte und will ich schreiben, wenn mir Gott Leben und Gesundheit erhält. Es ist ungeheuer, welche schädliche Vorurtheile über diesen Punkt seit unvordenklichen Zeiten herrschend sind, und mit welcher Unverschämtheit Natur und Pflicht verletzt werden.

1. Juni.

Shaftesbury fängt an, mich höchlich zu interessiren. Es ist etwas von Platons Geist und Schwung in ihm. Wie gut, edel und erhaben spricht dieser Theocles! Gewiß, es liegt nicht an den Schriftstellern, wenn die Menschen nicht besser sind.

2. Juni.

Auch Shaftesbury ist einer von den Vorläufern des Kantischen Systems. Der moralische Beweis vom Dasein Gottes wird von ihm beinahe auf Kantische Art geführt; so auch die Autonomie des Willens.

3. Juni.

Shaftesbury ist ein überaus energischer Geist und unstreitig einer der merkwürdigsten unter den Neueren. Ich wünsche auch etwas von seinem Leben zu erfahren.

5. Juni.

Selbst der Glaube an die Sittlichkeit kann wankend werden. Nur die Gesetze der Klugheit stehen für unseren beschränkten Zustand ganz fest. — Thorheit und Ausschweifung machen uns unglücklich. Vorsicht, Mäßigung, ruhige Entschlossenheit sind die besten Mittel, uns das Leben erträglich zu machen. Ich will kein Thor sein und kein Nichtswürdiger.

6. Juni.

Alle unsere Plane sind nichtig, das ganze Leben ist eine Pfuscherei, wenn wir nicht Meister unserer selbst werden und einen großen, würdigen Zweck mit aller Kraft und ungestörter Aufmerksamkeit verfolgen. Lerne dich selbst beherrschen im Kleinsten wie im Größten, das ist die Summe der Weisheit!

10. Juni.

Braver Shaftesbury! Das elende System der Selbstsucht hat keinen geistreicheren Gegner unter den Neueren, als ihn. — Aber es ist auch der Mühe werth, die Urheber und Vertheidiger dieses Systems kennen zu lernen, vorzüglich Hobbes und Larochefoucauld.

14. Juni.

Tieftrunks Commentar über Kants Tugend- und Rechtslehre ist, soweit ich ihn jetzt kenne, größtentheils gemein und nicht gut geschrieben. Indessen kann er doch dazu dienen, manche Sätze und Begriffe mehr aufzuklären.

16. Juni.

Mein Gefühl ist schwach und kränklich, mein Aussehen noch mehr. Dennoch muß ich mich aufraffen und dem Hang zur Traurigkeit — die selbst Schwäche ist — entgegen arbeiten. Bis zum letzten Augenblick des Lebens will ich kämpfen, wie ein Mann.

19. Juni.

Ich lese zwei ältere Abhandlungen Kants über Gegenstände der physischen Geographie (kl. Schr. 4. Th.). Welch ein Geist schon in seinem dreißigsten Jahr!

21. Juni.

Ich las ein paar Briefe des Seneca. Diese wahrhaft nützliche Lectüre darf ich nicht verabsäumen.

23. Juni.

Von nun an gibt es keinen Stillstand mehr. Nur den Geschäften will ich leben. Weg mit allen Träumereien! Mich zu erhalten mit Würde und Rechtlichkeit, das ist's, was mir obliegt.

26. Juni.

Welch ein Jahr habe ich vor mir! Welch eine Reihe von Jahren! Keinen Helden, Staatsmann oder König brauche ich um seinen Wirkungskreis zu beneiden. Mit Schwierigkeiten aller Art soll ich kämpfen, und endlich — wenn es Gottes Wille ist — wird ein edler Sieg mich lohnen.

28. Juni.

Morgens. — Sokrates und Epiktet würden in meinen Umständen die ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihrer ökonomischen Lage verwendet haben. Pflicht und Klugheit gebieten es, zuerst die Obliegenheiten unseres Standes zu erfüllen.

Mittags. — Der Krieg ist dem Ausbruch nahe. Ein großes Ereigniß scheint ihm vorauszugehen. Der Reichstag sollte schon den 15. in Warschau eröffnet werden. — Nimm dir die Vorsicht und Energie, mit der diese Weltbegebenheiten behandelt werden, zum Muster! Unauslöschlich wäre die Schande, wenn du das kleine Ziel nicht

erreichteſt, das dir aufgeſteckt iſt, während ſo große Dinge ausgeführt werden.

Abends. — Ich leſe Lindners Beſchreibung von China und freue mich, ein ſo fleißiges und verſtändiges Buch darin zu finden.

2. Juli.

Der Krieg iſt ausgebrochen. Napoleons Proclamation an die Armee iſt vom 22. Juni aus Wilkowyſchki datirt. —

Kann man nur ein Held auf dem Schlachtfeld ſein? — Ein Held im bürgerlichen Leben zu werden, iſt auch eine große Beſtimmung. Schwierigkeiten von der einen Seite, Verſtand, Muth und Beharrlichkeit von der anderen machen den Helden aus. Ich will das Äußerſte thun, mich zu erhalten und zu einer Beſſerung meines Zuſtandes aufzuarbeiten.

5. Juli.

Von den Büchern habe ich mich ſeit einigen Wochen entfernt gehalten. Dieß muß in der nächſten Zeit ſo bleiben. Nur in der Gegenwart, nur für meine Geſchäfte darf ich leben.

10. Juli.

Napoleon läßt noch nichts Beſtimmtes von ſich hören. Ich ſehe gern auf dieſen ſtarken Geiſt. Mögen die ſchwachen Seelen ihn anfeinden! Ich will mich im Kleinen an ſeinem Beiſpiele erbauen. Stärke fordert das Leben.

11. Juli.

Die Franzoſen ſollen in Wilna ſein und man behauptet, Polen ſei bereits hergeſtellt. Das iſt der Weg eines Starken. —

Mache du deinen Weg im Kleinen, ſo gut es Kräfte und Mittel geſtatten. Jeder Starkmüthige iſt König in ſeinem Kreiſe.

12. Juli.

Nun will ich mich zu erheitern ſuchen. Wir gehen ins Theater.

Wir ſahen eine leidliche Operette (Der Grenadier) und eine elende Pantomime.

19. Juli.

Das erſte Bulletin der großen Armee, noch mehr aber der Anfang der auf den jetzigen Krieg Bezug habenden Actenſtücke beſchäftigten mich einen Augenblick auf eine intereſſante Weiſe. Welch ein Geiſt der Ordnung und Stärke herrſcht in Napoleons Politik und Maßregeln!

20. Juli.

Dieſe 14 Tage entſcheiden vielleicht für mein ganzes Leben. Es iſt eine Friſt im Ökonomiſchen, deren gute Anwendung mir die nächſte Folgezeit erleichtern und ſo die endliche Begründung meines Finanzweſens möglich machen kann. —

21. Juli.

„Das Gemüth in Ruhe“ iſt das Element der Tugend; und ſo muß auch der Körper in Ruhe ſein, um ſeine und des Geiſtes Kraft zu entwickeln. Das iſt die Grundlage alles Guten.

22. Juli.

Drei Jahre ununterbrochener Arbeit müſſen mich weiter, müſſen mich meinem nächſten Zweck nahe bringen. Nicht ruhen will ich, bis Ordnung in meinen Geſchäften entſteht, bis ſich die Wahrſcheinlichkeit zeigt, ein ehrbares Auskommen zu haben. Nie verlange ich reich zu werden; aber ſchimpflich iſts und der Moralität ſelbſt nachtheilig, nicht zu haben, was man braucht. — Bis dahin gute Nacht, Bücher! Ich darf und will mich nicht mehr zerſtreuen.

24. Juli.

So fängt das Leben immer gleichsam vom Neuen an, weil wir das Ziel aus den Augen verlieren und den alten Weg immer wieder machen müssen.

29. Juli.

Napoleons Fortschritte scheinen entscheidend zu sein, sowie die Verwirrung in der russischen Armee. Schon sollen Friedensvorschläge gemacht worden sein. Noch ist es wohl zu früh, aber wer weiß, ob nicht in diesem Jahre noch ein allgemeiner Friede zustande kommt.

30. Juli.

Meine Lage ist sehr schlimm. — Wenn wir nicht vollkommen zu sein streben, sind wir doch nichtswürdig; und vollkommen ist nur, wer Alles ist und leistet, was er in seinen Umständen vermag. — „Keiner ist gut, nicht Einer" — und doch sollte es Jeder sein.

Schwacher Mensch! Noch immer wünschest du und erwartest von den Außendingen, was du nur von dir selbst erlangen kannst. Jede Lage ist gut, wenn wir uns ihr gemäß betragen und unsere ganze Pflicht erfüllen.

31. Juli.

Ich lese im Epiktet. Ganz darf ich mich von meinen großen Mustern nicht entfernen.

2. August.

Napoleon dringt unaufhaltsam nach Rußland vor. Herrlicher Geist, laß dein Beispiel in mir wirken! An Thatkraft gibt es keinen deinesgleichen.

3. August.

Es ist gut, auf halbem Wege zum Schlimmen wie um Guten Einhalt zu thun, um sich zu fassen und

ſeinen Vorſatz zu erneuern. Aber dann muß es Ernſt mit dieſem erneuerten Vorſatz ſein. Ernſt, Ernſt, mein Freund! Himmliſch iſt das Fortſchreiten im Guten, elend und ſklaviſch das Verſinken in Schwäche. Der höchſte Preis ſteht zu gewinnen.

6. Auguſt.

Ich leſe Wielands Euthanaſia, eine ziemlich ſchlecht geſchriebene Rhapſodie über das Leben nach dem Tode. Aber der Gegenſtand intereſſirt mich.

7. Auguſt.

Nachmittags. — Der zweite Theil von Wielands Euthanaſia iſt gut geſchrieben; ich bin begierig, wie er endigt.

Abends. — Wielands Euthanaſia iſt ein halb ungläubiges, auf kein wahres Reſultat führendes Geſchwätz. Daß die Sittlichkeit der feſte Punkt im Leben ſei, und daß die Hoffnung unſerer Fortdauer nur darauf beruhen könne, fällt ihm gar nicht ein.

Nachts. — Ich habe über die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit des allgemeinen Friedens nachgedacht. Wenn Rußland vollſtändig beſiegt wird und Napoleon dann bei den mäßigen Vorſchlägen bleibt, die er England kürzlich machte, ſo halte ich dieſe große Begebenheit für wahrſcheinlich.

9. Auguſt.

Morgens. — „Einen Gott trägſt du mit dir umher, Unglücklicher, und weißt es nicht! — In dir ſelbſt trägſt du ihn, und wenn du ihn durch unreine Gedanken, durch ſchmutzige Handlungen entweihſt, ſo empfindeſt du es nicht! — Wenn du die Bildſäule des Phidias wäreſt, die Minerva oder Jupiter, ſo würdeſt du deiner und des Künſtlers eingedenk ſein. — — Nun aber, da dich Zeus ſelbſt hervorgebracht hat, kümmerſt du dich nicht darum,

wie du dich zeigeſt!“ Epiktet II. 8. Das ganze Hauptſtück iſt voll göttlichen Feuers und verdient auswendig gelernt zu werden.

Nachts. — Wir waren im Theater. Es war ein langweiliger Abend. Das Theater iſt wirklich in einem ſchlechten Zuſtand, und mir können dieſe moderne Empfindelei und Charakterloſigkeit kein Vergnügen mehr machen.

10. Auguſt.

Wenn ich lange genug lebe und erſt mit meiner Perſon und meinen Umſtänden in Ordnung gekommen bin, ſo hoffe ich doch noch ein Buch zu ſchreiben. Die Charaktere von Samuel Brink, Palmer und Thomas Weſt ſelbſt ſind einer höheren Ausbildung fähig und könnten die Form zu einem originellen, bleibenden Werk geben.

13. Auguſt.

Wir ſind nur, wozu wir durch eigene Kraftanſtrengung uns machen. Aller paſſive Genuß iſt momentane Selbſtvernichtung. — Die Affecte und Leidenſchaften ſind Dämonen, die uns unſeres Selbſt berauben.

14. Auguſt.

Ich hatte einen Fremden (Gallerie-Inſpector Demiani aus Dresden) bei mir.

Ich leſe in Voltaires Melanges litt. einen Aufſatz über Peter I. — Wenn er jetzt auflebte und ſein und ſeiner Nachfolger Werk der Zerſtörung nahe ſähe! — Denn wahrſcheinlich iſt die Übermacht Rußlands in wenigen Monaten gebrochen.

15. Auguſt.

Morgens. — Ich habe in einigen Capiteln im Epiktet geleſen und dann meine Rechnungen nachgetragen. An ſtrenger Ordnung fehlt es noch überall gar ſehr.

Vormittags. — Ich war in meinem Haus in der Joſefſtadt, wo ich nachſah und einige Parteien beſuchte. Mit Freundlichkeit und einiger Großmuth kann man ſich dieſer ärmeren Menſchenklaſſe leicht beliebt machen. — Dieſen kleinen Beſitz oder einen ähnlichen wünſche ich mir zu erhalten.

Mittags. Die Zeitungen melden die großen Fortſchritte der Franzoſen. Dünaburg iſt mit Sturm genommen, die ruſſiſche Armee hat ſich gegen Smolensk gewendet, Alexander iſt nach Moskau gegangen; das iſt der Triumpf des Geiſtes über die körperliche Maſſe.

Nachts. — Der Inhalt des ruſſiſch-türkiſchen Friedens und die Bemerkungen des Beobachters darüber ſcheinen einen neuen Krieg auch in dieſer Gegend anzudeuten. Außerordentliche Ereigniſſe ſtehen uns bevor. Die ganze Kraft der Seele wird nöthig ſein, um ſich darunter zu erhalten.

17. Auguſt.

Die große Wahl (dieſelbe, von der die Fabel des Herkules redet) iſt immer die zwiſchen Tugend (Stärke, Enthaltſamkeit, Arbeit) und Genuß (Trägheit und Wolluſt). Auch jetzt noch und jeden Augenblick ſteht mir die Wahl frei; Ruhm und Schande ſind dieſelben, ja ſie ſind umſo größer, je ſpäter die Wahl geſchieht.

18. Auguſt.

Ich war auf dem Glacis. — Jetzt fällt mir ein Bogen Maculatur in die Hände, es ſind meine dramaturgiſchen Briefe aus dem Sonntagsblatt. Sie ſind gut geſchrieben. Aber um wie viel nützlicher für mich (und in der That auch für die Welt) hätte ich die Zeit, die ſie mir koſteten, verwenden können! — Dieß Tagebuch würde jetzt ſchon andere Früchte tragen, wenn ich es vor fünf Jahren angefangen und bis jetzt ununterbrochen fortgeſetzt hätte.

20. August.

Ich blättere im Sonntagsblatt. Auch dieſe Geburt der Laune ward durch Leidenſchaft zerſtört. — Wie weiſe war übrigens manchmal meine Feder, während Thorheit in meinem Leben herrſchte! —

Nicht was wir außer uns wirken, ſondern was wir in uns ſelbſt ſind, macht unſeren wahren Werth aus. Ein reines Herz, ein guter Wille ſind ein Juwel, das an ſich einen unvergleichlichen Werth hat.

21. August.

Ich blättere in de Lignes Recueil de lettres. Seichter Witz, Eitelkeit, lockere Grundſätze — das iſt ungefähr Alles.

22. August.

Täglich muß ich mir es wiederholen: — die Schwierigkeiten ſind der Wetzſtein der Tugend; in einer bequemen Lage würde mein Geiſt bald aufs Neue erſchlaffen. Darum Muth und Standhaftigkeit! Sei meine Lage auch noch ſo bedrängt, ich muß und will mich durcharbeiten.

23. August.

Morgens. — Eine große Veränderung ſcheint in der Ökonomie des Landes vorzugehen. Der Preis der erſten Bedürfniſſe fällt fortwährend, und auch der Cours ſcheint niedrig bleiben zu wollen. Wenn ſich dieſer Zuſtand conſolidirt, ſo können doch wieder beſſere Zeiten kommen.

Vormittags. — In den Kriegsbegebenheiten iſt ein Stillſtand. Zwar in dieſem Augenblicke ſind wahrſcheinlich ſchon wichtige Dinge vorgegangen. Aber ſchwerlich iſt es mit dieſem Feldzug gethan. Die Türken und Schweden ſcheinen wirklich gegen Frankreich zu ſein.

Mittags. Ich habe in dem Magazin der Reiſen eine kurze Nachricht von Bambuk geleſen. Ein gutmüthiges, aber

träges und wollüſtiges Volk! — Nur die Noth macht etwas aus dem Menſchen.

Nachmittags. — Wie in der Kunſt, ſo im Leben: Entſagung — heißt das große Wort. Wer einen wichtigen Zweck erreichen will, muß nur ihm leben. Und welcher Zweck wäre wichtiger, als der, den ich mir vorgeſetzt habe!

24. Auguſt.

Himmliſche Einſamkeit, Du wirſt immer meine Zuflucht, mein Troſt, mein reinſtes Vergnügen ſein! — Aber die Einſamkeit muß uns zugleich wieder an die Welt knüpfen; in ihr ſollen wir uns vorbereiten, zu den Menſchen zu ſprechen, denn es iſt nicht gut, daß unſere edelſten Gedanken mit uns zu Grabe gehen. — Ich will, ſpät oder früh, etwas ſchreiben und ein Denkmal meines Daſeins zurücklaſſen.

26. Auguſt.

Nachts. — Es iſt eine herrliche Sternennacht; meine Fenſter ſind geöffnet, ich erquickte mich an ihrem Anblick. Nein, wir können nicht für dieſe großen Dinge einen Sinn erhalten haben, nur um ſie kaum flüchtig zu bemerken und mit dem Bewußtſein unſerer ſelbſt wieder in ewige Nacht zu vergraben! Wir werden fortdauern, um dereinſt die Entwicklung dieſer Räthſel zu ſehen!

29. Auguſt.

Ich blättere in Lavaters Tagebuch. Ein ernſtes Beſtreben gut zu werden war auch in ihm; aber die Vernunft war noch zu wenig reif.

30. Auguſt.

Die Franzoſen haben eine Schlacht in Spanien verloren. Dieſer Krieg kann noch einmal ganz zu ihrem Nachtheil umſchlagen. — Schweden erklärt ſeine Neutralität. Da ſind doch noch irgendwo Vernunft und Friede.

31. August.

Ich lese in Lemprières Reise durch Marokko.

Meine Zeitgenossen wenigstens sollte ich kennen lernen. Die ganze Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur findet sich jetzt auf der Erde zerstreut. Wer seine Zeitgenossen in allen Erdstrichen kennt, kennt auch die Geschichte der Menschen. Nur die edelsten Naturen muß man auch in der Vergangenheit suchen.

1. September.

Die Franzosen haben Smolensk genommen. Welche Ereignisse! Napoleon erobert die Welt, — und ich sollte nicht ein kleines Eigenthum erwerben? — Den Starken gehört die Erde, die Starken erringen auch nur den Himmel. Möge auch noch so viel verloren sein, wenn ich nur meiner selbst mächtig bin!

2. September.

Ich habe fast den ganzen Tag mit der lehrreichsten Lectüre (meines Tagebuchs vom September bis November v. J.) zugebracht. Erst jetzt fange ich an, mich ganz kennen zu lernen. Die Geschichte meiner Gesundheit, meiner Neigungen, meiner Fehltritte und Beschäftigungen in dem Zeitraum, den dieß Tagebuch umfaßt, gibt mir erst den wahren Aufschluß über meine Persönlichkeit. Was ist mir die Weltgeschichte gegen diese! — Eine solche Urkundensammlung ist mehr werth, als Alles, was die Bibliotheken enthalten.

3. September.

Nachmittags. — Der Cours ist unter 150. Eine neue Revolution bereitet sich in der Ökonomie und den Finanzen des Landes vor. Es muß wohlfeil werden, und dann wird das Geld wieder zum Vorschein kommen. Um den Kreislauf zu vollenden, scheinen aber vier bis fünf Monate nöthig zu sein.

Nachts. — Ich habe gespielt. — Es ist keine rechte Klarheit und Stärke in mir. Die Lage der Finanzen verdiente wohl ein ernsthaftes Nachdenken. Meine eigene Erhaltung hängt von der richtigen Ansicht dieser Dinge und einem denselben angemessenen consequenten Betragen ab. Ich will den jetzigen Umständen einmal recht unbefangen und reiflich nachdenken.

4. September.

Morgens. — Ich kann nur wenig thun, meine Lage zu verbessern; und selbst da, wie schwer ist es den Zeitpunkt weder zu übereilen noch zu versäumen! Wie, wenn der Cours doch gegen 130—20 käme und ein Jahr, vielleicht länger darauf bliebe? Möglich ist es, und dann wäre es nur Verlust für mich. Sollte der Cours aber in paar Monaten umschlagen und wieder auf 200 und darüber gehen, und ich habe nichts gethan, — so hätte ich es versäumt, den Grund zu einer wahrhaften Verbesserung meiner Umstände zu legen. — Doch ich habe heute noch dringendere Dinge zu bedenken.

Nachmittags. — Je tiefer der Cours gefallen ist und vielleicht noch fällt, desto schneller wird er zurückgehen.

Nachts. — Wir kommen aus dem Wiedener Theater, wo wir uns in der Oper (Johann von Paris) recht gut unterhielten. Es ist eine heitere Composition, und die Leute machen ihre Sachen ganz gut.

5. September.

Ich las in Johann Müllers Briefwechsel. — Müller hatte eine gelehrte, glückliche Erziehung und früh sehr gute Freunde und Gesellschaft. Meine Jugend war unglücklich, ohne Rath und Leitung. Daß mein Leben für die Welt nur eine Stümperei geworden, ist nicht bloß meine Schuld,

6. September.

Morgens. — Ich lese Müllers jugendlichen Briefwechsel. Wie glücklich war des Mannes Jugend! Wäre ich nur in meinem 22. Jahr in ähnliche Verbindungen gekommen, ich wäre ein großer Schriftsteller geworden und vielleicht ein glücklicher Mensch. Aber die Wege der Vorsehung sind mannigfaltig.

„Ich danke Gott, daß ich erst 24 Jahre alt bin; wir werden zu unserer Zeit große Schauspiele sehen, Tragödien in Europa, Lustspiele in der neuen Welt. Unsere Zeit wird manche Revolutionen sehen.“ — Welch Entzücken, wenn ich dasselbe sagen könnte! Mein Geist ist noch jugendlich, mein Körper alternd, meine Lage drückend. — Aber ich danke Gott, daß er mich erhielt und mir neuen Muth und gebesserte Gesinnungen eingeflößt hat. —

Vormittags. — Müller ist ein herrlicher Mensch. Ich lese seinen Briefwechsel mit dem größten Interesse. Wie viel Edles, Schönes, Großes hat Gott in unser Herz gelegt! — O meine verlorene Jugend!

Nachts. — Ein elendes Stück (die Pflegesöhne von Kratter) nahm den Abend weg. Vorher waren wir eine Stunde lang auf dem Glacis.

8. September.

„Der Widerhaken bleibt in der Seele zurück.“ — Es ist ein Gedanke des Sokrates, und auch beim Epiktet kommt er vielfältig vor, daß die Hingebung an eine Begierde oder Leidenschaft nicht nur gegenwärtig schadet, sondern auch durch die Folge, weil sie den bösen Hang nährt und die Seele immer mehr verstrickt und unterjocht.

9. September.

Müller hatte viel religiöses Gefühl schon in seiner Jugend. Er war ein sehr gutherziger, liebenswürdiger

Menſch. Nur etwas mehr Stärke, ſo wäre er einer der größten geworden.

Ich glaube in Müllers Geſchichte mich ſelbſt zu erkennen, nur der Mangel einer gelehrten Erziehung macht den Unterſchied. Jetzt in meinen Jahren habe ich noch das kindliche Gemüth, das ihn charakteriſiert. Je mehr ich ihn kennen lerne, deſto mehr liebe und ehre ich ihn. Wie viel geſunden Sinn und Verſtand, wie viel Einfalt bei ſo großem Wiſſen!

10. September.

Um Geſundheit bitte ich dich Gott, wie mein Freund Müller, alles Andere wird ſich finden. Er erkannte früh, was ich ſpät, er hoffte mehr zu leiſten, als er wirklich geleiſtet hat; das wird noch mehr mein Fall ſein. Aber die Geſinnung will Gott in uns, nicht den Erfolg.

11. September.

Müllers Briefe, die ich leſe, rütteln mich aus meinem Seelenſchlaf. Wie viel Glauben war in des Mannes Seele! Und welche Unſchuld! — Pfui über die Laſter!

12. September.

Die gute Geſinnung — auch für die Welt geht ſie nicht verloren. Wie ängſtigt ſich der gute Müller, daß er keine Zeit finden werde, ſich auszuſprechen. — Sein beſtes, nützlichſtes Werk, die Briefe an ſeine Freunde, entſtand unter dieſen Beängſtigungen. Und wenn ich nur einen Menſchen erwecke, den Glauben eines Einzigen ſtärke, ſo war mein Leben nicht verloren.

Alle unſere Kraft liegt im Willen, in ſeiner Reinheit und Stärke. — Ein guter Wille iſt mehr werth, als eine ganze Welt voll Glückſeligkeit. — Dieſer ehrliche Müller mit allem ſeinem Geiſt, Wiſſen, ſeiner Güte und Liebens-

würdigkeit ist dennoch ein sehr zweideutiges Wesen. Die Stärke fehlt, der entschiedene Charakter und der rein gute Wille.

14. September.

Ich las Müllers letzte Briefe und endige nun mit einigen Aufsätzen über den Ausgang seines Lebens. — Mangel an Stärke machte diesen edlen Geist wenig nützlich für die Welt (sein wirksamstes Werk sind seine Briefe) und endlich recht unglücklich. — Das ist (nur weniger rein und schön) auch meine Geschichte.

Die körperlichen Erscheinungen seines letzten Lebensjahres sind mir interessant. Kummer und Mangel an Bewegung beförderten seinen Tod. — Sei rüstig, erheitere dich möglichst! Ich will stehend, kämpfend sterben.

15. September.

Ich las eine (sehr schlechte) Biographie von Opitz in Schlegels Museum. Der Dichter starb 1639, im 42. Jahre seines Alters. Die deutsche Literatur darf ich doch nicht ganz vernachlässigen.

16. September.

Ich habe mir wieder einige Bücher angeschafft, darunter einen latein. Polybius. Diesen großen Autor wollte ich schon lange kennen lernen. Des Aristoteles Politik und Rochefoucaulds Maximen sind dann zwei andere interessante Aquisitionen, endlich Bossuets Discours sur l'histoire universelle; lauter Bücher, die ich früher oder später lesen muß.

17. September.

La Rochefoucauld gehört zu den Schriftstellern, die ich schon der Schreibart wegen studiren muß. Aber er ist auch einer der feinsten Beobachter, und die Einseitigkeit schadet seinem Scharfsinn nicht.

18. September.

Ich lese den dritten Theil von Müllers Weltgeschichte. Es erhebt den Geist, die große Verkettung der großen Welthändel zu übersehen. Auch ziemt es sich, wenigstens etwas von dem zu wissen, was der Welt ihre jetzige Form gab.

21. September.

Napoleon ist nach einer gewonnenen Schlacht in Moskau eingerückt. Welche Zeiten und welch ein Mann. Und wenn er nun seine Pläne auf Europa in einem Zuge ausführte? — In zwei Jahren kann das feste Land in einer Hand vereinigt sein. —

Ich habe Müllers Cid gelesen, ein unschmackhaftes, kaum verständliches Geschichtchen. Was hilft alle Gelehrsamkeit ohne festes Urtheil und Geschmack? — Und dieser Mann kannte die Alten und liebte sie, wie kaum Einer!

23. September.

Ich habe den Lucretius zu lesen angefangen. Es ist eine Sprachübung. Aber auch Weisheit ist bei ihm.

25. September.

Nachdem ich im Polybius geblättert, lese ich wieder Müllers Briefe.

27. September.

Von Lobkowitz erhielt ich gestern einen Einladungsbrief, mein Votum über die von ihm ausgeschriebenen Preise zu geben. Ich will ihm heute noch antworten.

28. September.

Ich habe den dritten Band von Müllers Briefen geendigt. Auch Collins erwähnt er mit Lob. Und ich habe ihn vernachlässigt, wie so Vieles, wie Alles!

29. September.

Wie war doch die Nachricht von dem Einzug der Franzoſen in Moskau zu voreilig! Vielmehr ſcheint Napoleon große Schwierigkeiten zu finden.

30. September.

Ich blättere in Rouſſeaus Emile. Ein leichtes Kopfweh hindert mich am Leſen.

1. October.

Geſtern iſt endlich die officielle Nachricht von Napoleons Einmarſch in Moskau angekommen (den 14.). — Wie, wenn Friede würde, wenn die Finanzen endlich doch auf einen feſten Fuß kämen? Dann könnte unſer Papier wohl noch beſſer werden.

2. October.

Ich leſe Rouſſeaus Confeſſions. Es gibt viel Berührungs punkte in Rouſſeaus Geſchichte mit der meinigen: Mangel an Erziehung und beſtimmter Beſchäftigung in der erſten Jugend. — Auch er hatte im Grunde ein kaltes Herz, eine kränkliche Anlage des Körpers, Trägheit und Stolz.

3. October.

Morgens. — Rouſſeau iſt mir faſt ganz neu und ſehr lehrreich. Ich will nach und nach alle ſeine Schriften bloß um des Mannes und des Einfluſſes willen leſen, den er auf die Zeit hatte. Eine Schrift über ihn gehört zu meinen ſchriftſtelleriſchen Planen; das erſte Geſetz, das ich dabei vor Augen haben muß, iſt Gerechtigkeit.

Abends. — Die Bizarrerien meines Kopfes, der Mangel an Gegenwart und die Schwierigkeiten, die ich im Schreiben finde, erinnern auch an Rouſſeaus Eigenheiten. — Trefflich iſt das Gemälde, das er im dritten Buch davon macht.

Nachts. — Noch in ſeinem Alter ſchwelgt Rouſſeau in dem Andenken ſeiner Verirrungen mit den Weibern. Das iſt ein fauler Fleck in unſerer Cultur. Möchte ich lange genug leben und Zeit und Kräfte haben, um etwas Eindringliches über dieſe Krankheit der moraliſchen Welt zu ſagen! — Die Verhältniſſe der Geſchlechter ſind äußerſt verkehrt.

4. October.

Morgens. — Es iſt Sonntag. Ich leſe Rouſſeaus Confeſſions. Das Buch iſt wichtig für meine Selbſtkenntniß; die Ähnlichkeit und die Verſchiedenheiten unſerer Charaktere und Schickſale ſind gleich lehrreich für mich.

Vormittags. — Meine Rechnungen ſind in Unordnung; nie war Ordnung nöthiger. Dieſe Nachgiebigkeit gegen die Eindrücke des Augenblicks hat das Unglück meines Lebens gemacht. — Ich will mich faſſen und zu ſtärken ſuchen.

Nachmittags. — Armer Rouſſeau! In deinem ſechzigſten Jahre kannteſt du das wahre Glück noch nicht, denn du ſuchteſt es im Genuß. — Wie mitleidswerth (wäre es weniger ſträflich) iſt das kindiſche Klagen über das Schickſal, dieſe Unzufriedenheit mit der Welt und mit ſich ſelbſt; nicht daß man nicht gethan, was man ſollte, ſondern daß man nicht erreicht, was man phantaſtiſch gewünſcht! — Im höheren Alter und von körperlichen Leiden erſchöpft, kannte dieſer Weiſe des Zeitalters noch kein höheres Gut als die Erinnerung an den phyſiſchen Genuß!

5. October.

Ich leſe die zweite Abtheilung von Rouſſeaus Confeſſions. Meine Vorſtellung von ihm fängt an ſich zu berichtigen. Nein! Mir ziemt es am wenigſten, den erſten Stein auf den Unglücklichen zu werfen.

Rouſſeau ſchrieb nichts von Bedeutung vor ſeinem vierzigſten Jahr. Vielleicht iſt es mir beſtimmt, in meinem fünfzigſten zu ſchreiben, was nach mir bleibt.

6. October.

In Rouſſeaus Confeſſions bin ich bis ins neunte Buch vorgerückt. Damals hatte er mein Alter und ſchrieb die Heloiſe. — Sein Unglück war das Hingeben in die Leidenſchaftlichkeit. Von eigentlichen Pflichten hatte er keinen Begriff oder vielmehr, er war nicht davon durchdrungen. Das ſind die Volontaires der Tugend: Phantaſterei und Stolz! — Dieſe Lectüre befängt mich ſo ſehr, daß ich eilen muß, ſie zu endigen.

Von nun an darf Phantaſie und Gefühl auf meine Handlungsweiſe keinen Einfluß mehr haben. — Herrlich iſts in dem Reich des Verſtandes. Nur die Religion iſt noch höher. Da iſt das Feld des Erhabenen, nicht in den armſeligen Leidenſchaften.

7. October.

Nachmittags. — Armer Rouſſeau! mit der Eremitage! Hier iſt ſie — est ulubris. Mein Zimmer gewährt mir das Glück der Einſamkeit, das du in Wäldern und Grotten ſuchteſt.

Nachts. — Rouſſeau fängt an mich zu intereſſiren; ich bin bis ins 11. Buch gekommen. Dieſe ewige Einbildung von Verfolgungen iſt wirklich abgeſchmackt.

Ich blättere in den vier Bändchen von Briefen, die den Confeſſions angehängt ſind. Sollte ich noch einmal Zeit finden, ſo will ich Alles leſen und Grimms und Marmontels Memoires damit verbinden. Jetzt wäre es ſträflich mich darauf weiter einzulaſſen.

12. October.

Das fortwährende Zurückgehen des Courſes (er war heute 138 und darunter) beunruhigt mich ſehr. Allem Anſcheine nach iſt der Umſchlag noch nicht nahe, und wer weiß, ob der Cours in dem nächſten halben Jahr auch nur bis über 150 ſteigt. — Dieß Alles darf mich nicht muthlos machen.

14. October.

Der Cours iſt auf 134. Welche Erſcheinung! Und es iſt nicht der geringſte Anſchein zu einem Umſchlag. Was ich für möglich hielt, aber nicht glauben wollte, wird wahrſcheinlich geſchehen. Vielleicht bleibt der Stand zwiſchen 120 und 130 ein halbes Jahr lang und darüber.

16. October.

Ich will ſchreiben — Gedanken und Meinungen, wie Montaigne. Zu keinem anderen Buche habe ich Zeit, Vorkenntniſſe und Talente genug. In drei Jahren etwa könnte das erſte Bändchen erſcheinen und ſofort, wenn ich am Leben bleibe, einige. Immer ſollte wenigſtens ein Jahr zwiſchen der Compoſition und der Bekanntmachung vorbeigehen.

17. October.

Von der Theaterdirection wurde mir die erſte Oper zur Beurtheilung überſandt (Die Nibelungen). Ein unſinniges Machwerk.

18. October.

Abends. — Ich bin um das ganze Glacis gegangen. Es iſt ein milder Herbſttag. — Die Beurtheilung der eingeſandten Oper beſchäftigte mich. Ich will ſie heute noch niederſchreiben, um das wieder aus dem Kopf zu haben.

Nachts. — Wir waren allein. Ich las einen Roman vor (Adolfino). —

Die Beurtheilung der Nibelungen hat mich ſchon zu viele Zeit gekoſtet. Ein paar Tage will ich ſie noch liegen laſſen.

19. October.

Ein alter Bekannter begegnete mir heute. Er ſchien von meinem ſchlechten Ausſehen betroffen und ſprach von der Zeit (1796), wo ich in meiner Blüthe war. Dieſe Menſchen ſehen nur die Oberfläche. Gerade damals taugte ich am wenigſten. — Was liegt an meinem Ausſehen, wenn ich nur beſſer bin!

21. October.

Und wenn das Göttliche nur in uns wäre, nicht außer uns, wenn die Seele ſtürbe wie der Leib, — dennoch müßten die Menſchen die Gerechtigkeit, die Unſchuld und Tugend über Alles hochachten. Ja dann umſomehr! Dieß heilige Feuer darf nie erlöſchen.

23. October.

Ich las Collins Horatier und Curiatier. Die Gerechtigkeit fordert, daß ich dieſen Schriftſteller mit unbefangenem Gemüth kennen lerne. Vielleicht iſt es Pflicht, ihm noch einmal Genugthuung zu geben. — Die Leidenſchaft verbitterte meine Kritik.

Noch ein Stück von Collin (Julie von Billenau). Einer bäumliches Werk. — Vielleicht recenſire ich ſeine ſämmtlichen Schriften für die hieſige Lit. Zeitung.

24. October.

Ich habe angefangen, an meinen Gedanken und Meinungen zu ſchreiben. In einzelnen Sätzen will ich aufzeichnen, was ich über die wichtigſten Gegenſtände denke. Vielleicht wird dann einmal ein Buch daraus.

25. October.

Warum — Gedanken und Meinungen? — Dieß Tagebuch enthält sie am wahrsten und originellsten; wenigstens will ich keinen Werth auf die Einfälle legen, die ich etwa niederschreibe.

Nein, noch nicht schreiben, nicht einmal für mich! Auf dieses Tagebuch will ich mich beschränken. Werde erst selbst wahrhaft gut, klug, streng und zufrieden, ehe du Andere dazu machen willst!

30. October.

Ich lese die Politik des Aristoteles. Sie ist wie Alles, was von ihm kommt, voll gesunden Urtheils und Klarheit. Nach langer Zeit ist das wieder eine Lectüre, die meinem Geist Nahrung gibt.

31. October.

Ich habe mein Tagebuch vom October v. J. wieder gelesen. Es ist eine Freude ohnegleichen, den Kampf zu sehen, in den uns ein moralischer Vorsatz mit verwöhnten Neigungen und den äußeren Umständen versetzt. Nur dieser Kampf gibt dem Leben einen Werth. Nicht das Resultat, der Kampf selbst ist der Zweck. — Der Kampf mit Sorgen und Noth ist in der Erinnerung aufmunternd. — Herrlich ist die Bahn der Tugend!

3. November.

Herrliche Stoa! Du warst die Schule großer Seelen! Wenn noch irgend etwas Gutes in mir ist, so muß es durch Leiden und Entbehrungen zu Tage gefördert werden. — Die Weichlichkeit ist der Tod aller Tugend und Selbstständigkeit.

4. November.

Wir kommen aus dem Theater. — Das elende Stück (Fridolin) ist zum Glück nicht lang. Welcher Unsinn

wird der Jugend durch dieſe Theaterſtücke in den Kopf gebracht! — In Paris war ein Aufſtand. Napoleons Geſtirn könnte ſich doch verdunkeln. Das wäre die Strafe der unbegrenzten Herrſchſucht.

7. November.

Ich habe ein gutes Büchelchen gekauft (Recueil de pensées de poëtes latins par Berthelin). In dieſen geiſtreichen Sprüchen ſuche ich die Tugendgeſinnung. Was mich darin beſtärken kann, iſt claſſiſch, ſonſt nichts.

8. November.

Wenige Worte, die ich in den alten Meiſtern (Seneca, Juvenal) leſe, geben mir jetzt mehr Sinn, als vor Jahren ganze Bücher. So werden dereinſt, wenn ich Muße finde zum Schreiben, auch wenige Blätter tief gedachter und empfundener Wahrheiten mehr Nutzen ſtiften, als lange und breite Werke, die ich vielleicht hätte liefern können, wenn ich den Wiſſenſchaften allein gelebt hätte.

9. November.

Die große Regel iſt, jeden Tag einen Schritt vorwärts! zu thun. Nulla dies sine linea! — So im Ökonomiſchen, wie im Moraliſchen — und im Detail, wie im Allgemeinen.

10. November.

Man erwartet noch große Begebenheiten vom Kriegstheater. Wie wird es in einem Jahre ſein, wie in zweien? — Doch das eigentlich Wichtige iſt, wie es mit mir ſein wird.

12. November.

Ich will mich durch eine verſtändige Lectüre zerſtreuen (Les écrivains de l'histoire Auguste); ſpäter muß ich ſpielen.

13. November.

Abends. — Ich las im Catull. Welche Zügelloſigkeit! Das ſind die Quellen unſerer Verderbtheit.

Nachts. — Nein, das Beiſpiel iſt nicht fruchtlos! Ich habe das Leben des tugendhaften Antoninus von Jul. Capitolinus geleſen und fühle mich beſſer, als vorher. Das iſt die Lectüre, die mir geziemt.

14. November.

Ich las das Leben Marc Aurels (von Capitolinus) und des Scheuſals Commodus. Der ältere Antonin iſt eine noch edlere Natur als Aurel.

15. November.

Ich leſe ein neues Concurs-Stück (der Sänger Raff), das etwas verſpricht. — (Doch zu leer und unbedeutend.)

16. November.

Napoleon hat den Rückzug von Moskau angetreten. Auch ihm gelingt nicht Alles. Mäßigung iſt das Geſetz der Menſchlichkeit.

Ich leſe Goethes Leben (2. Theil) mit großem Intereſſe, beſonders ſeine Urtheile über die deutſche Literatur ſeiner Jugendjahre.

17. November.

Morgens. — Ich habe mein volles Maß geſchlafen. Goethe unterhielt mich vor und nachher. Dieſes lehrreiche Buch macht Alles gut, was er gefehlt hat.

Abends. — Ich habe Goethes Leben (2. Buch) geendigt; er ſchließt wieder mit einer allerliebſten Idylle.

Dieß Buch wird das wichtigſte, das Goethe ſchrieb, wenn er es in dieſer Art noch durch mehrere Bände fortſetzt. So rein, offen und ſinnig muß der Geiſt ſein, ſo ſchuldlos und heiter die Jugend, um ſolche Früchte zu tragen. —

Wie dumpf, schwach und zerstreut in Leidenschaften und kümmerlichen Verhältnissen war dagegen mein Leben! — Ein Stümper war ich in allen Dingen.

Nachts. — Ich will zur Ruhe gehen und mich noch ein wenig mit Ammianus Marcellinus unterhalten.

19. November.

Morgens. — Tieftrunks Commentar über das Kantische Princip enthält doch vernünftige Gedanken. Es ist mir Bedürfniß, ja Pflicht, guten Rath zu hören.

Nachmittags. — In der Rechtslehre von Tieftrunk kommt viel Grüblerisches vor. Dieser Gegenstand ist noch lange nicht erschöpft. Ich will meine ehrliche Überzeugung, wenn ich damit im Reinen bin, dereinst bekannt machen.

20. November.

Ich las Goethes Leben vor. Es hat doch theilweise viel Gedehntes und hin und wieder fehlt die Schärfe und Richtigkeit des Gedankens. Der Mann gefällt sich selbst allzusehr.

21. November.

Morgens. — Ich las in der Historia Augusta das Leben des Sept. Severus und nun das des Caracalla. Die Lectüre darf wieder etwas mehr Theil an meiner Zeit haben. Ich muß die Beispiele der Tugend und des Lasters fleißig aufsuchen und betrachten, um selbst das Bild und die Folgen beider immer lebhaft vor den Augen zu behalten.

Abends. — Ich lese das Leben des Alexander Severus von Lampridius; eine wohlthätige Erscheinung nach den Ungeheuern Caracalla und Heliogabalus.

22. November.

Mittags. — Der Stand der französischen Armeen in Rußland und Polen scheint jetzt wirklich schlecht und bedenklich

zu ſein. Innerhalb 14 Tagen muß ſich viel aufklären. Napoleons Rückzug war ſehr dringend.

Abends. — Es iſt Trebellius Pollion, der in ſeinem Leben der dreißig Tyrannen die merkwürdige Anekdote von Zenobien erzählt. — Die ganze Geſchichte enthält meines Wiſſens keinen ähnlichen Zug.

Ich habe angefangen den Ammianus Marcellinus zu leſen, einen lehrreichen, wiewohl etwas redeſeligen Schriftſteller. Das Leben Julians will ich ganz durchleſen und dann mein Urtheil über den Autor feſtſtellen.

Nachts. — Tibull, in dem ich noch blättere, iſt auch einer der Verführer, die ein redliches Gemüth fliehen ſollte.

23. November.

Morgens. — Tibull iſt ein wahrer Dichter, und zur Cultur des Geſchmacks und der Sprache gehört es, ihn zu kennen.

Nachmittags. — Nulla dies sine linea. — Nur eine Viertelſtunde täglich auf die lateiniſche Sprache und Literatur verwendet, wird in einigen Jahren Früchte bringen. Es iſt eine angenehme und nützliche Erholung, und wenn ich einſt ſchreibe, ſo iſt das eine ſehr nöthige Vorbereitung.

Nachts. — Ich habe wieder aus Goethes Leben vorgeleſen. Es iſt doch kein wahrer Ernſt und Gediegenheit in dieſem Buche. Die ſchöne Sprache und manche anziehende Details haben mich verführt, mehr darin zu ſehen, als eigentlich darin iſt.

24. November.

Ich las in den Briefen des Plinius. Dieſe Zeit iſt uns näher, als die des Cicero; die monarchiſche Verfaſſung fordert andere Tugenden und Eigenſchaften, als eine Republik. Übrigens iſt es die Zeit des Tacitus, Epiktet und Plutarch; alſo eine höchſt merkwürdige.

27. November.

Abends. — Ich habe einen Eingang zu Wests Wintermonaten zu schreiben angefangen und will, da ich auf diesen Gedanken so oft zurückkomme, nun künftig damit fortfahren, wenn ich zu solcher Lust oder Arbeit aufgelegt bin. Nach und nach entsteht dann vielleicht doch etwas, das ich in einiger Zeit brauchen kann. Nicht stumm will ich aus der Welt gehen.

Nachts. — Ich soll etwas vorlesen. — Die Erfindungskraft und blühende Phantasie des Ariost belebt und erheitert den Geist. Zuweilen darf, ja soll ich eine solche Lectüre wählen, um meinen Gedanken Schwung und Frischheit zu geben. Ich will diese Vorlesungen fortsetzen und zuerst den Ariost oder den Homer, vielleicht auch den Virgil vortragen.

28. November.

Morgens. — Nur das Edelste, was in der menschlichen Natur liegt, verdient ausgesprochen und in der Schrift aufbehalten zu werden. Ich habe ein Jahr Zeit, mich vorzubereiten und dann drei Monate, um Das zu ordnen und zu feilen, was ich mittheilen will. Zwölf Bogen, jede Woche einer, sollen vom December des künftigen Jahres an erscheinen.

Abends. — Meine Charaktere sind in Bewegung. Ich habe die Scene (der Winterabende) eröffnet und glaube an dem Eingang nichts mehr ändern zu dürfen.

Nachts. — Nichts Spaßhaftes darf in diesem Eingang sein. Wenn der Ton des Ganzen erst festgesetzt ist, mag die Laune etwas zur Erheiterung beitragen.

29. November.

Ich lese Bürgers Ehestandsgeschichten, freilich eine etwas starke Zerstreuung.

Auch dieſe Lectüre, wie anſtößig ſie auch in mancher Rückſicht iſt, kann nützlich werden. Ich empfinde wahren Abſcheu vor dieſen ſchändlichen Thaten an ſich. Wie tief erniedrigen ſie den Menſchen; zu welcher Falſchheit, Heuchelei und allgemeinen Laſterhaftigkeit verleiten ſie überdem! Welche Zerrüttungen verbreiten ſie in den Familien!

Und wie dieſer unglückliche Mann nicht merkt, daſs die Quelle alles ſeines Elendes in der Schwäche und Sinnlichkeit ſeines Charakters liegt! Was für rohe Vorſtellungen er von den Pflichten der Ehe und von der Gemeinſchaft der Geſchlechter hat! — Gewiß, es gibt kein furchtbareres Ungeheuer, als die Unkeuſchheit, und kein wahres Geſetz der Geſchlechtsverhältniſſe, als das der Erzeugung. Was darüber hinausgeht, iſt H — ei, es ſei in oder außer der Ehe.

Noch iſt es nicht Zeit, ans Schreiben zu denken; noch iſt meine Seele nicht ſtark, mein Geiſt nicht reif genug. Vielleicht wird er es nie. — Welche Thorheit! Kaum bin ich dem inneren Sturm entgangen und ſchon will ich Andere lehren, gegen Sturm und Ungewitter zu ſteuern. Nicht bloß meine ökonomiſche Lage, auch die Lage meines Gemüths legt mir die Pflicht auf, mich vor ſchriftſtelleriſcher Zerſtreuung zu hüten.

30. November.

Ich bin allein im Hauſe; und da ich morgen einen ziemlich ſtrengen Tag für die Geſchäfte habe, ſo leſe ich Pascals Leben, deſſen Pensées ich mir anſchaffte.

Pascal ſtarb vor ſeinem 40. Jahr! Ich fing erſt in dieſem Jahr zu leben an. — Aber meine Geſundheit verſpricht mir noch eine zweite Jugend. Ohne ſeine Talente kann ich der Welt vielleicht nicht weniger nützlich werden. Aber ich kann es nur durch das Beſtreben nach einer wahrhaft himmliſchen Tugend.

Pascals Leben war das eines Heiligen. Er war ein aufrichtiger Christ. Die christlichen Philosophen unserer Tage scheinen sich sehr wenig um die Heiligkeit der Sitten zu kümmern. — Ich will bei Gelegenheit auch seine Provinciales wieder lesen. Die Pensées kannte ich vorher gar nicht.

Blicke des Genies, große Talente und edle Gesinnungen kann ich im Pascal finden; aber reife Weisheit ist von so jungen Jahren nicht zu erwarten.

1. December.

Nicht schreiben oder sehr spät schreiben! — Das ist eine Hauptregel. — Man hält es für weniger wichtig, tugendhaft zu sein, wenn man nur wie ein Tugendhafter schreibt. — Das Beste erkennen, das Beste wollen, das Beste thun, — das ist die Aufgabe.

5. December.

Ich habe das neue Testament wieder zur Hand genommen und will nun öfters wieder darin lesen. Auch das alte Testament will ich mir anschaffen. Nicht mit zu vielen Erbauungsbüchern kann ich mich umgeben.

6. December.

Morgens. — Ich habe das Buch Genesis zu lesen angefangen. Die Naivetät und Kraft dieser uralten Geschichten rühren wunderbar.

Mittags. — Ich lese das Buch Genesis und werde künftig die Bibel fleißig lesen. Schon historisch ist sie höchst merkwürdig.

Abends. — Ich habe die Genesis zu Ende gelesen. Eine herrliche Urkunde und theilweise gewiss vom höchsten Alter. Die Geschichte der Erzväter ist freilich mit politischer Beziehung geschrieben. Nun will ich Moses näher kennen lernen.

Nachts. — Ich lese den Exodus, Mosis Wunderthaten in Ägypten.

7. December.

Das fünfte Buch Mosis (Deuteronomium) ist die Abschiedsrede des Propheten an sein Volk (eine Recapitulation alles Wesentlichen der vorhergehenden drei Bücher) und wirklich ein Meisterstück von Volksberedsamkeit, voll Kraft und Kühnheit. Wenn einst die wahre Religion, die Religion der Vernunft und des reinen Herzens, mit solcher Innigkeit und Stärke vorgetragen wird, so müssen die Wirkungen unendlich sein. —

Die Bibel, das Buch der Bücher, worauf die Hälfte unserer Cultur, unsere besten und manche unserer schlimmsten Gedanken beruhen, kannte ich nicht einmal! Und ich vermaß mich zu schreiben und als Lehrer des Volkes aufzutreten!

10. December.

Ich habe verschiedene Bücher über die Ehe mir angeschafft. Ehe ich meine Gedanken über diese Verbindung abschließe, muß ich die herrschende Denkart darüber kennen lernen.

12. December.

Morgens. — Ich habe ein wichtiges Buch zu lesen angefangen, Jakobs allgemeine Religion. Diese Lectüre wird mich zur Feier meiner großen Epoche würdig vorbereiten.

Abends. — Ich bin allein und lese Jakobs allg. Religion. Es ist eine wohlgerathene, populäre Ausführung des Kantischen Religionssystems. Nur hin und wieder scheinen Unrichtigkeiten untergelaufen zu sein; und dem Ganzen wäre mehr Kraft und Wärme zu wünschen.

13. December.

Abends. — Ich habe ein verrufenes Buch (Sanchez, de matrimonio) zum Durchblättern vorgenommen. Verstand

und Ernſt wenigſtens ſind darin. Aber Vernunft und Sittlichkeit fehlen in dieſem Theil der menſchlichen Geſetzgebung noch gar ſehr.

Nachts. — Ich habe das erſte Buch der Könige angefangen, das lebhaft erzählt iſt und viel Intereſſantes hat.

14. December.

„Über den moraliſchen Charakter der Schriftſteller" — von der Bibel und Homer angefangen bis auf unſere Zeiten, — das iſt ein Buch, das ich dereinſt zu ſchreiben wünſche. Wenn mir Gott Zeit und Kräfte gibt, ſo will ich mich dazu berufen glauben.

15. December.

Mittags. — Meine Religion, wenn ſie mir erſt ſelbſt ganz klar geworden, wird der Mittheilung werth ſein. Sie wird auf denſelben Gründen beruhen, als Kants Religion, aber ſie wird wärmer und tiefer empfunden ſein.

Abends. — Ich leſe den dritten Theil des Sanchez und finde viel Lehrreiches darin. Sein Buch iſt doch das Hauptwerk über dieſen Gegenſtand der Moral und des Rechts.

Nachts. — Im Einzelnen ſtößt man doch auf manches Obſcöne, und hin und wieder iſt die Moral ziemlich lax.

16. December.

Ich bin mit dem curioſeſten Theil meiner Lectüre beinahe fertig. Die chriſtlichen Moraliſten waren der Wahrheit in dieſen Dingen ſehr nahe; aber die Gefälligkeit für die Neigungen und Gewohnheiten der Menge verdarb ihre Grundſätze, und auf dem Wege der Sophiſterei kamen ſie nach und nach auf alle Greuel des Laſters. Wie an einem einfachen Ausſpruch der Sittlichkeit gekünſtelt wird, iſt das Princip des Guten unvermeidlich verkehrt.

17. December.

Napoleons Feldzug gegen Rußland ist verunglückt. Das könnte zu manchem Guten führen, aber auch noch zum Schlimmen. Oesterreich behält nun wieder mehr politisches Gewicht. Der Krieg kann noch viele Jahre dauern.

18. December.

Napoleon ist nach Paris zurückgekehrt. Bald wird es sich zeigen, was er jetzt für Absichten hat.

19. December.

Ich habe die Geschichte Josefs (das schönste Stück in den Büchern Mosis) mit Rührung vorgelesen und dieselbe Rührung erregt. Die Tugend ist nur Eine; der keusche, redliche Jüngling ist auch der gerechte, großmüthige Mann.

20. December.

Mittags. — Ich las eine neue Concurs-Oper (Der Trank der Unsterblichkeit, vielleicht von Bertoldi). In den nächsten Tagen muß ich über die bisherigen Bericht geben.

Nachts. — Ich lese das Buch Job. Aber die Übersetzung ist schlecht, und ein Commentar wäre nöthig.

21. December.

Napoleons Stern ist im Sinken; er soll persönlich stark angegriffen sein. Diese Wendung der Dinge kann und muß beinahe eine Veränderung in der allgemeinen Politik hervorbringen.

Ich selbst fühle mich von diesen Ereignissen niedergeschlagen; meine Erwartungen und Voraussagen finden sich getäuscht. Auch verliere ich eines meiner Vorbilder. Aber große Lehren sind daraus zu ziehen; alle Macht wird durch Übermuth gestürzt. Und vielleicht steht doch aus dieser Katastrophe die Freiheit von Europa auf. Rußland hat seine

Furchtbarkeit gezeigt, Frankreich ſeine Grenzen kennen gelernt. Der Himmel gebe den Mittelmächten Weisheit.

22. December.

Morgens. — Ich las das Buch der Weisheit, unſtreitig das philoſophiſcheſte Stück des alten Teſtaments, voll echter Religioſität und Tugendgefühls. Es iſt aber auch offenbar viel neuer, als die hiſtoriſchen Bücher und die Sprüche Salomons.

Mittags. — Die neuere Geſchichte enthält kein Beiſpiel ſo ungeheuerer Verluſte in ſo kurzer Zeit, als Napoleon erlitten hat. Sein Kriegsruhm iſt dahin, vielleicht ſeine Macht. — Das iſt recht, denn er hat ſie gemißbraucht.

Nachmittags. — Dieſe totale Niederlage (mehr eine Wirkung des Landes und der Jahreszeit, als ſeiner Feinde) erklärt Napoleons ſchnelle Zurückreiſe. Wenn die Nachricht früher als er nach Paris gekommen wäre, ſo war er vielleicht verloren. — Und noch jetzt: — ſein perſönlicher Sturz könnte die Nationen am leichteſten ausſöhnen. —

Da ich mich mit Moſes und dem alten Teſtament beſchäftige, leſe ich Müller über dieſe Gegenſtände nach. Es iſt viel Geiſt- und Sinnreiches in ſeinen Anſichten.

Nachts. Die Kataſtrophe in Rußland verdrängt alle anderen Gedanken. Welche ereignißvolle Zeit! — Und ſollte Europa noch frei werden?

23. December.

Ich leſe den Jeſaias. Es iſt eine kraftvolle Seele, und überall ſind Beziehungen auf Zeiten, wie die unſrigen. Wo ich Aufmunterung ſehe, will ich ſie ſuchen. Muth und Standhaftigkeit zum Guten will ich erwerben.

24. December.

Man ſpricht davon, daß der König von Neapel mit

dem Reſt der Armee capitulirt habe. Dieſer Ausgang wäre entſetzlich. — Gott iſt es, der den Ruhm Napoleons vernichtete.

25. December.

Morgens. — Es ſind keine neueren Nachrichten von der Armee hier. Die Geſchichte von dem König von Neapel iſt ein Märchen.

Mittags. — Ich habe die Wolfenbüttler Fragmente (über das alte Teſtament) wieder zu leſen angefangen. Da iſt ein ſtrenger (manchmal leidenſchaftlicher) Beurtheiler der Moralität der Bibel, Erzväter und Propheten. Das Buch iſt ſcharf gedacht, aber nicht gut geſchrieben. Eine unparteiiſche Würdigung der Moralität jener alten Schriften iſt auch nicht überflüßig.

Nachmittags. — Der kleinliche Scharfſinn bringt den Menſchen nicht weiter. Man muß Alles in größeren Maſſen betrachten. Überſicht, beſtimmter Zweck und Energie, — das ſind die Elemente des practiſchen Lebens.

26. December.

Geſegnet ſei der Tag meiner geiſtigen Wiedergeburt!

Die Franzoſen haben das ruſſiſche Polen ganz geräumt. Welch ein Ausgang!

27. December.

Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts iſt eine überaus verſtändige und ſinnreiche Anſicht der Offenbarungen. Offenbarung iſt Erziehung. Und was iſt ein tiefſinniger Gedanke, der in einem großen Kopfe (wie Kant z. B.) entſteht, anderes als Offenbarung?

Auch das Judenthum erſcheint in dieſer Anſicht in einem milderen Lichte; es paßt gut in den großen Erziehungsplan Gottes. Und vollends das Chriſtenthum! Wie ſehr verdienen beide Religionen gekannt zu werden!

28. December.

Ich lese das 5.—7. Capitel des Matthäus (die Bergpredigt) wieder mit großer Erbauung. Das ist (fast durchaus) wahrhaft Gottes Wort! Welche Reinigkeit und Stärke der Gesinnung! Welche milde Kraft und Beredsamkeit! — Überhaupt macht der Theil des Ev. Matth. vom Cap. 3—11 ein herrliches Ganze aus.

Der geschichtliche Theil der Evangelien ist dunkel und wird es immer bleiben. Aber auch darin ist Gottes Hand. Der Glaube an die Person sollte den Glauben an die Lehre unterstützen und beleben, solange es nöthig war. Die Lehre wirkt und erhält sich durch sich selbst.

29. December.

Auch das Evangelium des Markus ist lesenswerth in historischer Rücksicht mehr, als in moralischer. — In einem Jahre werde ich im Staude sein, über die Geschichte und Lehre Jesu aus eigener Überzeugung zu urtheilen.

30. December.

Paulus ist ein Mann Gottes; er hat Tugend gekannt und gepredigt durch Lehren und Beispiele. Es ist ein erhabener Geist in diesem ersten Christen. Ich Thor, der ich die Weisheit bei den Thoren suchte! Von nun an soll mir die Bibel ein heiliges Buch sein.

31. December.

Der Schluß des Jahres hat in politischer Rücksicht neue seit 12 Jahren nicht mehr zu erwartende Aussichten herbeigeführt. Die Übermacht Frankreichs ist wahrscheinlich dahin; vielleicht stürzt es wieder in neue Revolutionen zurück und ganz Europa mit ihm. — Und so endige ich auch dieses zweite Jahr.

1813.

1. Jänner.

Mittags. — „Prüfet alles und behaltet, was gut ist“ (das Beste)! Paul. a. d. Thessal. II. 5. 21. — Mit dieser Maxime will ich den Paulus selbst lesen und ebenso die Philosophen und Dichter.

Nachmittags. — Auch die kurzen Episteln des Petrus enthalten manches Gute; und so auch die des Johannes. Ich bin im Christenthum geboren und erzogen und lerne es jetzt erst kennen. Zwar das ist vielleicht besser; denn jetzt fasse ich nur das wahrhaft Gute auf und dieß mit desto größerer Innigkeit.

3. Jänner.

Morgens: — Es ist Sonntag, der erste im Jahr. Heute will ich mich mit Jakobs allgemeiner Religion erbauen; aber auch die Bibel soll ihre Zeit haben. —

Die physikotheologische Methode, welche Jakob befolgt, ist zu weitschweifig und geht zu sehr ins Detail, um einen großen Eindruck machen zu können. Sein Werk wird dadurch ein gewöhnliches Lesebuch, ohne die Kraft und Wärme, welche jeder Religionsvortrag haben sollte.

Abends. — Ich lese Jakobs religiöse Betrachtungen der Natur. Meine Lectüre wird interessanter, sowie ich über die Kunsttriebe (der Insekten besonders) hinauskomme, wovon mir das Meiste schon bekannt ist.

6. Jänner.

Ich habe die Lectüre von Jakobs allgemeiner Religion geendigt. Das Beste davon ist die Behauptung und stete Zurückführung auf den Gedanken, dass alle Religion aus dem Herzen (dem guten Willen) stammt und daß, wer der Tugend aufrichtig nachstrebt, von selbst religiös werde. — Dieß habe ich erfahren und erfahre es täglich.

8. Jänner.

Ich lese wieder meinen Freund Kant, gestern und heute die Abschnitte in der Kritik der reinen Vernunft, welche den Übergang zum Moralsystem machen. Gewiss, das ist der tiefste und reinste Geist, der jemals schrieb und lehrte! Das Zeitalter ist seiner nicht werth, aber was er schuf, wird bleiben und noch nach Jahrhunderten wirken.

Jetzt las ich die Abschnitte in der Kritik über Gott und Unsterblichkeit. Ja, das ist das neue Evangelium! Eine Zeit wird kommen, wo es allgemein dafür erkannt werden wird.

9. Jänner.

Die Altomonte war da und sang. Diese kleine Zerstreuung that mir gut.

10. Jänner.

Das Buch Jesus Sirach, worin ich gestern vor dem Einschlafen und heute früh nach dem Erwachen las, hat sehr viel Gutes. In dem neueren Judenthum findet sich schon zum Theil die Reinigkeit der Sittenlehre Christi.

14. Jänner.

Ich war in dem Concert von Spohr. Es ist ein vollkommener Künstler. Einige Notiz ist es anständig von diesen Erscheinungen zu nehmen.

16. Jänner.

Der Verstand verbietet oder widerräth vielmehr nach den Folgen, die Vernunft nach der Pflicht. Wo sich beide vereinigen, muss alles Andere schweigen.

28. Jänner.

In Schlegels Museum, 1. Stück d. J. kommt ein überaus wegwerfendes Urtheil über Kant vor. Was bilden sich diese Menschen ein? — Und so ein Affe beschuldigt Kanten der Anmaßung!

31. Jänner.

Preussen scheint sich zu einem Abfalle von Frankreich vorzubereiten. Eine Maßregel die Tresorscheine betreffend wird hier nachgeahmt werden, wenn wir in den gleichen Fall kommen. Das Papiergeld wird gewiss noch einmal schlecht, darauf muss ich alles berechnen. — Der alte Wieland ist am 20. Jänner gestorben.

2. Februar.

Die sinnlichen Vorstellungen überwältigen die Ideen, wenn wir ihnen Raum lassen. Das ist es, worin wir fehlen; denn nichts ist stärker als die Idee des Guten, wenn sie redlich gepflegt und erhalten wird.

6. Februar.

Ich habe die Bibel (das zweite Buch der Könige) vorgelesen. Elias scheint wirklich eines der Vorbilder Christi gewesen zu sein.

7. Februar.

Ich habe drei Preisstücke abgefertigt. Diese lästige Sache war in einer Viertelstunde abgethan.

8. Februar.

Napoleons Muth und Geist regen sich wieder. Möge er gerecht werden! Als thätiger Geist bleibt er ein Vorbild.

10. Februar.

Es gibt heilsame Erschütterungen und Leiden. Die rein sittlichen Antriebe sind es selten, die uns den ersten Anstoß geben, von dem Unrecht abzulassen. Aber sie bahnen diesen den Weg.

Es ist gut, daß der Mensch von Zeit zu Zeit auf sich selbst zurückkommt. Was da Gutes ist, wird nicht untergehen. Aber Schlacken können sich absondern.

12. Februar.

Nachts. — Wir kommen aus einem läppischen, langweiligen Stück. (Welche ist die Braut?)

13. Februar.

Seelenstärke, wo bist du hin? — Wo die Kraft des Entschlusses und der Ausdauer? — Auch der Verstand sagt mir, daß ich ohne Stärke nichts bin.

Neue Hindernisse, neue Feinde habe ich kennen gelernt. Erbärmlicher Neid, Mißtrauen, Befürchtungen aller Art verwirren und verdüstern mein Gemüth. — Es ist die Geschichte des ausgetriebenen bösen Geistes, der mit zehn anderen zurückkehrt, die alle ärger und stärker sind als er. — Nein, der Mensch kommt nie zur Ruhe mit sich selbst! Kampf ist seine Bestimmung, ein endloser Kampf. —

Brans Journal (Chronos), wovon das erste Heft ankam, ist schlecht geschrieben. Die Literatur verfällt täglich mehr. —

Eine Empfindung gibts, die vom Himmel stammt. Sie darf und soll neben Vernunft und Pflicht bestehen. Läutern sollen wir sie, nicht unterdrücken.

14. Februar.

Zu höheren, edleren Empfindungen will ich mich erheben oder allen Gefühlen entsagen. Niedrig sind Begierde

und Neid, Vertrauen und Liebe sind edel. — Die strenge Vernunft isolirt uns. Schöne Empfindungen sind gesellig.

16. Februar.

Ich lese eine der literarischen Vorlesungen von Fr. Schlegel, um diesen Mann auch von seiner besseren Seite kennen zu lernen.

Sprachtalent und ein gewisser großartiger Geschmack ist Schlegel nicht abzusprechen. Wollte er nur seine halb ergrübelten, halb empfundenen Einfälle nicht zu tiefsinnigen Orakelsprüchen machen!

19. Februar.

Verstand und Muth sind uns gegeben, uns durchs Leben zu helfen. Die Grübelei hat noch keinen Menschen gut und glücklich gemacht. Mit großherzigem Vertrauen will ich es wagen. — Genug und mehr als genug der Zweifel und Selbstpeinigung!

Ich beschäftige mich mit einer leichten Lectüre (dem deutschen Merkur).

20. Februar.

Wir kommen aus dem Theater, aus einem Stücke (Sophie van der Dvaalen), das viel Gutes hat und mich zum Theil sehr rührte.

22. Februar.

Das Gute suche in allen Verhältnissen, dann werden sie rein und glücklich sein! — Der Thor klagt über Andere. Die größte Schuld liegt immer an uns selbst, nicht in den Dingen außer uns.

23. Februar.

Morgens. — In dem Graben vor meinen Fenstern ist hohes Wasser. Das Land ist weitum überschwemmt.

Nachmittags. — „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ — Dieser herrliche Spruch ist das Thema alles

deſſen, was man über die innigſten Verhältniſſe des Lebens ſagen kann.

28. Februar.

Morgens. — Die häuslichen Vorbereitungen zum Kinderball und die dringenden Geldgeſchäfte entfernten mich von meinem Tagebuch.

Nachmittags. — Die Ruſſen ſind den 20. d. M. in Berlin eingerückt. Norddeutſchland ſcheint fürs Erſte eine andere Geſtalt erhalten zu müſſen.

Abends. — Ich blättere in Hippels Buch über die Ehe. Ruhe und eine leichte Unterhaltung ſind mir nöthig.

2. März.

Die Hand der Vorſehung iſt in den öffentlichen Angelegenheiten in den letzten Zeiten ſichtbarer. Es ſcheint, daß die freien Verfaſſungen (in Staat und Kirche) das Übergewicht erhalten werden: — England, Schweden, — der Proteſtantismus.

7. März.

Wir gehen ins Theater. Heute iſt mir dieſe Zerſtreuung willkommen. —

Das eine Stück (Hedwig) iſt lauter Schwulſt und Phantaſterei, das andere (die alten Liebſchaften) nicht ohne Witz, aber leichtfertig und ſchal. — Es iſt doch Schade, daß ich für die Literatur nichts mehr thun kann.

14. März.

Morgens. — In Berlin ſind die Ruſſen mit Jubel aufgenommen worden. Der Aufruhr in den Seeplätzen ſcheint ernſthaft und allgemein zu ſein. Deutſchland kann ſeine Freiheit wieder erlangen. In wenigen Monaten muß es ſich zeigen, was zu hoffen iſt.

Abends. — Wir gehen ins Theater. Eine kleine Zerstreuung nach ernsten Gedanken, die mich beschäftigten, ist mir nöthig.

Nachts. — Eine abscheulich langweilige Oper (Salem) leistete nicht, was ich suchte. — Die Unruhe über meine ökonomische Lage verfolgt mich außerdem überallhin.

16. März.

Eine interessante Lectüre (Christian Weiß von dem lebendigen Gott) hielt mich wach und beschäftigt mich jetzt wieder.

Auch in Dresden war ein Volksaufstand gegen die Franzosen. Es ist eine verhängnißvolle Zeit. Deutschland kann frei, vielleicht herrschend werden.

18. März.

Die deutsche Philosophie (wovon ich den Versuch von Chr. Weiß kennen lerne) scheint in der That auf große Resultate zu führen. So ernst und aufrichtig war in neuerer Zeit nirgends das Streben nach Wahrheit.

19. März.

Ich las Weißes Gedanken über Unsterblichkeit; — voll ahnungsvoller Wahrheit und Kraft.

22. März.

Wir kommen aus Mozarts Titus. (Mad. Schönberger.) Die Musik ist wirklich vortrefflich, die Execution der Stimmen im Ganzen schlecht. Auf welche Thorheiten geräth man in unserer Zeit! Zwei Männerrollen wurden von Weibern ausgeführt.

23. März.

Die Übung, die ich mir im Schreiben mache, kann zu einem guten Zweck führen. Erhält mir Gott Leben und Gesundheit, so werde ich gewiß noch einmal Gebrauch von der Gabe des Schreibens machen.

24. März.

Die Gaben, die Gott in dich gelegt hat, nütze zu deinem, deiner Freunde und der Welt wahrem Besten! Alle bloß auf dein Wohlsein abzielenden Wünsche vermeide! — Gut sein und wirken sollst du! Für das Übrige laß Gott sorgen!

27. März.

Morgens. — Mein 46. Lebensjahr hat angefangen. — In adversis vultum secundae fortunae gerere. — Das ist die erste Regel. Die zweite, die Gefahren und Schwierigkeiten zu theilen.

Nachts. — Die Russen sind in Dresden. Die preussische Kriegserklärung ist hier, auch eine schwedische liest man. Eine englische Landung wird erwartet. Napoleons Gestirn scheint ganz gesunken zu sein. Es ist wahrscheinlich, daß Deutschland, vielleicht Italien und Holland frei werden.

28. März.

Morgens. — Verhältnisse, die nicht zu ändern sind, müssen mit Schonung und Klugheit erhalten werden. — „Aus krummem Holze kann nicht völlig gerades gezimmert werden.“ — Ich will künftig mehr Rücksicht auf diese Regel nehmen.

Mittag. — Der österr. Beobachter enthält die preussischen Proclamationen. Das könnte wohl ein Vorläufer eines veränderten politischen Systems sein! Es ist wahr, ein so günstiger Zeitpunkt für Österreich, das Verlorene wenigstens größerentheils wieder zu erhalten, war nie. Und wenn der Zeitpunkt versäumt wird, so kommt er nie wieder.

Nachmittags. — Es ist eine verhängnißvolle Zeit. Ganz andere öffentliche Verhältnisse, als die bisherigen, müssen entstehen, wenn sie Dauer haben sollen. Das Alte

kann nicht zurückkehren; und wie wird man einig werden über etwas Neues? — Die Persönlichkeiten, worauf das Meiste ankommt, sind größtentheils erbärmlich.

30. März.

Gen. Tettenborn ist an der Spitze von 3000 Mann russischer Cavallerie den 18. d. unter allgemeinem Jubel in Hamburg eingerückt. Die Declaration der Dänen scheint uns nahe zu sein. Wenn die Preussen und Russen mit Macht über die Elbe gehen, so wird Deutschland frei.

31. März.

Ein Beispiel sollst du geben von wahrer Herzensbesserung! Was soll die Lehre wirken ohne Beispiel? — Aber wenn auch dieses unfruchtbar bleibt, so laß es dich nicht kümmern. — Es ist Thorheit, sich fremde Vollkommenheiten zum Zweck zu machen.

2. April.

Nachmittags. — Ich lese den Ovid. Es ist eine rein empirische Philosophie. Mehr als gut ist bemerke ich davon hin und wieder.

Nachts. — Die Russen und Preussen sind über die Elbe gegangen. In wenigen Wochen muß die Gestalt der öffentlichen Angelegenheiten deutlicher werden.

3. April.

Die Russen und Preussen breiten sich in Sachsen aus. In Kurzem muß es zu ernsthaften Treffen kommen, oder die Sache der Franzosen geht in Deutschland schlimm. Der König von Sachsen bleibt auf Napoleons Seite. Er selbst muß bald erscheinen.

4. April.

Vormittags. — Die Hanseestädte armiren und von der norddeutschen Armee sind alle Zeitungen voll. Schwedische

Truppen haben gelandet. Auch die Altonaer Zeitung ſcheint antifranzöſiſch. Dagegen ſpricht Napoleon in ſeiner Rede an das geſetzliche Corps von ſeiner nahen Abreiſe zur Armee.

Abends. — Ich leſe die Ars amatoria. Es iſt doch viel Verſtand darin. Wenn ich einmal über dieſen Gegenſtand ſchreibe, ſo muß ich zu dieſem alten Codex zurückkehren. —

5. April.

Rußland und Preuſſen erklären den rheiniſchen Bund für aufgelöst und betheuern, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis die Unabhängigkeit Deutſchlands und die Freiheit von Europa anerkannt ſind.

6. April.

Wolle nicht erzwingen, was nur durch Freiheit möglich iſt! In beſchränkter Anſicht iſt Manches gut, was in allgemeiner nie gut werden kann. Nur die Religion kann uns vollkommen machen; das Leben im Verſtande iſt nothwendig unlauter, eitel und Stückwerk.

7. April.

Mittags. — Der Aufruhr in Norddeutſchland breitet ſich aus. Innerhalb vier Wochen müſſen höchſt wichtige Dinge geſchehen. Wird Deutſchland frei, ſo wird es die Welt; geht es ein zweitesmal unter, ſo ſcheint die Unterjochung von ganz Europa unvermeidlich.

Nachts. — In einem gleichgiltigen Leben ſchleppen wir uns hin ohne Zweck, ohne Energie und Tugend. Was iſt an den Menſchen, die ich oft am meiſten ſchätzte? — Sehr wenig Gutes. Sie wollen leben und ſich vergnügen. Aber in ſich beſſer werden und das Gute außer ſich verbreiten, wer will das? —

8. April.

Ich habe mir Bahrdts Juvenal angeſchafft und

will nun dieſen kräftigen Dichter (als ein Gegengift gegen die Weichlinge Tibull und Ovid) leſen.

9. April.

Ich las in Bahrdts Juvenal. Die Überſetzung iſt ſchlecht; aber welche edle, kräftige Seele hat der Dichter!

10. April.

Morgens. — Hätte Juvenal auch nichts geſchrieben, als die 10. Satire, ſo müßte man ihn ſchon für einen großen Geiſt und Charakter erklären. Man fühlt es, er war tugendhaft, er ſchwatzte nicht bloß von Tugend.

Mittags. — Juvenal wird einer meiner Lieblingsautoren werden. Solche kräftige Seelen muß ich zur Geſellſchaft haben, um nicht weichlich zu werden.

Abends. — Ich habe die Erklärung und Actenſtücke des ſchwediſchen Hofes gegen Frankreich geleſen. Sie ſind in keinem ſehr kriegeriſchen Sinn und Ton abgefaßt. Schwedens Lage ſcheint keinen activen Antheil am Kriege zu geſtatten.

11. April.

Morgens. — Juvenal unterhält und belehrt mich. Was ſind wir gegen die Alten? Nicht das Talent, — der Charakter war es, der ihnen dieſes Übergewicht gab.

Mittags. — Entbehren iſt beſſer als genießen. Das haben alle wahren Weiſen gelehrt; dadurch allein iſt der Menſch edel und groß.

Nachmittags. — Mich erheitern das Gefühl der zurückkehrenden Geſundheit und die abwechſelnde Lectüre meiner lateiniſchen Dichter. (Auch in den Metamorphoſen blättere ich.) Die römiſche Literatur und Sprache kann ich noch kennen lernen den Geſchäften unbeſchadet. — Die Metamorphoſen ſind leicht zu verſtehen und als Sprachübung vortrefflich.

Abends. — Auch Ovid schließt sein Hauptwerk mit einem:

Jamque opus exegi, quod nec Jovis ira nec ignes
Nec poterit ferrum nec edax abolere vetustas
— — nomenque erit indelibile nostrum. —

Er hat wahr gesprochen; aber sein Ruhm ist nicht rein, denn die Güte des Charakters mangelt.

12. April.

Mittags. — Mäßigung ist das große Gesetz des Menschenlebens. Innerhalb dieser Grenzen ist wenigstens verzeihlich, was außer ihnen unverzeihlich wird. — Aufrichtigkeit und Mäßigung sollen meine Schutzgeister sein.

Nachmittags. — Dieß Leben ist nicht bloß ein Übergang, es ist etwas für sich und die Verhältnisse, in die wir gelangen, müssen aus sich selbst beurtheilt werden. — Glücklich, wenn Vernunft und Gefühl dabei in Eintracht sind.

Nachts. — Die Meinungen der besten und verständigsten Menschen über Gott, Unsterblichkeit und die Bestimmung unsers Geschlechts auf dieser Erde zu sammeln, wäre eine sehr interessante Aufgabe für einen denkenden Schriftsteller. Das eigentlich ist die wahre Geschichte der Menschheit; denn nur im Geiste der Edelsten lebt und webt sie.

Es sind selbst so viele sinnlich-edle Anlagen in uns, die einer Entwicklung werth zu sein scheinen. Wir werden fortdauern auch in unserer sinnlichen Natur. Alles wird sich erklären und ausgleichen, selbst die Verhältnisse, in denen wir gelebt.

13. April.

Mittags. — Um mich zu zerstreuen, las ich im Suetonius das Leben des Caligula, Claudius und Nero.

Man muß den Menſchen in ſeiner ganzen Verkehrtheit auch kennen.

Nachmittag. — Dänemark iſt mit England ausgeſöhnt. Nun fängt der nordiſche Bund an wichtig zu werden, und die Angelegenheiten der Franzoſen werden zweifelhaft. Gen. Morand ſoll in Lüneburg gefangen ſein; das ſichert Hamburg für den Augenblick. Nehmen die Dänen thätigen Antheil, ſo wird Holland und die Nordküſte allgemein aufſtehen.

Abends. — Ich leſe Allerlei durcheinander: Hemſterhuis, Tralles (über Unſterblichkeit), jetzt Tellers älteſte Theodicée. — Viel Nützliches iſt geſchrieben worden; wäre es nur auch angewendet! — Und doch geht ſchwerlich ein guter, erbaulicher Gedanke ganz verloren. In irgend einer Seele wird er fruchtbar. Darum laß mich an mir ſelbſt arbeiten und hoffen, daß einſt auch Andere einen Nutzen daraus ſchöpfen werden!

Nachts. — Es iſt ein überaus wichtiger Gedanke, daß die Trennung des Genußes von dem Zweck der Natur die Quelle alles Verderbens in dem Geſchlechtsverhältniſſe und der wahre Anfang und Nerv des Laſters ſei. Dieſen Gedanken wünſche ich einmal mit echtem Ernſt auszuführen.

14. April.

Der Krieg in Deutſchland fängt an lebhaft zu werden; auch bei Magdeburg haben die Franzoſen einen Verluſt erlitten.

17. April.

Mittags. — Ein neues Finanzpatent iſt erſchienen, das eine Emiſſion von 45 Mill. neuen Papiergelds ankündigt. Der Cours iſt auf 161 und wird nun ohne Zweifel nach und nach auf 200 gehen.

Nachts. — Ich habe die 13. Satire des Juvenal geleſen. Ein herrliches Werk!

18. April.

Morgens. — Ungeheuere Begebenheiten ſtehen bevor. Unterliegen die alliirten Armeen, ſo wird Deutſchland wahrſcheinlich ganz unterworfen. Vielleicht iſt ſelbſt die Niederlage des vorigen Winters ein Mittel, Napoleons Oberherrſchaft ſchneller und feſter zu begründen. Alle Rückſichten hören auf, wenn er jetzt ſiegt.

Abends. — Ich erneuere eine alte Bekanntſchaft, indem ich den Agathon leſe. Das erſte Buch hat viel Gemeines.

19. April.

Morgens. — Der Verfolg von Agathons Geſchichte iſt intereſſant, aber auch ſehr verführend. Gewiß, Wieland hat viel an dem Charakter der Deutſchen verdorben. — Es wäre der Mühe werth, ihn in moraliſch-äſthetiſcher Rückſicht ernſthaft zu würdigen. Vielleicht finde ich einmal Zeit dazu.

Mittags. — Die Lage der kriegführenden Mächte wird immer ernſthafter. Schweden tritt mit Macht auf; wenn ſich Dänemark auch dazu entſchließt, ſo könnte das Übergewicht doch auf die Seite der nordiſchen Mächte fallen.

21. April.

Morgens. — Wenn äußere Verhältniſſe Rückſichten verdienen, ſo verdienen es die des Gemüthes noch mehr. — Mäßigkeit heißt das Geſetz der Menſchlichkeit.

Abends. — Napoleon wird jetzt ſchon bei der Armee ſein. In einem Monat iſt vielleicht das Schickſal von Europa entſchieden.

22. April.

Napoleon iſt bei der Armee. Die großen Schläge werden nun bald erfolgen. Ein mittlerer Zuſtand iſt das Wünſchenswertheſte und auch das Wahrſcheinlichere.

23. April.

Nachmittags. — Jeder Menſch iſt eine Macht, wenn er ſich ſelbſt nicht herabwürdigt. Aber alle Macht wird zu Schanden ohne Vorſicht und Conſequenz.

Nachts. — Ich habe den Muſarion vorgeleſen; unſtreitig ein ſehr vorzügliches Kunſtwerk. Übrigens iſt und bleibt Wieland einer der Verführer des Zeitalters, wiewohl ohne eigene Freiheit, alſo auch ohne Bosheit. — Die Geiſteskraft iſt merkwürdig.

25. April.

Es iſt gleichgiltig, was der Menſch wirkt und ausrichtet, wenn er in ſich ſelbſt nur tüchtig iſt, von reiner Geſinnung und ſtarker Seele. — Das Leben iſt eine Schule der Tugend. Uns ſelbſt erkennen und rechtthun lernen, — das iſt hiernieden unſere Beſtimmung.

28. April.

Nachmittags. — Ich leſe (in Schellings Zeitſchrift) die Memoires von Diderot. — In mancher Rückſicht finde ich Ähnlichkeiten mit mir.

Abends. — Diderot wurde 71 Jahre alt. Er war eine gutartige, liebenswürdige Natur. An Geiſteskraft that es ihm keiner ſeiner Zeitgenoſſen bevor. Le premier pas vers la philosophie est l'incrédulité. Das iſt eines ſeiner letzten Bonmots.

29. April.

Keine beſtimmte Nachricht vom Kriegsſchauplatz. Napoleon läßt ſich Zeit. Indeß verbreitete ſich heute ein Gerücht von einem ſeiner Siege. — Er wird — ex fumo dare lucem.

30. April.

Ich leſe Bruchſtücke eines philoſophiſchen Sehers (des verſtorbenen Hülſen) im Schellingiſchen

Journal. Deutliche Begriffe fehlen da; aber doch blickt eine gewisse Ahnung des Wahren, Höchsten, Göttlichen durch. — Wunderbar (das größte Wunder) sind das Leben, unser Geist, seine Anschauung unserer selbst.

2. Mai.

Nachts. — Wir kommen aus dem neuen Trauerspiel (Die Schuld). Es ist nicht ohne Nerven und Kunst, aber der Ausgang verdirbt Alles. — Das Schaffot für ihn, für sie ein Kloster: — das allein sollte der Ausgang sein.

3. Mai.

Mittags. — Die französische Armee war am 26. zwischen Jena, Naumburg und Merseburg concentrirt. Vermuthlich fällt in diesen Tagen eine Schlacht vor, wenn es nicht schon geschah.

Nachts. — Ich las vor (den Zauberring von La Motte Fouqué). Es ist ein seltsames Mischmasch von Gemüthlichkeit und Faselei. Die Literatur scheint wirklich eine wahre Revolution zu erfahren.

4. Mai.

Begierden und Leidenschaften weichen von uns, wie böse Geister von dem frommen, festen Glauben an Gott und unser Leben in Ihm. Nur der Glaube reinigt und stärkt die Seele.

5. Mai.

Unsere Lectüre (der Zauberring) fängt an interessant zu werden. Es ist eine große Erfindungskraft und eine nicht gemeine Kunst der Composition darin sichtbar.

7. Mai.

Morgens. — Nur etwa 6 Stunden Schlaf. Jetzt las ich in de la Motte Fouqués Zauberring. Die üppige Sprache ausgenommen, unstreitig ein vorzügliches Werk. Und die sittlich-religiöse Gesinnung verdient Achtung und Lob.

Nachts. — Wir kommen aus dem Ballet (Aki und Galatee), wo die Vollkommenheit der Tanzkunst an Duport und dessen Frau zu bewundern ist. Vor 20 Jahren machte die Vigano in dieser Art großen Eindruck auf mich.

8. Mai.

Mittags. — Der Cours ist abermals zurückgegangen auf 155 und darunter. Nun sind meine vermeintlichen Gewinnste schon Verlust. Ich muß gleichwohl auf meinem System festhalten. —

Man spricht allgemein von wichtigen Gefechten zum Nachtheil der Franzosen. Dagegen soll Dänemark den Schweden den Krieg erklärt haben.

Abends. — Es scheint wirklich eine große Schlacht vorgefallen zu sein, und die Unbestimmtheit der Nachrichten deutet nicht günstig für die herrschende Partei im Publicum.

Nachts. — De la Motte Fouqués Roman zieht auch meine Zuhörerinen mächtig an. Es ist unstreitig eine wichtige literarische Erscheinung, und die neueste Literatur fängt an mir achtungswürdiger zu werden.

9. Mai.

Morgens. — Der Beobachter enthält die Nachricht aus Leipzig und Dresden von der am 2. und 3. gegen die Franzosen gewonnenen Schlacht bei Lützen. Die Franzosen hatten sich zurückgezogen. Ob der Sieg entscheidend war, muß sich erst zeigen. Von Gefangenen und genommenen Kanonen ist keine Rede, und der Russische Kaiser und der König von Preussen kamen am 4. nach Dresden zurück. Das verräth wenigstens keine großen Fortschritte.

Nachmittags. — Ein kleines Haus zu machen, ist sehr angenehm. Selbständigkeit in ökonomischen Verhältnissen gehört zu den würdigen Aufgaben des Lebens.

Nachts. — Noch beschäftigt mich meine Lectüre, die sehr interessant ist. Solch eine Erfrischung der Einbildungskraft thut mir wohl. Und die edle, religiöse Gesinnung des Ganzen erwärmt das Herz.

10. Mai.

Morgens. — Ich endigte meine Lectüre. Unter all dem wilden Zauberwesen blickt eine große moralische Absicht durch. Und die dunkle Verflechtung der Menschen durch Buhlschaft und Treubruch! — Wie Gespenster wandeln die Sünden uns verstrickend durch die Welt.

Ein ernstes Geheimniß, das in die Geisterwelt streift, ist das Geschlechtsverhältniß. Nie, auch in dieser Geschichte nicht, ist das stark und herzerschütternd genug dargestellt worden.

Mittags. Die Russen und Preussen haben sich zurückgezogen; also ein umgekehrter Sieg. Man spricht heute schon von dem Einzug der Franzosen in Dresden. In zwei Tagen länstgens muß es klar werden und schwerlich zum Vortheil der Alliirten.

11. Mai.

Mittags. — Die Course steigen (162) unstreitig als Folge der Kriegsnachrichten. Die russisch-preussischen Armeen sind über die Elbe zurückgegangen. Innerhalb 14 Tagen kann das ganze Land zwischen der Elbe und Oder wieder in französischen Händen sein. Die Berichte der Russen und Preussen sind erbärmlich.

Nachts. — Alles sieht die Rückkehr der Franzosen in Berlin für nahe an. Pezzl glaubt nicht, dass wir (nun) gegen sie sein werden. Also hat wahrscheinlich Preussen aufgehört zu sein. Zwar noch ist kaum die Scene der neuen Tragödie eröffnet.

So ist denn Napoleon wieder im Steigen; möchte er seinen wahrscheinlichen Triumph mit Weisheit und Mäßigung nützen!

13. Mai.

Napoleon soll in der Nacht vom 8. zum 9. in Dresden angekommen und der König von Sachsen eben dahin gegangen sein. Die Gegenpartei schmeichelt sich mit Hoffnungen. Ich glaube, die Franzosen werden bis Ende dieses das ganze Land bis an die Oder im Besitz haben.

16. Mai.

Morgens. — Ich las mit großem Interesse Hallers Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst; besonders die letzteren.

Der beste Mensch bringt es nicht weiter, als im Kampf gegen das Böse redlich auszuharren. Wie merkwürdig sind die Rückfälle des edlen Mannes!

Und Haller war so frühe, wo ich spät noch nicht bin! Gleichwohl blieben seine Schwächen und die Unlauterkeit, deren er sich bewußt war.

Mittags. — Vor 60—70 Jahren urtheilte Haller gesünder und richtiger über Moral, Religion und Geschmack, als in unseren Tagen darüber geurtheilt wird. Er war einer der größten Dentschen.

19. Mai.

Abends. — Ich war eine viertel Stunde auf der Bastei. Wenigstens habe ich etwas frische Luft geschöpft. Jetzt lese ich einen Aufsatz Herders über Lessing, — den älteren, größeren Bruder meines Geistes.

Nachts. — Ich lese Helvetius Buch de l'esprit. Schon der Anfang verräth einen seichten Kopf, aber die Art Popularität, die seiner Darstellung eigen ist, erklärt den Beifall, den sein System fand.

20. Mai.

Morgens. — Helvetius ist mir nicht mehr gefährlich und kann es Niemandem sein, der einen richtigen Begriff von Pflicht und Tugend hat. Wenn ich einst über die Moralsysteme schreibe, kann die Widerlegung des seinigen einen nützlichen Abschnitt geben. — Der allgemeine Nutzen ist auch sein Nothanker; aber zu welchen Consequenzen führt dieß Princip!

Mittags. — Man träumt wieder von russischen Siegen. Indeß ist die französische detailirte Nachricht von der Schlacht am 2. aus Paris gekommen. Napoleon ist doch ein herrlicher Geist: sein Gestirn leuchtet wieder. Gib ihm Milde und Weisheit, gütiger Gott!

Nachts. — Die Franzosen haben vor Bautzen doch einen Nachtheil gehabt; aber ihre größte Stärke geht auf Berlin. — Ich habe mich gegen einen leidenschaftlichen Menschen heute wieder unbesonnen über diese Kriege ereifert. Sei bescheiden!

21. Mai.

An Beobachtungen ist Helvetius reich und sofern brauchbar. Man könnte einen sehr lehrreichen Tractat über ihn schreiben.

22. Mai.

Ich las Hallers Urtheil über den seichten Helvetius nach und fand es ganz gegründet. — Das ist ein Beweis meiner Fortschritte in der Moral, daß ich ein solches Buch ohne Ärgerniß lese.

23. Mai.

Morgens. — Ein Band von der österreichischen Monatsschrift fällt mir in die Hände, und ich lese meine Aufsätze darin mit Interesse. Gewiß, ich wäre ein nütz-

licher, vielleicht ein großer Schriftſteller geworden, wenn ich meinen Vorſätzen und der Literatur getreu geblieben wäre.

Nachmittags. — Leſſings antiquariſche Briefe fielen mir in die Hände. Welch ein Schriftſteller! — Und ich konnte mir manchmal einbilden, etwas von Leſſings Geiſt in mir zu haben! — So iſt der Affe — ein Menſch.

24. Mai.

Nachmittags. — Noch keine Nachrichten vom Kriegsſchauplatz. Für Hamburg war man beſorgt. — Die Schlacht, die man erwartet, wird nun geſchlagen ſein und wahrſcheinlich zum Nachtheil der Alliirten.

Nachts. — Ich glaube den Plan Napoleons ſich entwickeln zu ſehen. Die Stärke ſeiner Operation war auf der linken Flanke; ſeine Corps konnten die Straße von Bautzen auf Berlin früher erreichen, als er dem Feind auf der Dresdener Straße ſelbſt folgte. Die Hauptmacht gieng über Torgau.

26. Mai.

Nimm dir ein Beiſpiel an den Weltbegebenheiten! Der klare Begriff, der entſchiedene Wille ſetzt durch, was er vorhat. Mehr haſt du nicht gut zu machen, als Napoleon.

27. Mai.

Ich las in Kants Religionslehre. Solche Lectüre iſt die einzige, die ich mir erlauben darf, denn ſie iſt der Moralität beförderlich; aber vertiefen darf ich mich auch darin nicht. — Handeln, handeln ſoll ich, nicht grübeln.

Die wahre Tugend hat doch nur er auf Begriffe gebracht. — Wie nichtig erſcheinen an dieſem Maßſtab die Götzen unſerer Neigungen! Die Stelle im erſten Stück, S. 32 bis 34 iſt claſſiſch für die Beurtheilung gewiſſer Menſchen und Verhältniſſe.

29. Mai.

Ich las Kants Religionslehre. Vieles däucht mir neu. Bei einer wiederholten Lectüre wird mir das Ganze noch deutlicher werden.

30. Mai.

Morgens. — Schon im April v. J., wo ich dieſes Buch (Kants Rel.-Lehre) nach langer Zeit flüchtig wieder las, machte es einen großen Eindruck auf mich. Auch damals war ich von Außen ſehr bedrängt und mußte mich zu ſchnell davon losreiſſen. — Jetzt iſt nicht nur meine innere religiöſe Stimmung dieſem Eindruck noch günſtiger, ſondern ich bin auch durch einige Bekanntſchaft mit der Bibel mehr dafür vorbereitet. — In Kants Sinne, und in keinem anderen, will und kann ich ein Chriſt ſein.

Sobald ich eine etwas freie Zeit habe, will ich dieß höchſt wichtige Buch (den Kanon des echten Religionsglaubens) mit mehr Aufmerkſamkeit wieder leſen. — Schreiben werde ich nur, wenn mir Gott noch zehn Jahre Leben, leibliche Geſundheit und Muße ſchenkt.

Nachts. — Was wir in dieſer Welt ſind, wirken und vorſtellen, — iſt gleichgiltig; ob ich im Staate, in der Literatur etwas bedeute oder nichts, ſoll mich nicht kümmern. Aber was ich in mir ſelbſt bin, ob mein Wille gut iſt, mein Herz, ob ich das Ebenbild der Gottheit in mir aufrecht erhalte, — darauf kommt es an.

31. Mai.

Der Friedens-Congreß iſt gewiß. Der Cours wird ſtark fallen; ein neuer Schlag für mich.

1. Juni.

Der Beobachter enthält die Nachricht des Moniteurs von der Eröffnung des Congreſſes in Prag.

3. Juni.

Die Franzoſen ſind in Breslau eingerückt. Unſere Beurlaubten werden dagegen eingerufen, und die größte Thätigkeit herrſcht im Armiren. Öſterreich ſcheint die Bedingungen des Friedens vorſchreiben zu wollen. In 14 Tagen muß es ſich entſcheiden, ob Friede wird, oder ob wir gegen Frankreich ſind.

4. Juni.

Welch ein elendes Leben iſt dieß! Um Geld zu ſorgen bloß um Geld! Und nicht einmal um einen Geldgewinn, ſondern um Schulden zu decken! — Nicht länger darf dieſer Zuſtand dauern. Er iſt moraliſch und ökonomiſch nichtswürdig.

Die Thoren, die da glauben, das Weſen ſei in der Materie, — da wir von der Materie ſelbſt nur durch den Geiſt Begriff und Überzeugung erlangen! Im Geiſt liegt das Weſen, und was urſprünglich in ihm iſt (das Moraliſche), beharrt allein.

6. Juni.

Die ökonomiſchen Fehler ſind die, für welche wir hier am meiſten büßen. In ihren Folgen ſind ſie auch beinahe die ſchmählichſten.

7. Junius.

Ich bin zerſtreut und blättere in Leſſings Briefwechſel. Wie zieht mich doch dieſer Mann immer an ſich!

Es iſt Nathan, den ich in dieſen Briefen entſtehen ſehe. Der treffliche Mann kämpfte mit Geldſorgen (mit wie kleinlichen!), während er ihn ſchrieb.

8. Juni.

Mittags. — Man ſpricht von Waffenſtillſtand; auch iſt der Cours wieder etwas zurückgegangen.

Nachmittags. — Gott gebe, daß es Friede werde! Wie viel mir das auch im Einzelnen ſchade, im Ganzen kann es meine Geſchäftslage nur verbeſſern. Die öſterreichiſchen Finanzen werden noch immer ziemlich lange ſchwankend ſein, und dann kann ich mich auch in Betracht der Coursverluſte erholen.

Abends. — Ich unterhalte mich wieder mit Leſſings Briefwechſel. Welch ein kräftiger Geiſt! Er und Kant ſind und bleiben für mich die Koriphäen der deutſchen Literatur.

9. Juni.

Die Bedingungen des Waffenſtillſtandes ſind im Beobachter. Napoleon ſteht unerſchütterlich da; auch Preuſſen gilt wieder. Und was wir Oeſterreicher gelten? Wenig oder nichts.

10. Juni.

Der Waffenſtillſtand iſt gut, — für die Welt, wenn auch nicht für mich, — und ich danke Gott dafür. Der Schwindel, der alle Köpfe ergriffen hat, wird ſich doch etwas legen. Die Vernunft kann wieder zur Sprache kommen.

12. Juni.

Ich blättere in La Mettrie. Eine wunderliche Philoſophie! Wenigſtens iſt ſie aufrichtig.

16. Juni.

Der Staat iſt am Ende, deſſen Fehler die meinigen gutmachen muß. In einigen Jahren muß die Valuta wieder zu Grunde gehen; eine Compagnie, die große Creditgeſchäfte macht, muß reich werden.

20. Juni.

Ich las in Cäſars Commentarien. Das Detail iſt zum Theil geringfügig, und ohne eine gute Karte wird die Lectüre leicht unverſtändlich.

22. Juni.

Nachmittags. — Seit gestern sind die Gerüchte ganz kriegerisch, auch ist der Cours auf 156 gestiegen. Noch glaube ich nicht an den Krieg, aber alle Anstalten gehen dahin. Die Staatsausgaben müssen enorm sein. Man sieht Anticipationsscheine von allen Sorten. Der Cours wird sich doch nach und nach erheben. Aber er muß sehr hoch gehen, wenn meine Finanzen dadurch gebessert werden sollen.

Abends. — Die wenigsten, etwas nachdenklicheren Menschen glauben an den Krieg. Wozu denn aber diese gewaltigen Bewegungen? — Meint man Frankreich zu imponiren? — Das wird schwerlich geschehen.

25. Juni.

Ich habe im Sonntagsblatt, das mir in die Hände fiel, geblättert. Es sind gut geschriebene Aufsätze darin, aber viel Leidenschaftlichkeit. — Die Schreibart in einem Theil des Sonntagsblattes ist wirklich musterhaft. Es ist doch schade um diese Anlage in mir.

26. Juni.

Ich las den Nathan vor. Die Lectüre erheiterte mich ziemlich. Heute will ich mich der Sorgen möglichst entschlagen.

27. Juni.

Das Theaterstück (Freemann) ist mittelmäßig, die Aufführung noch darunter; dennoch hat es mich ruhiger gemacht.

2. Juli.

Nathans Lectüre ist geendigt. Der Schluß gefällt mir weniger, als die mittleren Scenen; es wird mehr ein gewöhnliches Theaterstück.

3. Juli.

Ich leſe im Shakeſpeare (Die zwei Veroneſer). Ein ſehr mittelmäßiges Stück.

4. Juli.

Mittags. — Ich leſe ein zweites Stück von Shakeſpeare (Was ihr wollt), das einige ſchöne Stellen hat, aber voll Unwahrſcheinlichkeit, ohne Plan und Geſchmack iſt. Auch über dieſen Schriftſteller hatte ich viele Vorurtheile.

Nachmittags. — Ich leſe Shakeſpeares Gleiches mit Gleichem. Das iſt ein Werk der Reife. Der Gang der Handlung, die Charakteriſtik, die Sprache, — Alles iſt aus einem Stück und meiſterhaft.

Abends. — Ich habe die Lectüre des Stückes Measure for Measure geendigt. Es iſt, was den Gang der Handlung betrifft, eines der vollkommenſten, wo nicht das vollkommenſte von Shakeſpeare.

5. Juli.

Die Friedenshoffnungen nehmen wieder zu. Man ſpricht von Verlängerung des Waffenſtillſtandes.

6. Juli.

Nachmittags. — Im Beobachter ſteht die Nachricht von der erwarteten Ankunft der Friedensunterhändler in Prag. Von der anderen Seite werden die Rüſtungen thätigſt betrieben. Der Ausgang iſt ſehr zweifelhaft.

Abends. — Es iſt wirklich mehr Anſchein zum Frieden. Der Waffenſtillſtand iſt verlängert. Man hofft ſelbſt engliſche Bevollmächtigte zu ſehen.

8. Juli.

Furchtbar iſt meine Lage. Faſt iſt es Vermeſſenheit zu denken, daß ich gerettet werden könne.

9. Juli.

Adam Smiths Theorie der ſittlichen Ge-

fühle, in denen ich lese, hat viel Originelles und verspricht viel Vergnügen. — Ja der Unterschied zwischen Glück und Unglück ist nicht so groß, als der Mensch sich einbildet!

11. Juli.

Ich fühle mich sehr verstört und entkräftet. Es ist offenbar, daß mich die Fortdauer dieser Anstrengungen aufreiben müßte. Umsonst nehme ich mir vor, mich zu erheitern. Die Nähe der Bedrängnisse, die mir bevorstehen, überwältigen meine erschöpften Kräfte.

12. Juli.

Wunderbar ist die Regenerationskraft der Natur. Wenn ich diese ökonomisch-physische Krisis überstehe und noch einmal zur Ruhe komme, so werde ich manches Merkwürdige über die menschliche Natur sagen können.

13. Juli.

Ich hoffe nun nichts mehr für den Frieden. In wenigen Tagen werden die kriegerischen Anstalten öffentlich werden. Napoleon wird doch keinen leichten Stand haben. Wenn wir unser ganzes Gewicht in die Wagschale legen, möchte es ihm zu viel werden. Aber der Krieg wird langwierig, wenn er nicht gleich ganz unglücklich für uns ausfällt. Im Inneren wird die Noth aufs Höchste steigen.

14. Juli.

Morgens. — Mein Übel weckte mich vor 6 Uhr. Seither las ich im A. Smith. Seine Darstellung der verschiedenen Moralsysteme hat viel Gutes.

Ein wichtiger (zwar schädlicher) Schriftsteller, den ich noch gar nicht kenne, ist Mandeville. In Kiesewetters erstem Grundsatz der Moral findet sich eine Nachricht von seinem System, das auch Smith darstellt.

Mittags. — Es wird wieder mehr vom Frieden gesprochen. Doch das scheint keinen Grund zu haben.

Nachts. — Indem ich der Möglichkeit des Friedens nachdenke, finde ich überall unübersteigliche Hindernisse. Napoleon kann schwerlich und glaubt gewiß nicht gezwungen werden zu können, seine Herrschaft in Deutschland und seine Projecte auf Polen (wenigstens Warschau) aufzugeben. Preussen und Österreich glauben ihre Unterjochung zu unterschreiben, wenn sie auf die alten Bedingungen Frieden machen.

15. Juli.

Die Wahrscheinlichkeit des Krieges nimmt zu. Noch weiß man nichts von der Ankunft eines russischen Deputirten. Die französischen Truppen machen eine Bewegung vorwärts. Der Waffenstillstand ist nicht verlängert.

16. Juli.

Wie verschieden sind doch unsere Ansichten, wie abwechselnd unsere Gefühle! Was uns einmal beinahe gleichgiltig läßt, erschüttert uns ein anderesmal. Ein entschiedener Indifferentismus kann nicht schlimmer sein, als dieses Schwanken.

Bei Hofe macht man Anstalten fortzugehen. Die Partie des Krieges scheint ergriffen und Wien preisgegeben zu sein.

Gern möchte ich den Ausgang sehen, den diese Dinge nehmen. Mein innerer Zustand, mein äußerer, der Zustand der Welt — sind alle in einer höchst denkwürdigen Krisis.

17. Juli.

Mittags. — Ungeachtet der zunehmenden Wahrscheinlichkeit des Krieges scheint er noch wenig geglaubt zu werden. Der Cours bleibt auf 155, und es wird nicht viel gemacht.

Nachts. — Ich las Calderons Andacht zum Kreuz sehr verwundert, daß ich in diesem wilden Product ehedem so viel gefunden. — Wie kann man sich selbst so täuschen? — Und ich wars nicht allein, auf den dieß Stück vor neun oder zehn Jahren so viel Eindruck machte.

18. Juli.

Jetzt lese ich Calderons Über allen Zauber Liebe. Auch diesen Schriftsteller nannte ich oft und urtheilte über ihn, ohne ihn zu kennen.

Es ist viel Imagination und ein guter opernmäßiger Gang in diesem Stücke. Aber wie ist es möglich, diese Dichtart für musterhaft zu halten? — Genug für heute!

19. Juli.

Ich lese Arrians Geschichte des Alexander — zum erstenmale. Wie viel Großes kenne ich noch nicht!

20. Juli.

Möchte noch ein Jahr zweifelhafter Friede bleiben! In dieser Zeit müßte sich der Finanzzustand des Landes entwickeln, und damit könnte der meinige gedeihen. — Noch immer scheint Krieg und Frieden unentschieden. Ein verdrießlicher Zustand!

21. Juli.

Es ist ein seltsamer Indifferentismus im Publikum, der sich schwerlich schnell genug in Enthusiasmus wird verwandeln lassen.

23. Juli.

Ich blätterte in Günthers Gedichten. Die Geschichte der deutschen Literatur soll, wenn ich das Leben habe, ein Erholungsstudium für mich werden. —

Der Waffenstillstand ist bis zum 10. August verlängert, die Friedensunterhändler sind versammelt. Die Hoffnung zum Frieden ist also noch nicht ganz verschwunden. Während dieser Zeit muß auch ich mich rüsten; denn der wirkliche Ausbruch des Krieges wird meine Lage sehr erschweren.

25. Juli.

Die Franzosen haben eine Niederlage in Spanien erlitten. Dieß macht den Ausbruch des Krieges desto wahrscheinlicher. Es sei denn, wenn es sein muß! Möge sich mein Schicksal mit dem allgemeinen zugleich entwickeln!

27. Juli.

Morgens. — Alles ist voll kriegerischer Bewegung. Bald wird die große Frage entschieden sein.

Nachts. — Ich will mich noch mit Shakespeare, den starken, aufregenden Geist, unterhalten und dann zur Ruhe gehen.

28. Juli.

Ich erheiterte mich mit dem herrlichen Shakespeare (Heinrich IV.). Dieses Stück ist in der That die höchste Reife seines Geistes.

29. Juli.

Gott hilft uns, wenn wir uns selbst helfen in Demuth und Glauben. Jeder Mensch hat Anlaß, ein Held zu sein. Kluge Verschlossenheit ist die erste Eigenschaft des Helden im Krieg und im bürgerlichen Leben.

30. Juli.

Die Niederlage der Franzosen in Spanien scheint entscheidend und von großen Folgen zu sein. Napoleon soll nach Paris gegangen sein, vermuthlich um vor Eröffnung des Feldzuges in Deutschland noch Anstalten im Inneren zu treffen. Wäre ein militärisches Talent, wie Wellington,

an der Spitze der verbündeten Armee, so müßte Europa frei werden.

4. August.

Ja, das Leben ist keiner ernsten Sorge werth, und die sittliche Vollkommenheit selbst kann nur durch eine edle Zuversicht errungen werden. Laß uns redlich sein, aber entschieden und kühn! — Gott erhält dir Leben und Gesundheit: Alles Übrige sollst du dir selbst verdanken.

5. August.

Noch ist doch nicht alle Hoffnung zum Frieden verloren. Gott gebe, daß Napoleon in sich gehe! Die Ankunft der Kaiserin in Mainz deutet auf etwas der Art. Vielleicht, — wahrscheinlich sogar — kommt Deutschland wieder auf.

6. August.

Der öffentliche Zustand nähert sich seiner Krisis. Heute wurden aus allen Häusern Schanzen aufgeboten; die Einberufung der Feuergewehre scheint ein Vorbote des Landsturms zu sein.

7. August.

Alles zeigt auf den nahen Ausbruch des Krieges. Die Geldnoth wird die erste Folge davon sein; für mich in beiden Valuten gleich drückend.

Ich lese Shakespeares Heinrich VI.

8. August.

Shakespeares Heinrich VI., 2. Theil unterhält mich; es ist eine große Charakteristik und treffliche Situationen darin.

9. August.

Morgen Mittags geht höchstwahrscheinlich der Kongreß auseinander. Unser Kaiser hat noch ein Schreiben von Napoleon erhalten. Bis Donnerstag ist uns bekannt, ob

der Krieg anfängt. — Ich bin von dieſen Dingen ſehr befangen. General Moreau iſt wirklich auf dem feſten Lande. Ich habe es geſtern ſtark bezweifelt. Möchte der Krieg wenigſtens nicht unglücklich geführt werden!

Ich leſe Shakeſpeares Richard III., ein gewaltiges Werk. Es iſt Stärkung fürs Gemüth.

11. Auguſt.

Morgen wird vermuthlich laut, was man ſo lange im Stillen betrieb. Die Erklärung des Krieges kann in den jetzigen Umſtänden Muth und Vertrauen erwecken. Und der Friede, — da er beſſer ſein muß, als die vorigen, — würde allgemeine Freude verurſachen. Auf jeden Fall wird es in den nächſten Tagen erträglicher ſein, als bisher.

12. Auguſt.

Es iſt alſo Krieg. Dieſer Tage werden die Erklärungen erfolgen.

13. Auguſt.

Napoleon bleibt ſeinem Charakter getreu. Er wagt Alles um Alles. So jetzt auch wir und vorzüglich Preuſſen. Mit Dem Gott iſt, der wird es ausführen.

14. Auguſt.

Noch iſt keine Kriegserklärung erſchienen. Der König von Neapel iſt in München angekommen. Nun iſt eine Invaſion von Italien aus möglich.

15. Auguſt.

Morgens. — Der Krieg fängt heute oder morgen an. Siegt Napoleon, ſo iſt das Weltreich entſchieden, unterliegt er, ſo kommen wieder beſſere Zeiten. Was auch geſchehe, es führt zu göttlichen Zwecken. —

Und ſo die Entwicklung meines eigenen Schickſals. Denn ich bin in einen gleichen Kampf für Sein oder Nicht-

ſein verwickelt; ja in einen ſchwereren, als die Völker. Doch Gott leitet auch dieſen.

Abends. — 120000 Ruſſen und Preuſſen ſind in Böhmen eingerückt. Die drei Monarchen kommen in Prag zuſammen. Das große Spiel hat alſo angefangen.

19. Auguſt.

Der Krieg hat alſo angefangen. Gott lenke ihn zum Heil der Welt! Ich habe beſſere Hoffnungen als jemals. Oeſterreich kann wieder aufkommen, und die Freiheit der Völker wieder erkämpft werden.

22. Auguſt.

Mein Ruin iſt unvermeidlich und ſehr nahe. Der Ausbruch des Krieges, die Wahrſcheinlichkeit einer feindlichen Invaſion machen alle Rettung und ſelbſt eine längere Friſtung unmöglich. — Umſonſt ſuche ich mir Muth einzureden; meine Lage iſt ohne Hilfe. Nur ein Wunder könnte mich retten, — mir ſchwebt ein ſolches Wunder vor, — und ich muß mich gewöhnen, das Unvermeidliche zu denken.

24. Auguſt.

Mich treibt die Angſt hinweg. Ich bin nicht zu retten und ſo Viele, die ich unglücklich machte. In wenigen Tagen wird mein Schickſal entſchieden ſein.

30. Auguſt.

Der entſcheidende Tag meines Ruins ſcheint erſchienen zu ſein. Gott verhüte größeres Unglück! — —

18. September.

Seit 18 Tagen aß ich heute zum erſtenmal wieder etwas Fleiſch. Die Überzeugung, daß ich arm, in dieſem Augenblicke bettelarm bin, (denn ich kann nicht arbeiten und bin Anderen ſelbſt meine Arbeit ſchuldig) hat mir die Koſtbarkeit der einfachſten Nahrungsmittel (des Waſſers,

Brodes, der Suppe, gemeiner Zugemüſe) kennen gelernt. Ich habe zugleich die Stärke meiner Conſtitution in Erfahrung gebracht; ohne Wein, geiſtige Mittel und alle Bequemlichkeit habe ich die ungeheuerſten Gemüthsbewegungen und alle Entbehrungen ertragen. — Mit wie Wenigem könnte ich leben, und wie ſehr würde mein Gemüth dabei gedeihen!

20. September.

Ich las in Wielands Horaz. — Jetzt brachte man mir den Beobachter. Der Feldzug ſcheint entſchieden für die Alliirten, und die Freiheit Deutſchlands nahe zu ſein.

1. October.

Die Richtigkeit und Solidität der Inventur ſind von der größten Wichtigkeit für jetzt ſowohl, als künftig. Der ſucceſſive Verkauf der Gegenſtände, die dem Waarenfond zur Laſt ſind, wird dadurch ſehr erleichtert, und nur auf eine ſolide Inventur kann eine künftige gute Bewirthſchaftung gegründet werden.

13. October.

Seit einigen Tagen leſe ich die Hiſtorien des Tacitus mit Dottevilles franzöſiſcher Überſetzung. Ich will, wenn ich das Leben habe, dieſen Autor jährlich einmal leſen.

16. October.

Es wird ſtiller in mir, doch iſt mein Kopf noch befangen. Ich las jetzt einige von Horazens ernſthafteren Oden. Dieſe Vielſeitigkeit iſt eine der bewunderungswürdigſten Eigenſchaften des Dichters.

Wenn ich einſt wieder ruhiger werde, ſo hoffe ich erſt wahren Genuß und Nutzen von ſolcher Lectüre.

Ich habe angefangen, Sismondis Littérature du Midi de l'Europe zu leſen.

17. October.

Sismondis Werk ist sehr lehrreich und nichts weniger als Schlegelisch. Ich denke es ganz durchzulesen. Eine solche Zerstreuung wird meinem Kopf gut thun.

20. October.

Mittags. — Zwischen der Arbeit lese ich Sismondis Werk (über die spanische Literatur); es ist lehrreich und voll Verstand.

Nachmittags. — Sismondi ist ein trefflicher Schriftsteller, und die Spanier ziehen mich an, ihre Sprache noch zu lernen. Italienisch und Spanisch kann ich neben dem Latein ohne große Mühe erlernen.

27. October.

In der Nacht las ich einen Dialog von Diderot über Glauben und Unglauben; das Beste, was jemals in moralischer Hinsicht zur Vertheidigung des Letzteren geschrieben wurde.

13. November.

Ich habe angefangen, den Rambler zu lesen und will nun nach und nach in meiner Lectüre die Ordnung bringen, die meinen literarischen Planen am angemessensten ist. Ein Wochenblatt (Winterabende von Th. West) scheint noch immer das nächste zu sein, an dessen Ausführung ich denken kann. Ich muß leben und also auch für Geld schreiben.

14. November.

Ich las den Rambler, mit dem ich auch fortfahren und so nach und nach die englischen Wochenschriften alle durchlesen will. — Bald hoffe ich, mich meinen schriftstellerischen Planen ganz widmen zu können. —

Eben lese ich Nr. 16 von J. Rambler. Eine sehr glückliche Erfindung, die ich benützen kann. — Nichts eigentlich

überſetzen, aber anwenden kann ich viel aus den engliſchen Wochenſchriften; denn ich muß meinen Winterabenden einen ausgedehnteren Plan geben, wenigſtens in den erſten Jahren, um mir Leſer zu verſchaffen.

16. November.

Ich las im Rambler. Dieſer Charakter einer Wochenſchrift wird mir angemeſſener ſein, als der des Spectator; ruhige Vernunft, Ernſt, zuweilen Schärfe.

18. November.

Von abſtrakten Wiſſenſchaften werde ich mich auf die Logik und die Elemente der Mathematik beſchränken müſſen und auf die Lectüre von Fries' Schriften nebſt Wiederholung der praktiſchen Werke von Kant. In Sprachen auf das Lateiniſche und die Anfangsgründe des Griechiſchen; denn die letztere Sprache muß ich wenigſtens oberflächlich kennen lernen. Leſen will ich außer meinen Lieblingsſchriftſtellern unter den Alten vorzüglich Geſchichte, dann die engliſchen Proſaiſten: Addiſon, S. Johnſon, Humes Eſſays, Shaftesbury ꝛc.

19. November.

Man ſprach mir von der Wiener Literaturzeitung; ein kleines, ſicheres Verdienſt gebe die Redaktion gleich. Aber in der erſten Zeit wird es mir an Muße und auch an der nöthigen Vorbereitung fehlen. Zudem iſt die Arbeit ſehr trocken und ſtumpft den Geiſt ab. Überhaupt muß ich mich noch vor Engagements in Acht nehmen.

20. November.

Morgens. — Es iſt außer Zweifel, daß ich vor einem halben Jahr keine literariſchen Arbeiten übernehmen kann, wahrſcheinlich auch nicht vor einem ganzen Jahr.

Außerdem muſs ich mich vor literariſcher Taglöhnerei in Acht nehmen.

Nachts. — Ein Buch werde ich ſchreiben, wenn mir Gott Leben und Kräfte gibt, das gewiß intereſſirt: — meine Selbſtbiographie. Es wird lehrreich ſein und ſelbſt erbaulich, wenn ich durch eine noch hinlängliche Dauer des guten Lebenswandels beweiſe, daß meine Beſſerung aufrichtig und bleibend war.

21. November.

Meine künftigen literariſchen Arbeiten beſchäftigten meine Einbildungskraft vor und nachher. Die Winterabende ſcheinen mir immer noch die angemeſſenſte ſchriftſtelleriſche Unternehmung für die erſten Jahre. Ich denke den Plan auf drei Stücke (zu $^1/_2$ Bogen) wöchentlich zu erweitern, wovon immer eines aus den engliſchen Wochenſchriften entlehnt, eines aus meiner Lectüre der Alten und Neueren geſchöpft und das dritte ganz von eigener Erfindung ſein ſoll. Auf dieſe Weiſe hoffe ich leicht Stoff zu vier Jahrgängen zu finden und meinen übrigen Studien nicht viel Zeit abbrechen zu dürfen. Bei den entlehnten bleibt mir noch immer das Verdienſt der Wahl und der Sprache, auf welche letztere ich die größte Sorgfalt zu verwenden denke. Schon jetzt will ich bei meiner Lectüre auf dieſen Plan Rückſicht nehmen und auch bald zu überſetzen anfangen.

22. November.

Vormittags. — Ich habe angefangen, Nachweiſungen zu den engl. Wochenſchriften zu ſchreiben, die mir das Brauchbarſte zu meiner Abſicht leicht finden laſſen. Damit will ich nun fortfahren und ähnliche über meine andere Lectüre machen. — Als Schriftſteller-Unternehmung iſt das Wochenblatt gewiß das zunächſt Beſte; nur muß ich nicht mein Hauptgeſchäft als Studium daraus machen.

Nachmittags. — Ich habe meine Nachweisungen zu den bisher geleſenen Stücken des Rambler geendigt. So wird mir dieſe Lectüre jetzt ſchon fruchtbar. — Nun will ich ein wenig ins Freie. —

Der Spaziergang war angenehm; es iſt wieder milderes Wetter. Auf dem Glacis lebt und bewegt ſich Alles in militäriſcher Freudigkeit. Deutſchland iſt nun ganz vom Feinde befreit und wieder von Muth und Hoffnung belebt. So iſt denn meine Regeneration mit der meines Landes in einen Zeitpunkt gefallen.

25. November.

Morgens. — Ich habe den Eingang zu den Winterabenden geſchrieben, der Charakter dieſes Blattes iſt nun ziemlich beſtimmt, und wie mein Kopf heiterer wird, wird mir das Weiterarbeiten leichter von der Hand gehen. Welch ein Genuß ſteht mir bevor!

Nachts. — Ich habe angefangen, eine Nummer des Rambler zu überſetzen. Es iſt eine harmloſe und nützliche Beſchäftigung; aber ohne Wörterbuch komme ich nicht vorwärts. Dieſe gehören zu meinem Werkzeug. Ich muß überhaupt auf meine kleine Bücherſammlung viel Aufmerkſamkeit verwenden.

27. November.

Ich habe wieder einen Abſchnitt an dem erſten Stück der Winterabende geſchrieben; er ſcheint gelungen zu ſein. Nach und nach komme ich in den rechten Ton.

28. November.

Morgens. — Geſtern trug ich mich mit dem Gedanken, die Winterabende noch in dieſem Jahr (im Februar) anzufangen und für dieſes Jahr 8 bis 10 Bogen herauszugeben. Die Eitelkeit hatte wie gewöhnlich den größten

Antheil an dieſem übereilten Gedanken. — Ich bin davon zurückgekommen und aufs Neue entſchloſſen vor dem künftigen Winter nichts drucken zu laſſen.

Abends. — Ich habe angefangen, die erſte Nummer der Winterabende umzuſchreiben. Alles muß gehaltener und trockener werden; dieſer Tugendeifer iſt hier nicht an ſeiner Stelle, und ich darf dieſen heiligen Namen nur ſelten ausſprechen.

Nachts. — Der Gedanke, daß kleinliche literariſche Arbeiten mich von der großen Beſtimmung für dieſe Welt abziehen, der ich aufgeſpart zu ſein ſcheine (der neuen wiſſenſchaftlichen Begründung der Moral und Religion), iſt mir aufgeſtiegen. So außerordentliche Schickſale, eine ſolche wunderthätige Zurückkehr in mich ſelbſt — ſollten ſich nicht mit einer Wochenſchrift endigen. Kant! — Das iſt mein Vorbild.

2. December.

Kaum 6 Stunden Schlaf. Nach 5 Uhr machte ich Licht und las S. Johnſons Leben. Dem Rambler iſt doch ſein geiſtreichſtes Werk hiernächſt die Lebensbeſchreibungen der engliſchen Dichter und ſeine zerſtreuten kritiſchen Schriften. The Idler (1758—60) hat mehr Leben und Leichtigkeit, als The Rambler. — Am Adventurer (1752—54) nahm er Antheil; von ihm dazu aufgemuntert auch Dr. Warton. — Bonnel Thornton und Colman unternahmen zu derſelben Zeit den Connoisseur. — Dieſe drei Wochenſchriften fehlen mir noch.

3. December.

Morgens. — Daß meine Bücher, meine wenige Kleidung und Hauseinrichtung das Einzige ſind, was mir eigen bleibt, macht mich mehr vergnügt, als traurig, denn mit Freuden ſcheide ich von dem erborgten Beſitz und der

erlogenen Vermögenheit. Das tägliche Brod wird Gott bescheren und auch ein Übriges für die alten Tage und die Meinigen, wenn ich nicht mehr bin.

Nachts. — Ich habe vorgelesen, unter Anderem eine Criminalgeschichte in Laugbeins Feierabenden.

5. December.

Ich lese den Rambler. Es ist unstreitig das Werk eines Meisters und starken Kopfes. Gesunder Verstand, durch treffliche Grundsätze und classische Gelehrsamkeit befestigt und erweitert, — macht die Grundlage dieser lehrreichen Versuche aus. Die Deutschen haben nichts Ähnliches, die Franzosen ebensowenig.

7. December.

Ich habe die Nachweisungen zum 3. B. des Rambler geschrieben; dieß treffliche Werk allein gäbe mir Stoff zu ein paar Jahrgängen der Winterabende. Es verdient auch unter uns mehr gekannt zu sein. — Wenn ich jener Wochenschrift mehr den Charakter einer Sammlung gebe, kostet sie mich weniger Zeit, und ich kann meine ernsthaften Studien dabei ungehindert fortsetzen. Als Speculation kann sie nur dadurch gewinnen.

9. December.

Morgens. — Ich las gestern im Rambler und fing auch den Tattler an.

Im Tattler habe ich etwa 10 Nummern gelesen. Da er das älteste Wochenblatt ist, lerne ich daraus zugleich die Geschichte und die allmählige Ausbildung dieser Gattung kennen. Erst als Addison beitrat, erhielt das Blatt Gediegenheit und Reichthum.

Abends. — Ich zerstreue mich mit der Lectüre der Schriften von Mad. Pichler.

Die Schalheit der Pichler'ſchen Schriften hat mich wieder zum Rambler zurückgebracht. Zuweilen thut jedoch leichte (auch ſchlechte) Lectüre dem Geiſt wohl; es ſpannt ab.

10. December.

Abends. — Ich habe die Lectüre des Rambler geendigt. Es iſt das Werk eines reifen Geiſtes und wohl werth, daß man ihm nacheifere. Vielleicht werden die Winterabende ein Gegenſtück dazu.

Nachts. — Ich leſe jetzt den Tattler, worin ſich nun ſchon Addiſons Humor zeigt. Es iſt doch ſehr der Mühe werth, die ganze Reihe ſeiner Wochenſchriften durchzuleſen.

11. December.

Nachmittags. — Ich leſe einen ungleich beſſeren Roman der Mad. Pichler (Leonore). Dieſe Bekanntſchaft muß ich ſeinerzeit erneuern.

Nachts. — Dieſe Romane — ſie taugen alle nichts; ſie verweichlichen das Gemüth und verführen die Einbildungskraft. — Wohl hatte Platon recht, die Dichter aus ſeiner Republik zu verweiſen.

Ein Buch will ich ſchreiben, — wenn es Gottes Wille iſt — einen ernſten Roman: — mein Leben. Daraus läßt ſich etwas lernen; denn ich habe das Schlimmſte und das Beſte in meinem Herzen getragen.

12. December.

Morgens. — Der Pichler'ſche Roman hielt mich bis Mitternacht wach.

Vormittags. — Die letzten Scenen häuslichen Glücks (in Leonore) haben mich ſehr gerührt. Es iſt mehr die Sache als die Kunſt, die ſo auf mich wirkt.

Zur Abwechslung las ich in Humes politiſchen Verſuchen (deutſch). Geſunder Verſtand iſt auch dieſes, wie jedes wahrhaft großen Geiſtes, hervorſtechender Charakter.

13. December.

Morgens. — Vom neuen Jahr will ich meine ernſthaften Studien ordentlich betreiben. Im erſten Jahr kann die Tagesordnung ſo eingerichtet werden:

Frühſtunden: 2 Stunden Logik und allg. Philoſophie. (Hiſtoriſch: Logik von Wolf, Baumgarten und Segner. — Zur Vergleichung: Logik des Ariſtoteles, Lamberts Organon, Lodie. — Leibnitz und Malebranche und Hume. Fries und Kritik; Chr. Weiß Pſychologie. — Buhle oder Tennemann Geſchichte der Philoſophie.)

— 2 Stunden — Mathematik.
— 1 Stunde — Latein.
Abendſtunden: 1 Stunde — Latein.
— 1 „ — Griechiſch.
— 1 „ — Neue Sprachen.

Dazu noch 2 Stunden — Geſchichte, Reiſen und ſchöne Literatur.

Sollte eine Ausſicht zu einer Bibliothekarſtelle ſein: ſo muß eine Stunde von den Sprachen und eine von der gemiſchten Lectüre erſpart und auf allgemeine Bücherkenntniß verwendet werden.

Abends. — Olivier von Mad. Pichler hilft mich zerſtreuen. — Olivier hat einen beinahe meiſterhaften Gang der Handlung. Das iſt eine Schriftſtellerin, wie — ein Mann.

Nachts. — O Glück ohne Gleichen! Ich darf den Wiſſenſchaften leben. Bald — bald werden ſie meine einzige Beſchäftigung ſein.

14. December.

Alſo zum Theater! — Mein Herz iſt ganz entgegen. — Das Projekt occupirt mich ſehr.

15. December.

Morgens. — Das ganze Glück des Lebens, das ich mir träumte, fällt zuſammen, auch alle meine beſſeren Abſichten, wenn ich aufs Neue in dieſen Strudel der Eitelkeit geraten ſollte. In der Beſchränkung (auf das blos Kritiſch-Literariſche), worin ich dem Geſchäfte vielleicht noch gewachſen wäre, bin ich den Unternehmern von zu geringem Nutzen. Dazu kommt meine Kränklichkeit und die Eile, womit ich nach einer ſolchen Kataſtrophe wieder in der Welt auftreten ſoll.

Vormittags. — Nein! Ich kann, darf und mag auf dieß Projekt nicht eingehen. Ernſt iſt mein Leben und höheren Pflichten geweiht. Wir werden leben, auch ohne Das. —

16. December.

Jacta est alea! Ich habe vorläufig zuſtimmend geſchrieben und um eine Unterredung auf heute Abend gebeten.

17. December.

Was ich etwa ſchreibe, muß rein wiſſenſchaftlich ſein, mein Leben ausgenommen, das als Beiſpiel lehrreich werden kann.

Ich leſe die Ruth von C. Pichler. Es iſt ein ziemlich unbedeutendes Gedicht.

18. December.

Morgens. — Der Tattler wird vom zweiten Theil an immer intreſſanter. Es iſt für die Kunſt des Wochenſchriftſtellers viel von ihm zu lernen und manche ſinnliche Erfindung anzuwenden.

Vormittags. Wohl bin ich noch nicht zum Sittenlehrer geeignet, denn ich bedarf ſelbſt noch der Lehre. — Was die Menſchen (ſelbſt die Schlechteſten) von mir denken, kümmert mich noch immer mehr, als die Erfüllung meiner Pflicht. Weg mit dieſer Weichheit, dieſer feigen Niedergeſchlagenheit! Thue Recht und ſcheue Niemand! —

Nachmittags. — Addiſons liebenswürdiger Humor erheitert mich öfters. — Der Spleen (es iſt mitunter meine Krankheit) hält nicht gegen ſeine Kurart. S. Tattler Nr. 80.

Nachts. — Noch kann ich über meinen künftigen Stand nichts feſtſetzen. Erſt muß der wahre Schluß meines erſten Lebens vorüber ſein.

19. December.

Vormittags. — Wenn ich die Winterabende wirklich ſchreiben ſollte, ſo denke ich folgende Eintheilung der Blätter zu machen: 1 Blatt jede Woche didaktiſch (Moral, Klugheitslehre im ernſten Lehrton), 1 Blatt hiſtoriſch-literariſch (Biographie, Charakteriſtik und Kritik; auch Bruchſtücke aus der allgem. Geſchichte und Völkerkunde) und 1 Blatt humoriſtiſch-ſatiriſch. — Nach dieſen Hauptfächern will ich die einzelnen Gegenſtände auszeichnen und ordnen, dann darnach ſammeln, meine eigenen Gedanken niederſchreiben und endlich an die Ausarbeitung gehen.

Nachts. — Welch ein ſchöner Geiſt iſt Addiſon, und wie nützlich ſind ſeine Schriften! Gewiß, ich hätte genug gelebt, wenn ich den Deutſchen werden könnte, was er den Engländern war. Aber er ſtarb in dem Alter, in dem ich dieſen Gedanken zu faſſen anfange.

20. December.

Ich habe Ozanams Cours de Mathematique zu leſen angefangen und zwar die Algebra, um einen vor-

läufigen Begriff davon zu haben. Er läßt darauf Euclids Grundsätze folgen.

22. December.

Ich mache mir eine Zerstreuung mit Helvetius de l'homme, das ich unter meinen Büchern fand und doch lesen muß.

26. December.

Helvetius hat doch viel Verdienst, obwohl sein System nichts taugt. Auf jeden Fall verdient er ganz gekannt zu werden.

28. December.

Es sind treffliche Sachen im Helvetius, von denen ich auch in der Wochenschrift öfter Gebrauch machen könnte; dahin gehören vorzüglich seine Betrachtungen über die Glückseligkeit des Einzelnen (der Armen und Reichen), über die Langweile ꝛc.

Anmerkungen.

1811

Jänner.

1. Aus Addiſons Cato, V. Act, 1. Scene.

20. The Rambler, eine von Samuel Johnſon 1750—1752 herausgegebene Wochenſchrift, vgl. S. 261 und 265.

Februar.

7. Die Geſellſchaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen conſtituierte ſich unter der Präſidentſchaft der Fürſtin Karoline von Lobkowitz, geb. Fürſtin von Schwarzenberg, im J. 1810. Sie bezweckte, beſtehende gemeinnützige Anſtalten durch Privatmittel zu unterſtützen und neue ins Leben zu rufen. Als erſte Aufgaben des Vereines wurden in Ausſicht genommen: die Förderung des Taubſtummen-Inſtitutes und der Anſtalt zur Erziehung blinder Kinder, die Heranbildung von Augenärzten, die Errichtung einer öffentlichen Schwimmſchule und — die Verbreitung der Bienenzucht. Sekretär der Geſellſchaft war Joſef Sonnleithner. Vgl. über dieſen Anmerkung zum 21. März 1814.

15. Johann Elert Bode: Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude. 8° Berlin, Himburg, 1808.

März.

9. Charles de Bonnet: Idées sur l'état futur des êtres vivants, ou Palingénésie philosophique, Genève 1769 und Münſter, Coppenrath, 1770; deutſch von Lavater unter dem Titel „Philoſophiſche Palingeneſie". Zürich, Orell 1769.

17. Durch das Finanzpatent vom 20. Februar 1811 wurden die bis dahin als Papiergeld courſierenden Bancozettel außer Umlauf geſetzt und zum Courſe von 20 für 100 gegen „Einlöſungsſcheine“ umgetauſcht.

April.

2. Aſchenbrödel, Romantiſche Oper in 3 Acten, nach dem Franzöſiſchen des Etienne, Muſik von Nicolo Iſouard. 1. Aufführung im Theater a. d. Wien am 2. April 1811.

4. Bonnet: Contemplation de la nature. 3 vol. Hambourg 1782; deutſch von J. D. Titius, 2 Bde., Leipzig, Gleditſch 1803.

12. Hermann Samuel Reimarus: Abhandlung von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion, mit Anmerkungen von J. A. H. Reimarus. Hamburg, Bohn 1791.

14. Hermann Samuel Reimarus: Die Vernunftlehre als eine Anweiſung zum richtigen Gebrauche der Vernunft. Hamburg, Bohn 1790.

15. Die Templer auf Cypern, Schauſpiel in 5 Acten von Zacharias Werner. 1. Aufführung im Burgtheater 28. März 1811.

16. Hermann Samuel Reimarus: Angefangene Betrachtungen über die thieriſchen Kunſttriebe. Nach ſeinem Tode herausgegeben von J. A. H. Reimarus. Hamburg, Bohn 1773.

Mai.

9. Hufeland: Die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern. 2 Thle., Berlin, Realſchulbuchhandlung 1798.

10. Ludwig Heinrich Jacob: Grundriſs der allgemeinen Logik und kritiſche Anfangsgründe der Metaphyſik. Halle, Hemmerde und Schw. 1800.

Joh. Heinr. Tieſtrunk: Grundriſs der Logik. Halle, Curt 1801.

Joh. Andr. Segner: Specimen logicae universaliter demonstratae. Jenae, Cröcker 1740.

Joh. Georg Heinrich Feder: Grundſätze der Logik und Metaphyſik. 8. Aufl., Göttingen, Dieterich 1794.

13. In der von Leopold Alois Hoffmann herausg. „Wiener Zeitſchrift“ veröffentlichte Schreyvogel die Aufſätze „Ein Vorſchlag, den Streit über das Recht der Konſtitution betreffend, mit einer kurzen

Prüfung der neueſten Äußerungen des Herrn Juſtus Möſer über das benannte Recht" (Bd. I, S. 282—304; Juſtus Möſers Aufſatz war in der Berliniſchen Monatsſchrift 1791 erſchienen) und „Hat vor dem Hochgerichte der franzöſiſchen Nation eine rechtliche Klage gegen die ausgewanderten Franzoſen ſtatt?" (Bd. II, S. 98—109.)

„Die eiſerne Maske, ein Trauerſpiel" erſchien in der „Öſterr. Monatsſchrift", u. zw. der 1. Act in Bd. I, S. 305—330, der 2. Act in Bd. II, S. 99—138, der 3. Act ebend. S. 196—236. In einer Nachſchrift zum 3. Act bemerkt Schreyvogel, daſs dieſes Trauerſpiel, ſein erſter Verſuch im dramatiſchen Fache, in 5 Acten angelegt war, daſs er jedoch in einer neuen Bearbeitung des Ganzen begriffen ſei und darum hier abbreche. Dennoch erſchien der 4. Act im Bd. III, S. 87—108.

Johann B. Alxinger, der Dichter des „Doolin von Mainz" und des „Bliomberis", geb. Wien 24. Jänner 1755, geſt. daſelbſt 1. Mai 1797, Gründer und Herausgeber der „Öſterreichiſchen Monatsſchrift", zu deren Mitarbeitern auch Schreyvogel (ſ. o.), ſowie von Ehrenberg, Leon, Ratſchky und Schwandner zählten. Im Novemberheft 1793 kündigte Alxinger an, daſs vom kommenden Jahre ab jeder der genannten Redacteure ſelbſtſtändig und unter eigener Verantwortlichkeit je 2 Hefte der Zeitſchrift herausgeben würde. Schreyvogel übernahm die Monate Jänner und Juni des Jahres 1794 und wendete ſich alsbald gegen den Exjeſuiten Felix Franz Hofſtätter, der in ſeinem „Magazin der Kunſt und Literatur" die ſchon von Leopold Alois Hoffmann begonnene Denunziation und Verdächtigung aufgeklärt denkender Schriftſteller fortſetzte und Schreyvogel im 7. Hefte des Jahrganges 1793 perſönlich angegriffen hatte.

Am Schluſſe des Juniheftes kündigt Schreyvogel an, daſs damit die Zeitſchrift zu erſcheinen aufhöre. Die Nörgeleien, denen die Mitglieder der kleinen Geſellſchaft, infolge der literariſchen Fehde mit Hofſtätter, von Seite der Behörden ausgeſetzt waren, hatten zu ihrer Auflöſung geführt. Damals faſste Schreyvogel den Plan, Wien zu verlaſſen, und Alxinger bemühte ſich ihm Eingang in die literariſchen Kreiſe Deutſchlands zu verſchaffen.

Die Philoſophie unſeres Zeitalters in der Kinderkappe (von Pölitz). Dresden, Arnold 1803.

14. Franz Joſef Mumelter von Sebernthal, geb. Bozen 2. Februar 1762, geſt. Wien 1798, Geſchichtsforſcher und ſeit 1790

Professor der allgemeinen Weltgeschichte an der Wiener Universität. Schreyvogel plante in den Jahren 1796 und 1797 mit Mumelter eine Umänderung der „Wiener Zeitung“ in eine Hof- und Staatszeitung nach englischem Muster. Als Mumelter plötzlich starb, trat an seine Stelle der berühmte Jurist Zeiller. Das Unternehmen kam nicht zustande, da sich die oberste Hofkanzlei und der Staatsrath gegen Schreyvogels Project aussprachen. Ausführlicheres hierüber in Bettelheims „Biogr. Blättern“, Bd. I, S. 54 bis 107: „Josef Schreyvogels Entwurf einer Wiener Hof- und Staats-Zeitung. Mitgetheilt und eingeleitet von Karl Glossy.“

19. Buffons „Théorie de la terre“ (3 Bde.) erschien 1792 in Bern.

21. Franz Volkmar Reinhard: Versuch über den Plan, den der Stifter der Religion zum Besten der Menschheit entworfen. Wittenberg, Zimmermann 1798

31. Gersthof, zu Schreyvogels Zeit beliebte Sommerfrische Wiens, heute ein Theil des XVIII. Wiener Gemeindebezirkes.

Juni.

5. Johannes von Müller: 24 Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit, nach seinem Tode durch seinen Bruder Johann Georg Müller herausgegeben. 3 Theile, Tübingen, Cotta 1811.

19. Barthélémy: Voyage du jeune Anacharsis en Grèce 7 vol. Paris 1790; deutsch von Biester, Berlin, Lagarde 1792—1793.

Juli.

15. Schon 2 Monate nach der Ausgabe der Einlösungsscheine war ihr Cours gefallen, und ihr Wert sank, wie Schreyvogel prophezeite, noch weiter bis zum Course 400 für 100 Gulden Conventionsmünze.

25. Vielleicht das Werk: „Catharina die Zweite. Darstellungen aus der Geschichte ihrer Regierung und Anekdoten von ihr und einigen Personen, die um sie waren,“ das 1797 ohne Angabe des Druckortes erschien.

28. Der dramatische Dichter Heinrich von Collin, geb. Wien 26. December 1772, starb daselbst 28. Juli 1811.

Auguſt.

12. Karl Auguſt Böttiger, geb. Reichenbach 8. Juni 1760, geſt. Dresden 17. Nov. 1835, von 1791—1804 Director des Gymnaſiums in Weimar, wo Schreyvogel während ſeines Aufenthaltes in Jena perſönlich mit ihm verkehrte. In den ſpäteren Jahren, während Böttigers Aufenthalt in Dresden, entwickelte ſich zwiſchen ihm und Schreyvogel ein lebhafter Briefwechſel, der im Nachlaſſe Böttigers in der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt iſt.

September.

23. Samuel Baur: Intereſſante Lebensgemälde der denkwürdigen Perſonen des 18. Jahrhunderts. 6 Theile, Leipzig, Voſs 1803 bis 1807.

24. S. Jak. Baumgarten, Merkwürdige Lebensbeſchreibungen berühmter Leute, größtentheils aus der Britanniſchen Biographie. 10 Theile, Halle, Gebauer 1754—1770.

27. Hume: Enquiry concerning the principles of morals. Edinburg 1751.

October.

8. Humes „Enquiry concerning human understanding“ erſchien London 1748, deutſch von Sulzer 1755, von W. G. Tennemann mit einer Abhandlung über den Scepticismus von Reinhold Jena 1793.

10. Friedrich Nicolai: Geſchichte eines dicken Mannes, worinnen 3 Heirathen, 3 Körbe und viel Liebe. 2 Bde., Berlin, Nicolai 1794.

17. Denkwürdigkeiten Maximilians von Bethune, Herzogs von Sully, in Schillers Sammlung hiſtoriſcher Memoires. Jena, Mauk, Bd. 1—6.

24. Joh. Chriſtian Reil: Diätetiſcher Hausarzt. Aurich 1791.

28. Der Augenarzt, Singſpiel in 2 Acten nach dem Franz. („Les deux aveugles de Francoville“ von Armand Croizette und Chateauvieux) frei bearbeitet von E. Veith, Muſik von Gyrowetz. Erſte Aufführung im Kärntnerthortheater 1. Oktober 1811.

Einzelne Theile der Memoiren Brantômes, die biographiſchen Fragmente über die erlauchten Frauen und über die hervorragenden Feldherren Frankreichs ſind in Schillers Sammlung hiſtoriſcher Memoires, II. Abtheilung, 10. und 11. Bd., enthalten.

November.

1. Denkwürdigkeiten des Grafen von Pontchartrain in Schillers Sammlung hiſtoriſcher Memoires, Jena, Mauke, Bd. 15, 16.

8. Chr. G. Heinrich: Geſchichte von Frankreich. 3 Theile, Leipzig, Fritſch 1802—1804.

9. Joinville's Denkwürdigkeiten über Ludwig IX. von Frankreich in Schillers Sammlung Hiſtoriſcher Memoires, I. Abth., 4. Bd.

10. Der ungariſche Reichstag war im Juni 1811 zur Berathung über das Februar-Finanzpatent einberufen worden. Die Regierung nahm damals als feſtſtehend an, daſs die Erlaſſung des Finanzgeſetzes ſelbſt Ausfluſs der Landeshoheit, alſo im Reichstage gar nicht zu discutieren ſei und dieſer nur über die Art der Durchführung zu verhandeln habe. Dieſen Standpunkt anzuerkennen, weigerten ſich die Stände unter Berufung auf die ungariſche Verfaſſung hartnäckig, und trotz monatelanger Unterhandlungen wurde eine Einigung nicht erzielt. Auch die „allerhöchſte Willensmeinung", die der Vicepräſident der Polizeihofſtelle Haager am 5. November in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte und auf die Schreyvogel hier anſpielt, verfehlte ihren Eindruck. Sie lautete: „Was ich zum Wohle meiner Monarchie zu beſchließen finde, davon werde ich in keiner Weiſe abgehen und in Ungarn ebenſowenig als ſonſt wo Trotz, Verengung von Rechten und Widerſetzlichkeit dulden, noch zugeben, daſs die ungariſchen Stände meine auf die Wohlfahrt meiner Geſammtſtaaten gerichteten väterlichen Abſichten vereiteln und dadurch ihr Glück untergraben." Trotzdem lehnten die Stände in der ſchroffſten Weiſe ab, die verlangte Garantie für einen Theil der Einlöſungsſcheine zu übernehmen und Garantie für den Tilgungsfond zu leiſten. Trotz weiterer Drohungen der Regierung gaben ſie auch in der Folge ihren Widerſtand nicht auf. So kam es denn am 20. Mai 1812 zur Auflöſung des Reichstages und zur Octroyierung des Finanzpatentes (am 1. September 1812).

13. Geheime Memoiren des Herzogs Louis von St. Simon in Schillers Sammlung hiſtoriſcher Memoires. Bd. 24 u. ff.

19. Friedrich Schlegels „Deutſches Muſeum" erſchien mit Beginn des Jahres 1812 bei Cameſina in Wien, aber nur in zwei Jahrgängen von je 12 Monatsheften. Ende December 1813 erklärte Schlegel in einem Schlusswort „An die Leſer", daſs er ſich infolge der kriegeriſchen Ereigniſſe veranlaſst ſehe, ſeine Zeitſchrift wenigſtens für das Jahr 1814 zu ſuspendieren. Thatſächlich entſchloſs er ſich erſt

1820 wieder zur Herausgabe einer Zeitschrift „Concordia", die bis 1823 in Wien erschien.

Ferguson: Recherches sur les causes, les progrès et la chute de la République Romaine. 3 vol. Frankfurt, Varrentrapp.

December.

1. Hutcheson siehe Anmerkung zum 20. Februar 1812.

3. Die „Essays moral, political and literary" von Hume erschienen Edinburg 1742.

6. Die „Winterabende", deren Herausgabe Schreyvogel wiederholt plante (vgl. I., 150, 160, 169, 218, 261, 263—266, 270, II., 4, 138, 140, 143), gelangten nicht zur Ausführung. Unter demselben Titel war 1794 zu Frankfurt a. M. eine „Sammlung merkwürdig rührender und moralischer Geschichten" erschienen. Ob Schreyvogel die englische Zeitschrift von Dr. Knox: Winter Evenings, 3 Bde. 1788, gekannt hat, vermag ich nicht anzugeben.

1812

Jänner.

9. Das erste Heft von Schlegels Museum (vgl. Anmerkung zum 19. November 1811) enthält folgende Aufsätze: „Die Sprache“ von Steigentesch, „Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen“ von A. W. Schlegel, „Zerstreute Blätter“ aus Heinr. Collins Nachlass, „Agronomische Briefe“ von Adam Müller, 1. Theil, und eine Recension über Jacobis „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“ vom Herausgeber. Die Tendenz des Journals drückt sich vornehmlich in dem letzteren Artikel, wie auch in der Vorrede aus, in der F. Schlegel bemerkt: „Das erste Übel [an dem die deutsche Literatur leidet] ist eine gewisse ästhetisch-philosophische Gleichgültigkeit, welche nur keine moralischen und religiösen Bande duldet und anerkennt, sonst aber jedwede anderen Bande und Fesseln leicht erträgt, so lange es ihr vergönnt bleibt, alles, was in des Menschen Gehirn hineingeht und was nicht hineingeht, auf ihre Weise durcheinander zu würfeln und ein wissenschaftlich-poetisches Spiel damit zu treiben.“

17. Humes „Dialogues concerning natural religion“ übersetzte Platner, Leipzig, Weygand 1781.

23. Friedr. Heinr. Jacobi: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, Leipzig 1811.

24. Die Abhandlung über das österreichische Papiergeld in den Europäischen Annalen (Jahrgang 1811, 4. Bd., S. 1—87) ist betitelt: „Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie kann Oesterreich den Umlauf des baaren Geldes in seinen Staaten wieder herstellen?“

Februar.

7. Schlegels Recension im ersten Hefte des „Deutschen Museums“ S. 79—98.

11. Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten [von Matthias Claudius]. 7 Theile. Hamburg, Perthes 1775—1803; Zugabe oder 8. Theil. 1812.

13. Francis Hutcheson: Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue, London 1720; deutsch: Leipzig, Fleischer 1762.

17. Das 2. Heft des „Deutschen Museums" enthält einen Aufsatz Schlegels „Über nordische Dichtkunst" und den 2. Theil der „Agronomischen Briefe" von Adam Müller.

20. Francis Hutcheson, Sittenlehre der Vernunft, aus dem Engl. 2 Theile. Leipzig, Fritsch 1756.

26. Die Katakomben, Trauerspiel in 5 Acten von Karl Wolfart. 1. Aufführung im Burgtheater am 17. Februar 1812.

März.

13. An der Spitze der österreichischen Finanzverwaltung stand damals Graf Wallis, dem, nachdem er am 15. April 1813 seines Amtes enthoben wurde, provisorisch Graf Ugarte und bald danach Graf Philipp Stadion folgte.

16. Vincenz Eduard Guldener von Lobes, geb. Pilsen 1763, gest. Wien 30. März 1727, Arzt und medicinischer Schriftsteller, seit 1802 in Wien und 1814 zum Protomedicus ernannt.

23. Schellings „Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen ꝛc. des Hrn. Fr. H. Jacobi (vgl. Anmerkung zum 23. Jänner 1812) und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden Lüge redenden Atheismus". Cotta, 1812

24. Joh. Chr. v. Engel: Geschichte des Königreichs Ungarn. 1. Theil. Tübingen, Cotta, 1811. Die weiteren 4 Theile erschienen erst 1813—14 bei Camesina in Wien.

29. Wilh. Gottl. Tennemann: System der platonischen Philosophie. 4 Bde. Leipzig, Barth 1792—95.

31. Josef Paul Gottlob Freiherr von Lederer, geb. 26. Februar 1771, gest. 31. März 1812, seit 1807 Stadthauptmann von Wien.

April.

9. Das 4. Heft von Schlegels „Deutschem Museum" enthält folgende Aufsätze: „Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeit-

genoſſen" von A. W. Schlegel, „Über den Glauben" von Matthias Claudius, „Kunſtnachrichten aus Rom" vom Maler Müller, die Gedichte „Der Adler Jupiters" von J. G. Meinert und „Jakob Degen" auf den Uhrmacher Degen, der damals mit einer von ihm erfundenen Maſchine Flugverſuche anſtellte, „Kaiſer Friedrichs I. Barbaroſſa Pallaſt in der Burg zu Gelnhauſen" und eine Preisaufgabe des Erzherzogs Johann über die Geographie Inner-Öſterreichs im Mittelalter.

12. Dietrich Tiedemann: Griechenlands erſte Philoſophen, oder Leben und Syſtem des Orpheus, Pherecydes, Thales und Pythagoras. Leipzig, Weidmann 1780.

13. Adam Müllers „Vermiſchte Schriften über Staat, Kunſt und Philoſophie", 2 Bde., waren eben bei Camesina in Wien erſchienen.

16. Martin v. Molitor, geb. Wien 20. Februar 1759, geſt. daſ. 16. April 1812, Landſchaftsmaler und Radierer, berühmt durch ſeine Gouachegemälde.

30. In der 16. Vorleſung; ſ. Schlegels „Geſchichte der alten und neuen Literatur". Vorleſungen, gehalten zu Wien i. J. 1812, 2. Aufl. 2. Abdr. Wien 1847. Bd. 2. S. 201—248.

Mai.

3. Die Werke, die Schreyvogel über Kant und ſeine Nachfolger durchzuarbeiten beabſichtigt, ſind:

Jakob Fries: „Reinhold, Fichte und Schelling", Leipzig 1803, und „Neue oder anthropologiſche Kritik der Vernunft", Heidelberg 1807, in dem der Verfaſſer Kants „Kritik der reinen Vernunft" zu verbeſſern unternahm.

Jak. Sigm. Beck (nicht Berch): „Auszug aus Kants kritiſchen Schriften," Riga 1793 und 1796 u. desſelben „Commentar über Kants Metaphyſik der Sitten", Halle, Bengers 1798.

Joh. Andr. Wendel: „Grundzüge und Kritik der Philoſophien Kants, Fichtes und Schellings zur Erleichterung des Selbſtſtudiums dieſer Philoſophien und zur Verbreitung nützlicher Anſichten desſelben." Coburg, Ahl 1810.

Joh. Jak. Wagner: „Syſtem der Idealphiloſophie," Leipzig, Breitkopf und Härtel 1804, und „Von der Natur der Dinge", drei Bücher, ebenda 1803.

4. Eine Übersetzung von Fergusons „Institutes of moral philosophy“ war unter dem Titel „Grundsätze der Moralphilosophie“ bei Dyk in Leipzig 1772 erschienen.

10. Feders „Lehrbuch der praktischen Philosophie“ erschien 1770.

24. Ludw. Ernst Borowsky: Leben und Charakter Immanuel Kants, von Kant selbst berichtet. Königsberg, Nicolovius 1805.

E. A. Ch. Wasiansky: Über Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren, ein Beytrag zur Kenntniß seines Charakters und häuslichen Lebens, aus dem täglichen Umgange mit ihm. Königsberg, Nicolovius 1804.

Andreas Reichenberger, geb. Wien 24. November 1770, gest. Linz 26. October 1855, theologischer Schriftsteller, 1796—1814 Professor der Pastoraltheologie an der Wiener Universität, später Domprobst in Linz.

Statt Dupat lies Duport. — Louis Antoine Duport, geb. 1783, gest. Paris 18. October 1853, Tänzer und Balletmeister am Kärntnerthortheater, später unter Barbajas Direction Leiter und 1830 bis 1836 selbständiger Pächter dieser Bühne.

Therese Neumann, seit 1812 mit L. A. Duport vermählt, Tänzerin, Mitglied des Kärntnerthorth. 1807—1815.

Juli.

12. Der Grenadier, Singspiel in 1 Act, Musik von Umlauf. 1. Aufführung im Kärntnerthorth. 8. Juli 1812.

Die Pantomime „Pantalon, der Zeichenmeister“ von Nicolo Angiolini. Das Wiener Journal „Der Sammler“ berichtet in Nr. 84 vom 14. Juli, dass sie „keinen Beifall erhalten konnte“.

August.

14. Karl Friedrich Demiany (nicht Demiani), Maler, geb. Breslau 1768, gest. Dresden 1823, Schüler der Dresdner Akademie, war seit dem Tode Riedels 1816 erster Inspector der königl. Gemäldegallerie und gab einen Katalog derselben in französischer (1817) und deutscher (1822) Sprache heraus.

15. Der „Österreichische Beobachter“ erschien in Wien 1809 unter der Redaction Friedrich Schlegels. Am 1. Jänner 1811 übernahm Pilat die Redaction und führte sie bis 1848, wo das Blatt

seinen Titel in „Österreichische Zeitung", bald darauf in „Allgemeine Österreichische Zeitung" änderte. Die letzte Nummer erschien am 26. October.

18. Die dramaturgischen Briefe die im Sonntagsblatt erschienen waren, nahm Schreyvogel in seine „Gesammelte Schriften" II. Abtheil., 1. und 2. Theil auf.

21. Prince de Ligne: Nouveau Recueil de lettres en réponse à celles qu'on lui a écrites. 2 vol. Weimar 1812.

31. W. Lempriere: Reise von Gibraltar über Tanger ꝛc. nach Marocco, aus dem Engl. von Zimmermann. Berlin, Voß 1793.

September.

4. Johann von Paris, Komische Oper in 2 Acten nach dem Französischen von Castelli, Musik von Boieldieu. 1. Aufführ. im Kärntnerthortheater 25. August 1812.

5. Johannes von Müllers Briefwechsel erschien 1810 als Bd. 5—7 von dessen sämmtlichen Werken, herausgegeben von Johann Georg Müller.

6. Die Pflegesöhne, Trauerspiel in 5 Acten von Kratter. 1. Aufführung im Burgtheater 27. Juni 1812.

15. „Leben des Dichters Martin Opitz von Boberfeld nebst Bemerkungen über seinen poetischen Charakter" von Hegewisch. Deutsch. Museum II, S. 116—157.

27. Die Direction des kais. Operntheaters hatte am 15. März 1812 zwei Preise von je 100 Ducaten in Gold für das beste tragische und komische Operngedicht in deutscher Sprache ausgeschrieben. Zur Concurrenz war „jeder bessere deutsche dramatische Dichter" eingeladen. Die Entscheidung sollten „des Gegenstandes anerkannt kundige Männer thun", und man versprach die Namen derselben zu veröffentlichen. Als äußerster Termin für die Einsendung war Ende October 1812 festgesetzt. Das Wiener Hoftheater-Taschenbuch, herausgegeben von J. F. Castelli, enthielt im 10. Jahrgange (1813) einen darauf bezüglichen Aufsatz: „Gesammelte Gedanken über das Operngedicht überhaupt, mit besonderer Rücksicht auf das beste der ernsten Gattung." Das Resultat der Preisausschreibung wurde in keinem der Wiener Blätter, auch nicht in dem Hoftheater-Taschenbuch veröffentlicht. Am 21. August 1813 bemerkt eine Korrespondenz-Nachricht aus Wien des Stuttgarter Morgenblattes (Nr. 200):

„Wie es mit denjenigen Opern, die um den ausgesetzten Preis von 100 Dukaten in Golde konkurriren, beschaffen ist? bleibt unbekannt. Man sollte doch das Resultat zur Kenntnis bringen; denn unter Vielen werden doch Einige seyn, die eine Auszeichnung verdienen."

Franz Josef Fürst Lobkowitz, geb. Prag 7. December 1772, gest. Wittingau 15. Dec. 1816, war Mitglied der Cavalier-Gesellschaft, die seit 1806 die Hoftheater gepachtet hatte, seit August 1812 alleiniger Leiter der Oper. Im Mai 1813 wurde ihm wegen der zur Theaterunternehmung contrahirten Schulden Anton Isidor Fürst Lobkowitz zum Sequester bestellt.

28. In einem Briefe an Hormayr vom 2. April 1806 (J. v. Müllers sämmtliche Werke, herausgegeben von Johann Georg Müller, 39. Theil, S. 178 ff.) nennt Müller Heinrich von Collin „unsern Corneille".

October.

18. Adolfino, der seltene Fr..k...t [= Freiknecht], ein Roman für die elegante Welt von Karl Fischer. Leipzig 1810, 3 Bde. Vergl. Goedeke: Grundriss 2. Aufl. VI, 408.

23. Die Horatier und Curiatier, Trauerspiel in 5 Acten von H. v. Collin. 1. Aufführung im Burgtheater 20. Jänner 1817.

Julie von Billenau, Schauspiel in 5 Acten, in Heinrich von Collins sämmtl. Werken III, S. 191—316; das Stück wurde in Wien nicht aufgeführt. — Eine Besprechung von Collins sämmtlichen Werken erschien in Nr. 81 und 82 des Jahrganges 1814 der Wiener allgemeinen Literaturzeitung. Der Verfasser derselben ist nicht genannt.

November.

4. Fridolin, Dramatisches Gedicht in 5 Acten nach Schillers Ballade „Der Gang nach dem Eisenhammer" von Holbein. 1. Aufführung im Burgtheater 14. Jänner 1806.

12. Les Ecrivains de l'histoire Auguste, traduits en français. 3 vol. Berlin, Rottmann 1783.

29. Gottfried August Bürgers Ehestandsgeschichte war soeben (1812) erschienen.

December.

12. Ludwig Heinrich Jacob: Allgemeine Religion, Halle, Ruff 1801.

13. Th. Sanchez: Compendium de matrimonio. Grätz, Tuſch ſ. a.

20. Riemanns Opern-Handbuch (Leipzig 1887) nennt zwei Singſpiele dieſes Titels von Ignaz Walter (1792) und von E. T. A. Hoffmann, Bamberg 1808, das letztere mit Text von Soden. — Einen dramatiſchen Schriftſteller Joh. Baptiſt Bertholdi verzeichnet Goedeke: Grundriſs, 2. Aufl. V, 345, führt aber nur ein Werk von ihm, das Charakterſtück „Der Freund der Frau“, an.

1813

Jänner.

14. Ludwig Spohr kam Ende 1812 mit seiner Frau, einer ausgezeichneten Harfenspielerin, nach Wien. Am 14. Jänner gab er sein zweites Concert im kleinen Redoutensaale. Sein großes Oratorium „Das jüngste Gericht" kam am 21. Jänner zur Aufführung, ohne den gehofften Erfolg zu finden. Einer Einladung des Grafen Palffy folgend, übernahm Spohr im Mai 1813 die Stelle eines Orchesterdirectors und Kapellmeisters am Theater a. d. Wien, der er jedoch infolge von Differenzen im Frühjahre 1815 entsagte. Während seines Aufenthaltes in Wien componirte Spohr die Oper „Faust", zu der Bernard (vgl. Anmerkung zum 17. Februar 1818) den Text schrieb und die Cantate „Das befreite Deutschland", Text von Karoline Pichler. Beide Werke kamen während Spohrs Aufenthalt in Wien daselbst nicht zur Aufführung.

28. In der Abhandlung „Der Werth der positiven Offenbarung aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philosophischen Bemühungen" von E—r. (Deutsches Museum II, 465—484), darin auch ein Citat aus F. Schlegels Recension über Jacobis Schrift von den göttlichen Dingen (vgl. Anmerkung zum 9. Jänner 1812), das sich gegen Kant richtet.

Februar.

12. Welche ist die Braut? Lustspiel in 5 Acten von Johanna v. Weissenthurn. 1. Aufführung im Burgtheater am 25. Jänner 1813.

13. Das Journal „Kronos", eine Zeitschrift politischen, historischen und literarischen Inhalts, erschien in Prag bei Calve Jänner bis December 1813.

20. Sophie van der Daalen, oder Weiber von ehemals und Mädchen von heute. Luſtſpiel in 5 Acten nach dem Engliſchen der M. Inchbald, frei bearbeitet von F. A. Müller. 1. Aufführung im Burgtheater am 18. Februar 1813.

28. T. G. v. Hippel: Über die Ehe. Berlin, Voß 1793.

März.

7. Hedwig, Drama in 1 Act von Theodor Körner. 1. Aufführung im Burgtheater 11. Jänner 1813.

Die alten Liebſchaften, Luſtſpiel in 1 Act von Kotzebue. 1. Aufführung im Burgtheater 11. December 1811.

14. Salem. Lyriſche Tragödie in 4 Acten von J. F. Caſtelli, Muſik von J. F. Moſel. 1. Aufführung im Kärntnerthortheater 5. März 1813.

16. Chriſtian Weiß: Von dem lebendigen Gott und wie der Menſch zu ihm gelange. Leipzig, F. C. W. Vogel 1812.

22. Bei der Aufführung der Oper Titus am 22. März 1813 gab die Rolle des Sextus Mad. Harlas, die des Titus Mad. Schönberger, und zwar, wie die Theaterzeitung tadelnd hervorhebt, mit einem Schnurr- und Backenbart.

Marianne Schönberger-Mareoni, geb. Mannheim 21. October 1785, geſt. Darmſtadt 9. October 1882, Mitglied des Kärntnerthortheaters 1805 bis 1810, ſpäter wiederholt als Gaſt auftretend. Sie ſang wegen ihrer tiefen Altſtimme mit Vorliebe Männerrollen.

28. Die preußiſchen Proclamationen, an ihrer Spitze der berühmte Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk“ ſind in Nr. 87 und 88 des „Öſterreichiſchen Beobachters“ vom 28. und 29. März enthalten.

April.

13. Von Hemſterhuis las Schreyvogel wohl die Vermiſchten philoſophiſchen Schriften, wovon eine deutſche Ausgabe bei Weidmann in Leipzig 1782—97 in 3 Bänden erſchien.

Balth. Ludw. Tralles: Gedanken über das Daſeyn und Unſterblichkeit der Seele. Breslau, Löwe 1776.

Wilh. Albr. Teller: Die älteſte Theodicee oder Erklärung der

3 erſten Capitel im erſten Buche der vormoſaiſchen Geſchichte. Jena, Frommann 1803.

17. Obwohl das Patent vom 20. Februar 1811 (vgl. die Anmerkungen zum 17. März und 15. Juli 1811) verſprochen hatte, keine weitere Emiſſion von Papiergeld zu veranſtalten, wurde mit Patent vom 16. April 1813 die Ausgabe von „Anticipationsſcheinen" im Betrage von 45 Millionen Gulden angekündigt.

28. Schellings „Zeitſchrift von Deutſchen für Deutſche" Nürnberg 1813.

30. „Philoſophiſche Fragmente aus (Ludwig Auguſt) Hülfens literariſchem Nachlaſs" mit einem Vorwort von Fouqué in Schellings Allgemeiner Zeitſchrift von Deutſchen für Deutſche S. 266.

Mai.

2. Die Schuld. Trauerſpiel in 5 Acten von Adolf Müllner. 1. Aufführung im Burgtheater 27. April 1813.

5. Der Zauberring, ein Ritterroman von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, iſt 1813 bei Johann Leopold Schrag in Nürnberg erſchienen.

7. Akis und Galathee, Ballet von Noverre. 1. Aufführung im Nationaltheater 29. Auguſt 1773.

Die Tänzerin Joſefa Maria Vigano, geb. Medina, geb. 1756 geſt. 1821, Gattin des berühmten Tänzers und Balletmeiſters Salvatore Vigano, war Mitglied des Kärntnerthortheaters in den Jahren 1793 und 1794.

16. Albrecht Hallers Tagebuch ſeiner Beobachtungen über Schriftſteller und über ſich ſelbſt. 2 Bde. Bern, Haller 1787.

19. Helvetius: De l'esprit. Bern, Seizer 1791.

23. Die „Öſterreichiſche Monatsſchrift" enthält außer der „eiſernen Maske" (vgl. Anmerkung zum 13. Mai 1811) folgende von Schreyvogel gezeichnete Aufſätze: „Verſchwörung eines Erzbiſchofs, der Inquiſition und der Juden gegen das Königreich Portugall im Jahre 1641" (mit vollem Namen gezeichnet, Jahrgang 1794, Bd. 1, 1—50 und 182—195), „Jacobiner und ihre Kappen in Frankreich, fünfthalb hundert Jahre vor der Revolution" (gezeichnet: S., ebend. S. 66—72), „Klägliches Sendſchreiben eines Illuminaten an ſeinen Ordensprovincial" (gezeichnet: S., ebend. S. 54—63), „Wie man ſich

vertheidigt. Für die Leſer des Magazins der Kunſt und Litteratur" (gegen Hofſtätter gerichtet, vgl. Anmerkung zum 13. Mai 1811, gezeichnet: S., ebend. S. 84—92), „Der Glaube an Vorſehung nach Grundſätzen der Vernunft" (mit vollem Namen gezeichnet, ebend. S. 285—293), „Ein Wort über den Nachtheil der jetzigen Anarchie in den Meinungen" (gezeichnet: S., Jahrgang 1794, Bd. 2, S. 201—205), „Nachricht von einem neu errichteten heimlichen Sitten-Tribunal" (gezeichnet: S., ebend. S. 218—224), „Die Republik der Philoſophen" (gezeichnet: S., ebend. S. 239—247), „Eine Definition und eine Bitte" (gezeichnet: S., ebend. S. 248—250) und „Schlußrede" (mit vollem Namen gezeichnet, ebend. S. 296—311). Außerdem ſind noch einige nicht gezeichnete Artikel der „Öſterreichiſchen Monatsſchrift" Schreyvogel zuzuſchreiben.

Juni.

26. Nathan der Weiſe. Dramatiſches Gedicht von Leſſing. 1. Aufführung im Burgtheater 25. Jänner 1819.

27. Freemann, oder Wie wird das ablaufen? Schauſpiel in 4 Acten von J. E. Jeſter. 1. Aufführung im Burgtheater 30. Juni 1802.

Juli.

14. Bernard de Mandeville, geb. Dortrecht um 1670, geſt. London 1733, berüchtigt durch ſeine „Fable of the bees, or private vices made public benefits".

Joh. Gottfr. Karl Kieſewetter: Über den erſten Grundſatz der Moralphiloſophie. 2 Theile. Berlin, Matzdorf 1790.

23. Gemeint iſt der ſchleſiſche Dichter Joh. Chriſt. Günther, deſſen erſte Gedichtſammlung 1724, und in 6. Auflage verbeſſert und vermehrt 1764 erſchien.

October.

16. Sismondi: „De la Littérature du midi de l'Europe." 4 vol. Paris 1813.

December.

9. Die moraliſche Wochenſchrift „The Tatler" (der Plauderer), 1709 von Steele begründet, zählte Addiſon zu ihren eifrigſten Mitarbeitern.

Über Schreyvogels Verkehr im Hause der Karoline Pichler berichtet diese in ihren „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", Wien 1844, III, 105: „Herr von Schreyvogel, einer unserer ausgezeichnetsten Literaten, ein vieljähriger Bekannter von uns, und damals Vicedirektor des Hoftheaters, welcher Stelle er mit Kenntniß, Geist und Kraft vorstand, besuchte uns zuweilen, und hatte die Güte, mir fast alle seine neuen Produktionen, noch bevor sie gedruckt waren, mitzutheilen." Schreyvogel war es, der Grillparzer bei Karoline Pichler einführte.

11. „Leonore. Ein Gemählde aus der gewöhnlichen Welt" erschien 1813 in der Straußischen Ausgabe von Karoline Pichlers sämmtlichen Werken, Bd. 4 und 5.

12. Humes Politische Versuche erschienen in deutscher Übersetzung in Königsberg bei Nicolovius 1800.

22. Helvetius: De l'homme et de ses facultés intellectuelles et de son éducation. 2 vol. Bern 1791.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

MAR 1 5 1983

Stanford University Libraries
3 6105 010 145 238

270249

Digitized by Google